Ernst Zahn's Gesammelte Werke

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Ernst Zahns Gesammelte Werke

Erste Serie

Siebenter Band

Die Clari-Marie

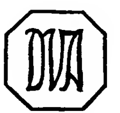


Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Die Clari-Marie

Roman von

Ernst Zahn



Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Papier von der Papierfabrik Salach in Salach, Württemberg

Den Verschlossenen!

Auf Erden haust ein seltsames Geschlecht,
Geht einsam durch die Welt mit stillen Schritten,
Weiß nicht ins Leben sich zu finden recht,
Versteht es wohl und steht doch fremd inmitten.

Die dieses Volks, wenn weit ihr Busen schwillt
Und wenn die Liebe drängt in ihren Seelen
Und wenn der Born der Freude ihnen quillt,
Sie suchen herben Mundes es zu hehlen.

Ihr Leben ist wie eine tiefe Scham,
Daß da das Glück zu prahlen mag begehren,
Daß dort der Schmerz der Würde sich benahm
Und vor der Welt zur Schau trägt seine Zähren.

Und ihrer eine ist das Weib, von dem
Dies Buch erzählt — so sei es denen eigen,
Die weder Mantel schmückt noch Diadem,
Und die doch königliche Würde zeigen.

Den Einsamen sei dieses Buch geweiht,
Die unsichtbar die schwere Krone tragen:
Zu lieben je und je zu tragen Leid
Und nie davon zu sagen!



Erstes Kapitel

Zwei rote Lichter tanzten am Berg, das eine aufwärts, abwärts das andre; über kurzem mußten sie sich treffen.

Jenseits über dem Aren dämmerte ein andrer Schein herauf, dort war der Himmel grauweiß; eine silberige Linie säumte das Gebirge; es begann zu tagen. Im Isengrund war noch alles Schatten und Nacht. Die Sterne standen über dem Tal, sparsam, vereinzelt. Im blauschwarzen Himmelsgrund blitzte es manchmal noch auf, als versinke etwas im Dunkel; das waren die Sterne, die erloschen.

Die Lehnen lagen verhüllt, Tannen und Fels und Matte, Hütten und Gaden, alles gleich verloren in Finsternis. Nur die zwei Lichter lebten darin; langsam stieg das eine, langsam sank ihm das andre entgegen.

„Wer kommt dort den Weg herab?“ fragte der Fremde, der, mit Pickel und Seil ausgerüstet, auf dem Weg nach dem Rothorn war und dem Jakob Jacki, der Führer, mit der Laterne voraufstieg.

Der andre zuckte die Achseln. „Vielleicht der Scharfegghüttler,“ murrte er leichthin. Dann fiel ihm die Höflichkeit ein, die nicht zu seinen Alltagsgewohnheiten gehörte, und er erläuterte: „Er wohnt da oben am höchsten am Berg, der Scharfegghüttler.“

Sie stiegen weiter. Der rote Laternenschein lief ihnen voran; blitzartig sprang mit jeder Aufwärtsbewegung ein neues Stück Weg ins Licht, zertretenes, graubraunes Erdreich, glatter Fels, Geröll und armseliger Graswust. Der Stein kreischte zuweilen unter den schweren Bergschuhen der Ansteigenden, hier und da brach ein kurzes Klingklang dazwischen, wenn die Spitze des Eispickels auf Felsen traf. Friedrich Kirchhofer, der Städter, schritt groß aus mit wiegendem Gang, als wie mit geschmierten Gelenken. Jacki, der Führer, tappte schwerfällig vor ihm her; es war, als arbeitete er zäh, fast verdrossen Stück um Stück des Bodens unter sich. Sein Gesicht blieb hell dabei. Er sah nach Osten hinüber. „Die Laterne brauchen wir bald nicht mehr," sagte er.

Der Herr blickte wieder über den Weg hinan. „Ihr, Jacki, ein Weibervolk ist's, was da kommt," sagte er lachend.

Des Führers Blick folgte dem seinen. In dem knochigen, an Wangen und Kinn zur Not rasierten Gesicht wurden die Züge starr, die Augenbrauen rückten zusammen, bis sie wie zwei scharfe Ecken standen, daraus brach spähend der Blick der hellen blauen Augen.

Das Schwarz der Lehne hellte sich allmählich zu dämmerndem Grau. Ein Stück Weges oberhalb der Stelle, wo die Männer schritten, wurden die Umrisse einer weiblichen Gestalt sichtbar; neben ihr schwebte das zweite Laternenlicht einher. Jacki, der Führer, stand still. Er wandte den grauen, festen Kopf nach dem Herrn zurück. „Die Clari-

Marie, die Hebamme," sagte er und fügte wie nach kurzem Besinnen hinzu: „Richtig, bei dem Scharfegghüttler seiner Frau wird sie gewesen sein!" Bei den letzten Worten hatte seine Stimme hellere Färbung. Das „Clari-Marie" hatte dunkel und leiser, fast scheu geklungen. Wieder stiegen sie darauf weiter.

„Tag, Jacki!"

„Tag, Clari-Marie!"

Die Stimmen des Führers und des Weibes mischten sich ineinander, als sie aufeinander trafen. Der Weg war schmal, zwei Grundstücke abgrenzende Lattenzäune engten ihn an der Stelle, die Clari-Marie warf den Arm über den einen und stellte sich mit dem Rücken an ihn, die Männer vorbeizulassen. Der Führer blieb stehen; er hatte mit der schweren Hand am Filz gerückt, als er gegrüßt hatte, eine sonderbare Art zwischen Gleich und Gleich. „Ist die Hüttlerin ins Bett gekommen?" fragte er. Der Städter stand dicht unter ihm und sah nach der Frau. Sie trug ein schwarzes, sauberes Gewand und hatte ein farbiges Tuch kreuzweise über die starke Brust geschlungen. Sie war mittelgroß, schwer, ihre Arme füllten die Aermel ihres Kleides so, daß diese sich in Falten spannten, und sie hatte ein gelbliches, volles Gesicht; Säcke hingen ihr unter den Augen, ihre Stirn war nicht hoch, strebte aber gerade, fast eckig zum dünnen schwarzbraunen Haar auf. Um dieses Haar hatte sie ein farbiges Schnupftuch mit nach hinten hängendem Zipfel gebunden, das unterm Kinn verknüpft war. Auf des Führers Frage nickte sie zustimmend; in ihrer Haltung aber

lag Ungeduld, als gäben ihr die Männer den Weg nicht rasch genug frei. Jakob Jacki tat einen Schritt bergan, aber er schien zum Plaudern aufgelegt und bemüht, der andern freundliche Worte zu geben. „Der Hüttler ist auf Strahlen aus," sagte er, „du —" da stockte er und ließ die blauen Augen die Freundlichkeit sagen, die ihm in Worten nicht einfiel.

„Das Buckeli hat mich gerufen," sagte die Clari-Marie. Dann fügte sie, während sie sich abwendete und an dem Städter vorübertretend den Abstieg wieder aufnahm, trocken und kurz hinzu: „Ja, es ist eine ganz schwere Nacht gewesen."

„Guten Tag." grüßte Kirchhofer, als sie, mit dem Arm fast den seinen streifend, vorüberging.

„Ja," gab sie zurück. Es klang kurz hervorgestoßen, und es lag schon ein Stück Weges zwischen ihnen, als sie es sagte; der Städter wußte nachher kaum, ob sie ihn gegrüßt hatte oder nicht.

Die beiden Männer begannen wieder ihr gleichmäßiges, stetes Berganſteigen. „Was ist das für eine?" fragte Kirchhofer der Clari-Marie nach, „eine Kurze scheint sie."

„Ja, das ist schon eine," gab der Führer mit seltsamer Betonung Bescheid. Im Weitersteigen stieß er in Absätzen und langen Zwischenpausen eine Auskunft nach der andern heraus, während der Städter schweigend hinter ihm schritt. „Die weiß mehr als eure Doktoren im Tal, Herr!" — „Ein Doktor ist im Isengrund noch keiner gesehen worden." — „Ja, eine Gute ist sie schon, die Clari-Marie!" — „Schreinern kann sie auch." Hier wandte Jacki den

Kopf und lachte. „Schreinern! Habt Ihr auch schon ein Weibervolk mit Hobel und Stemmeisen hantieren sehen?"

Kirchhofer strich sich den langen braunen Bart und lachte mit.

„Seit der Truttmann, ihr Mann, tot ist, schreinert sie weiter mit dem Töni, dem Gesellen, zusammen," berichtete, wieder weitertappend, der Führer. Seine Gedanken kamen lange nicht von der Clari-Marie los. Oft stiegen sie lange wortlos fürbaß, dann brach er plötzlich wieder mit einer Bemerkung dazwischen, die auf die Truttmannin Bezug hatte. „Ja, ja, ein Doktor kommt nicht nach dem Isengrund," wiederholte er, als sie schon hoch über dem Tale standen, wo der Weg auf Firn übertrat und sie sich ans Seil banden.

„Ich bin aber ein halber," gab Kirchhofer zurück, „ein Apotheker bin ich."

Darob mußte Jacki lachen. „Und seid doch hergekommen, meint Ihr," sagte er. Sein Blick hing dabei mit treuherziger Neugier an dem schönen Manne. „Es nutzt auch nicht viel, das Pillen- und Salbenzeug, das Ihr verkauft," meinte er trocken.

Kirchhofer lachte wieder und herzlicher. Dann hoben sie die Firnwanderung an. Es war jetzt ganz hell. Wie ein zartes, knisterndes Goldgewebe lag der Schein der aufsteigenden Sonne über dem verschneiten Rothorngipfel. Der Himmel war blau, er quoll zu beiden Seiten des leuchtenden Berges hervor. Der Gletscher, der wie ein fahler Mantel um des Berges Schultern geschlagen war, lag noch

im Schatten. Er war kalt, tot. Zwei schwarze Punkte auf bleichem Feld zogen der Führer und der Herr über ihn hin.

*

Die Laterne der Clari-Marie stand daheim zwischen den Gitterstäben des kleinen Fensters, das neben der dunkelgrünen Haustür mit dem Messingknopf wie zur Wacht auf den Rothornweg schaute, wenig oberhalb der Stelle, wo dieser in die Dorfstraße mündete. Dort stand sie seit Stunden wieder, stand dort, bis wieder einer des Nachts mit der Faust an die Tür schlug: „Clari-Marie, komm, hilf!" In die Ecke, die die zwei Wege bildeten, war das Haus der Truttmannin hineingebaut. Das Haus und die Werkstatt! Eigentlich war das alles nicht ihr allein eigen; es gehörte den vier Schwestern, den Zieglermädchen, von denen die Truttmannin eine war; auch die früheren Eigner wohnten mit darinnen; der Chrysostomus Ziegler, der Vater, und sein Weib; diese beiden aber waren nur noch Menschenreste, armselige Reste, die im Sommer an die Sonne und im Winter an den Ofen gesetzt werden mußten, damit das bißchen warme Leben im hundertjährigen Körper nicht erstarrte. Das Haus war klein und sauber, eines der besten im Dorfe, seine vier Mauern trugen grauen Besenwurf, zu dem die grünen kleinen Fensterladen der zwei Stockwerke wohl standen. Das Ziegeldach saß tief auf dem Unterbau, das ganze Haus, da es tiefer stand als der Rothornweg, hatte etwas sonderlich Bescheidenes, gleich einem Menschen, der sich gern in der Menge der übrigen versteckt und halb scheu, halb schalkhaft aus ihr hervorpiept.

Wie das Haus waren die Ziegler selber, sie liebten es nicht, vorn zu sein, waren ihrer Lebtag stille Leute gewesen. Von einer der hohen Berglehnen herab gesehen, fiel das Zieglerhaus unter den andern Hütten dennoch auf, just weil es harte Bedachung trug, während seine nächsten Nachbarn, die von Alter und Stürmen braun gewordenen Hütten des Altdorfes, noch alle mit Schindeln gedeckt waren. Als es vor ein paar Jahren das neue Dach bekommen sollte, war für die Truttmannin einer der seltenen Anlässe zum Lachen gewesen. „Ein neues Dach muß das Haus haben?“ sagte sie. „So müssen Ziegel darauf, natürlich; Ziegler müssen unter Ziegeln wohnen!“ —

Der Tag war auf. Am Rothorn brannte das Frühgold. Die Clari-Marie war geraume Zeit von ihrem Gang nach der Scharfegghütte zurück. Sie kam aus ihrer im oberen Stock gelegenen Kammer, bleich wie vorher, aber frisch; in den Augenwinkeln und an den Schläfen standen noch Tropfen des kalten Wassers, in das sie den Kopf gesteckt hatte, und das schwarzbraune, straff am Kopf zurückgenommene Haar war feucht. Sie ging in demselben schwarzen, sauberen Gewand, nur die Tücher hatte sie abgelegt. Durch die niedere Tür, dem Hauseingang querüber, trat sie in die Wohnstube; die sah mit vier kleinen Frontfenstern nach Osten, wo in einiger Entfernung die Kirche von Isengrund am Taleingang stand, scharf hingezeichnet wider die blaue Luftlinie, als hörte hinter ihr die Welt auf und ginge der Himmel an. Ein Seitenfenster gab der Stube Ausblick auf den Nebenbau,

die Werkstatt. Der Wohnraum selbst war sauber und traulich; den langen, der Frontfensterflucht entlang stehenden Tisch deckte ein braunes Wachstuch. Auf der Fensterseite liefen Bänke an ihm hin, diesseits standen schlichte, dunkelgebeizte Stühle. Ein abgenutzter Nähstock war an das Seitenfenster gerückt; in der Ecke zur Linken der Tür stand ein breiter tannener Schrank, ihm war Nachbar, breitspurig die ganze Ecke füllend, der Ofen aus grauem Granit. Die Clari-Marie trat zum Tisch, rückte ein paar Tassen zurecht, die dort, wie just hereingetragen, in einem Haufen standen und lagen, und wandte sich dann nach einer Nebenkammer. Indessen kam die Cille aus der Küche, die zweitjüngste der Zieglermädchen, und trug das Morgenbrot auf. Die Cille, die groß und hager war und fast gebückt gehen mußte, damit sie mit dem in schweren Zöpfen den Kopf umspannenden schwarzen Haar nicht die niedere Diele streifte, trat an die Nebenkammertür, sprach ein Wort hinein: „Essen," tat dann das Seitenfenster auf und rief mit einer herben, spröden Stimme dasselbe Wort: „Essen" nach der Werkstatt hinüber. Daraufhin und während die Cille noch hantierend hin und wieder ging, füllte sich die Stube mit denen, die zu den Mahlzeiten an den Tisch gehörten. Der Chrysostomus Ziegler, der Alte, kam zuerst herein, er kam am Arm der Clari-Marie, in dicke Schafwollkleider gewandet, obwohl es Sommer war; an den Füßen hatte er Filzschuhe, so mächtig, daß der kleine, gebrechliche Mensch darinnen fast unterging, auf dem Kopf trug er eine Pelzkappe tief in die Stirn gedrückt, in der sich, wie mit sicheren Stichen

genäht, Falte an Falte reihte. So von unzähligen Falten durchzogen war das ganze kinderhaft schmale, bartlose Gesicht, den Wirrwarr von Runzeln unterbrachen nur die Augen, die als zwei trübe, rotumrandete Punkte tief in den Höhlen standen. Ihr Blick war spähend, mühsam, der Hundertjährige reckte den Hals vor, als er mühselig an den Tisch schlich. „Sind die andern noch nicht da?“ fragte er in langsamem und doch verdrießlich keifendem Tone.

Die Clari-Marie gab keine Antwort. Sie ließ ihn in die Bank treten, und als er sich selber weiterhelfen konnte, wandte sie sich und ging in die Kammer zurück. Indessen schallten schlürfende Männertritte im Flur, dann trat ein graubärtiger, nach vorn gebückt gehender Bauer in die Stube, der die Weste offen und die Hemdärmel bis zu den Ellbogen der dunkeln, knochigen Arme aufgekrempelt trug und dem der Holzstaub an den Kleidern hing, der Töni, der Schreiner. Er und ein bleicher Bub, der hinter ihm ging, setzten sich an den Tisch; auch die Cille nahm Platz. Aus der Nebenstube kam die Clari-Marie mit einer Last auf den Armen gegangen. Es sah sich an wie ein Bündel Kleider. Aber der Clari-Marie an der Brust lag ein eisgrauer, kleiner Kopf. Diese trat an die Bank, ließ das Häuflein Menschenleib, das sie trug, nieder und rückte es dem Alten nahe, dem die Cille Milch und Brot rüstete. Das war die Ziegler-Anni, des Alten Weib, der noch zwei Jahre an dem vollen Hundert fehlten, und die doch gebrechlicher war als der, mit dem zusammen der Herrgott sie hatte überzeitig werden lassen. „Jere-ja,“ seufzte das greise Weib auf; es

klang fast wie ein Schluchzen. So mit Seufzen hob sie jeden neuen Tag an, und mit ihrem weinerlichen, halb kindischen „Jere-ja—jere-ja“ fuhr sie immer wieder dazwischen, während die andern über dem Morgenbrot von dem und jenem hin und her redeten. Die Clari-Marie saß am unteren Tischende; bei ihr liefen die Fäden des Gesprächs zusammen; irgendwie geschah es und unbewußt, daß jedes ihr etwas zu sagen oder sie etwas zu fragen hatte. Mit der Cille sprach sie von einem Bauer, der am frühen Morgen dagewesen, von einer Frau, die kommen wollte. „Das und das tust nachher,“ wies sie den Töni, den Gesellen, an. Dazwischenhinein fand sie Zeit, den Vater zu tadeln, der nicht hungrig schien: „Esset das Brot, Vater, seid nicht so wählerisch,“ und die Mutter zu schelten, die wieder ihr „Ja-jere-ja“ sang: „Jammert jetzt nicht immer; Ihr macht dem Herrgott seine Welt nicht anders.“

Einmal wandte sie sich zu dem Buben: „Heute muß die Streu ein, du, gleich nachher kannst gehen, so bist am Abend rechtzeitig zurück.“

Jaun Ziegler, der Bub, bog den Kopf mit dem langen, steckigen, schwarzen Haar tiefer über die Tasse und murrte halb scheu, halb verdrossen ein Ja. Die Cille sah auf und nach der Schwester hin; sie tat den schmallippigen herben Mund auf, als wollte sie reden, aber die Clari-Marie streifte mit einem flüchtigen Blick ihr hageres Gesicht und sagte: „Er wird wohl gehen können, der Bub; vom Stubenhocken wird er nicht stärker.“

Da flogen dem Jaun zwei kleine rote Flecken

auf die kalkweißen Wangen; er hob das unschöne Gesicht und sagte heftig und gekränkt: „Natürlich kann ich."

Die lange Cille aber beendete ihr Frühstück und stand auf, und obwohl sie gerade und aufrecht hinausging, war es, als trüge sie eine Last auf dem Rücken. Auch die Clari-Marie war bald satt; sie rückte die Tassen an den Tisch und sprach mit dem Töni von Geschäften. Indessen kamen die Alten mit der Mahlzeit zu Ende; dann verließen der Knecht und der Bub die Stube. Die Clari-Marie hob die Mutter von der Bank und trug sie zum kalten Ofen hinüber; dort hatten die Alten ihren Platz. Ihr nach hinkte auch der Ziegler, vom Tisch zur Wand, von dieser zum Ofen. Er kletterte neben sein Weib, schnaufte mühsam; nach einer Weile grub er in der Tasche seiner rauhen Hose nach der Pfeife, holte sie heraus, stopfte und brannte sie an. Es war eine lange und langwierige Arbeit. „Jere-ja," ächzte sein Weib dicht neben ihm.

Zweites Kapitel

Die Clari-Marie war zum zweitenmal aus der Scharfegghütte zurück. Sie hatte nach der Wöchnerin gesehen, der sie in der Nacht beigestanden. Nun ging es an den Abend. Das Rothorn brannte im Feuer, das ihm den Namen gegeben, und der Widerschein der Spätglut, die es umlohte, zündete durch die staubigen Fenster der Werkstatt, in der kurze Zeit der Truttmann, der Schreiner, Meister gewesen

war. Der Töni stand an der Hobelbank und arbeitete an einem eingespannten Holzstück, daß ihm der dünne graue Bocksbart zitterte und eine feuchte Röte sein Gesicht färbte. Die Clari-Marie nahm gehobelte Bretter aus einer Ecke und maß. Dann griff sie nach der Säge und ging an die Arbeit; schwer hielt die feste, feiste Hand das Brett niedergedrückt, und in schwerem, langsamem Hin und Her wiegte der Körper, als sie die Bretter schnitt.

„Ich habe es gleich gewußt," sprach sie zwischenhinein und nach dem Töni hinüber, „so spät wie die Wipflin hat eine nicht gut Kinder haben."

„Bringst sie durch, Frau?" fragte der Töni.

„Sie wohl!" gab sie kurz zurück.

Dann arbeiteten sie eine Weile schweigend. Ein paarmal klang das Geräusch von Schritten durch die halboffene Werkstattür herein, wenn jemand über den Rothornweg hinauf- oder hinunterstieg. Die beiden Arbeitenden achteten nicht darauf, der Lärm ihrer Werkzeuge übertönte ihnen auch das Nahen eines Knaben, der eine ganze Weile in der Tür stand, bis die Clari-Marie zufällig auf und nach ihm hinsah.

„Bist schon lang da?" fragte sie.

Der Bub sah sie scheu an, dann sagte er eine scharf eingelernte Rede her, der er gern ledig wurde: „Der Vater ist krank; so arg Stechen hat er in der Brust! Ob Ihr ihm nichts wüßtet?"

„So — Stechen?" sagte die Clari-Marie. Sie stand aufrecht, die Säge im halbdurchsägten Brett. „Ist er schon lang so?" fragte sie dann

„Seit gestern," antwortete der Bub.

„So soll er ins Bett liegen, daß er warm hat; und geben will ich dir etwas.“ Damit ließ sie die Arbeit und ging mit dem Buben nach dem Hause hinüber. Sie kam bald zurück, nahm die Säge wieder auf und schaffte weiter. Nach einer Weile rief sie den Töni: „Komm, hilf!“

Er trat hinzu, und sie stellten Brettlein und Brettlein zusammen. Als sie mit Nageln fertig waren, stand ein weißer Kindersarg auf dem Werktisch. Die Clari-Marie sah nach einem der Fenster, nachdenklich und lang, als sähe sie etwas, was den Blick fesselte. Einmal war es, als liege in ihren grauen, durchdringenden Augen ein Ausdruck von Angst; aber es ging blitzschnell vorüber. Noch aus ihrem Nachsinnen heraus und halb für sich sagte sie: „Auf die Welt gebracht habe ich das Kind, getauft habe ich's, weil es für den Pfarrer zu spät gewesen ist, und in die Kiste lege ich's. Es ist fast zu viel für einen Menschen, an einem andern zu tun.“

Just da stand der Scharfegghüttler in der Tür, der Wipfli. Er war noch in dem verschlissenen Gewand, in dem er vor einer Stunde vom Strahlen heimgekommen sein mochte, um sein Weib im Bett, sein Neugeborenes tot zu finden.

„Das ist für meines, denke ich,“ sagte er und deutete nach dem Sarg hinüber; in seinem holzbraunen, harten Gesicht mit dem zerfetzten Braunbart zuckte es. Die Clari-Marie nickte. Dann trat sie zu ihm.

„Du kommst wegen dem Tee für die Frau?“ fragte sie.

„Ja," gab er langsam und schwerfällig Bescheid. Dann schritten sie zusammen hinaus, der Wipfli mit schwerem Gang, bei dem der harte Bergschuh mit dem Absatz auf den Boden schlug und die Fußballe nachklatschte, so daß ein Geräusch wie Mühlenradklappern entstand. Die Clari-Marie verschwand im Haus, der Strahler wartete vor der Tür. Als sie zurückkam, reichte sie ihm ein Päckchen.

„Gib ihr fleißig davon, wenn sie durstig ist in der Nacht! Morgen komme ich wieder," sagte sie.

„Ja, danke!"

Er drehte sich halb ab. Es plagte ihn etwas, das nicht auf die Zunge wollte. „Eine Gute bist, Clari-Marie!" brachte er dann heraus, „die Frau kann nicht rühmen genug."

„Ja — ja — es ist schon recht," sagte sie beschwichtigend. Sie tat einen Schritt nach der Werkstatt, der andre einen am Wege aufwärts.

„Daß ich gerade habe fort sein müssen! Ich habe gedacht, daß noch Zeit sei," sprach er von dort.

„Du hättest doch nicht helfen können," gab sie zurück.

Da rückte auch er wieder den Hut, als ob sie eine Fremde wäre. Im Gehen aber wandte er sich noch einmal. „Der Herr, der mit dem Jacki auf dem Rothorn gewesen ist, kommt auch noch zu dir," sagte er.

„Der?" fragte sie.

„Ja, er hat sich weh getan, scheint's, und will etwas haben von dir."

Der Wipfli ging. Die Clari-Marie sprach ein paar Worte durch die Werkstatt hinein und trat

nachher ins Wohnhaus zurück. Nicht lange darauf kamen Jakob Jacki, der Führer, und der Städter den Rothornweg herabgestiegen. Kirchhofer stützte sich schwer auf die Schulter seines Begleiters und hinkte, sein Gesicht war bleich vor Schmerz, der dunkelbraune Bart schien fast schwarz dagegen.

„Jetzt sind wir da," sagte Jacki, als sie oberhalb des Zieglerhauses einen Augenblick innehielten, damit der Verunglückte verschnaufe.

„Es läge mir fast mehr an, gleich bis zum Gasthaus weiterzuhumpeln," sagte Kirchhofer; aber als sie an der Haustür der Clari-Marie standen, traten sie doch hinein. Der Flur war leer und still, so gingen sie bis an die Stube vor und pochten. Ein „Ja!" antwortete. Sie traten ein und fanden die Cille am Nähtisch sitzen. Am Ofen hockten die beiden Alten; sie fuhren aus einem schläfrigen Dahindämmern auf, als sie fremde Stimmen hörten. Der Ziegler war halb blind; seine Stimme klang voll zitternder Neugier in die ersten Worte, die die Männer mit der Cille wechselten: „Ja — ja — wer ist jetzt das — wer ist —?"

Jacki, der Führer, zog einen Stuhl vom Tisch und rückte ihn Kirchhofer hin.

„Wo ist die Clari-Marie?" fragte er.

„Das ist der Jacki, lug, der Jacki," murmelte der Alte am Ofen. Sein Weib ächzte: „Jere-ja — der Jacki! Wie geht es dir, Jacki?"

Den Männern gingen die Worte verloren; die Cille war nach der Tür gegangen, die Schwester zu rufen; aber diese trat just herein, als sie nach der Klinke faßte.

„Tag!“ sagte sie, kurz wie am Morgen.

Kirchhofer entgegnete ein paar höfliche Worte.

„Er hat sich den Fuß verstaucht, eben der Herr,“ sprach Jacki dazwischen. „Er muß im Dorf bleiben die Nacht. Du — du — wirst ihm schon etwas wissen.“

„Habt Ihr Bleiwasser im Haus oder dergleichen?“ fragte Kirchhofer. Er legte den Fuß auf einen Stuhl und löste Schuh und Strumpf; vor Schmerz verbiß er die Zähne. „Ich bin ein Apotheker,“ lachte er dann mit grimmigem Scherz, „und gehe um Salben betteln.“

Die Clari-Marie trat heran und betrachtete den stark geschwollenen Fuß. Sie hielt die Arme kreuzweise übereinander geschlagen. „Verstaucht ist manchmal schlimmer als gebrochen,“ sagte sie. Dann ging sie und kam nach kurzer Weile mit Verbandzeug und einer Flüssigkeit wieder.

„Wer ist jetzt das, der redet?“ fragte eben der neugierige Alte und meinte den Städter.

Die Clari-Marie hatte den Schein eines Lächelns um ihren Mund: „Ein Fremder ist der,“ sprach sie nach dem Vater hin. Dann begann sie ein Tuch mit der Flüssigkeit zu netzen, schlang es um den Fuß, ein andres darüber. Sie griff fest zu, wie mit Männerfäusten.

„Herrgott!“ stöhnte Kirchhofer einmal.

Als sie fertig war, wandte sie sich zu Jacki: „Hol die Tragbahre vom Lirer-Jost; es soll einer tragen helfen; gehen kann er nicht zum ‚Löwen‘.“

Jacki stand vom Stuhl auf, auf dem er Platz genommen hatte, und ging hinaus. Noch aber hielt

er die Klinke der Stubentür, als die Haustür mit einem Stoß aufflog und etwas hereintaumelte. Zuerst war es, als fliege nur ein Korb, von einem Fußtritt getroffen, herein, schwere Moosstreustücke rollten über den Boden.

„Hehe!" sagte die Clari-Marie, aber die Cille war mit ein paar großen Schritten neben dem Korb, unter dem ein schwarzer Kopf sichtbar wurde. Ein Aechzen wurde laut; die Cille faßte zu; es war, als zitterten ihr die hageren Hände, und sie war kreideweiß. Als auch die Clari-Marie mit angriff, richteten sie den Jaun, den Buben, auf, der unter der Korblast zusammengebrochen war.

„Bah," sagte die Cille, „er ist halt nichts für solche Arbeit, der Bub." Die Lippen zuckten ihr. Ihre Worte klangen mehr scheu als zornig. Mit einem roten Sacktuch fuhr sie dem Knaben über die schweißnasse Stirn, an der eine blaue Beule sich zu zeigen begann, dort, wo er mit dem Kopf auf den Boden geschlagen. Die Clari-Marie raffte die Moosstücke in den Korb, umspannte die schwere Last mit beiden Armen und trug sie ohne Mühe nach dem Estrich, wo das Moos zum Trocknen aufgeschichtet wurde. Als sie zurückkam, saß der Jaun am Tisch, noch immer weiß im Gesicht, die dunkeln Augen, die einen sonderbaren leeren Blick hatten, schauten ziellos da- und dorthin. Kirchhofer richtete dann und wann ein Wort an ihn; dann gab er einsilbige Antworten und hatte einen Ausdruck von Unbehagen im Gesicht; er scheute den Fremden.

„Geht's besser?" fragte ihn die Clari-Marie. Dann trat sie zum Schrank, goß etwas in ein Glas,

ging hinaus und brachte das Glas mit Wasser gefüllt zurück. „Da, trink,“ sagte sie.

„Dank,“ sagte Jaun.

Die Clari-Marie wandte sich dem Ofen zu, wo die Zieglerin dem Alten neben ihr an die Schulter gesunken war und schlief. Sie ging hin, hob sie auf und trug sie nach der Nebenstube. Der Städter sah ihr nach, sah sie nachher zurückkommen und ein- und ausgehend hantieren und erstaunte über die Kraft und Sicherheit, die klare Bewußtheit, mit der sie alles tat, wie sie mit festem Griff zufaßte und überallhin mit raschen, harten Tritten trat. Alles im Hause schien sich ihr schweigend unterzuordnen; selbst der geschwätzige, halbblinde Alte wurde still wie ein gehorsames Kind, sobald sie in seine Nähe kam. Indessen trank Jaun sein Glas leer; dabei lief ein Schauer durch seine hagere, eckige Gestalt, plötzlich warf er die Arme auf den Tisch und grub den Kopf hinein; er flennte. Die Cille hatte wieder das seltsame Zittern um den Mund; sie gab sich Mühe, an ihrer Näharbeit weiterzuwerken, als ob nichts sie bedrängte.

„Was hast?“ fragte Kirchhofer den Buben.

Der gab lange keinen Bescheid. Erst auf ein abermaliges: „Rede, was hast?“ stieß er hervor: „Gottlos schwer ist es gewesen.“

„Er ist nichts für schwere Arbeit,“ wiederholte die Cille, „er ist nur ein Schwacher.“

„So paßt er nicht in das Wildland herauf,“ meinte Kirchhofer.

Die Cille horchte auf, sie schien etwas auf der Zunge zu haben, aber die Clari-Marie trat hinzu,

da war es, als duckte sie sich und schwieg. Erst als jene die Stube abermals verließ, sagte die Cille: „Zum Lernen, so als Schreiber oder so, wäre er ein guter. Der Lehrer hat ihn immer gerühmt, auch der Pfarrherr."

Kirchhofer hatte nur halb hingehorcht. „Schickt ihn in eine Stadt," sagte er leichthin, „da kommt er eher weiter."

Die Cille sah ihn groß an. Sie konnte nicht sprechen, denn durch Haustür und Flur kamen Jacki und zwei Männer mit einer Bahre gegangen; aber ihre schwarzen Augen behielten einen sinnenden Ausdruck. Einmal, als Kirchhofer schon auf der Bahre lag, trat sie mit einer jähen Bewegung auf ihn zu, als ob sie etwas fragen wollte. Aber die Clari-Marie stand neben ihr; wie erschreckt sah sie diese von der Seite an und trat zurück.

„Nehmt das mit und macht Ueberschläge die Nacht," sagte die Clari-Marie zu Kirchhofer und reichte ihm das Fläschchen, das sie bei seiner Ankunft benutzt hatte.

Er dankte. Nun hoben ihn die Männer auf.

„Geht er jetzt, der aus der Stadt?" fragte der Ziegler vom Ofen herüber und streckte den Hals. Jaun hob den Kopf und sah aus den noch feuchten verstaunten Augen den Männern nach, die mit der Bahre Stube und Haus verließen, während die Clari-Marie die Tür für sie offen hielt.

Eine Viertelstunde später saß Kirchhofer in der Wirtsstube des Gasthauses, hatte den kranken Fuß auf einem Stuhle liegen und aß ein Abendbrot.

Jost Trachsel, der Löwenwirt, stand bei ihm und plauderte:

„Ja — ja — das ist schon eine, die Clari-Marie! Wenn wir die nicht hätten im Isengrund! Sie ist keine von den Lauten, aber was sie im stillen tut, das zählt mehr, als wenn sie es laut täte. Sie weiß mehr als der beste Doktor. Wenn einer einem Kranken helfen kann, kann sie. Unsre Weiber reden von ihr wie von einem Engel. Mut zu machen weiß sie ihnen in ihrer schweren Stunde — so — so sonderbar Mut; das liegt so in ihrer Art, weil sie selber vor nichts Angst hat. Die Kinder auf der Straße küssen ihr die Hand wie dem Pfarrer; aber sie hat es nicht gern; sie will nicht, daß man sie herausstreicht! Aber — ja — die Kinder — es sind manche im Dorf, die sind elend gewesen, ohne Leben in sich, fast schon tot, bevor sie auf die Welt kamen, und sie hat sie doch durchgebracht. Und dann die Armen! Das letzte Hemd gäbe sie vom Leibe, wenn die Not es will. Es ist, als ob sie kein Elend sehen könnte. Sie arbeitet sich krumm, Tag und Nacht, aber im Hause hat sie nicht mehr, als sie alle Tage braucht, alles andre gibt sie her. Aber recht muß einer sein, wenn sie sich seiner annehmen soll. Sie ist eine Fromme, ist sie, die Clari-Marie; wenn einer nicht sauber ist ums Lendenstück und er will etwas von ihr, kann es leicht sein, daß sie ihn stehen läßt: ‚Wenn dir der Herrgott nicht mehr helfen will, kann ich's auch nicht!'"

Kirchhofer beugte sich über seinen Fuß und legte einen neuen Umschlag darauf. „Das versteht sie einmal,

die Truttmannin," sagte er, den Fuß betrachtend, „die Geschwulst läßt schon nach."

Er schloß den Verband mit einer Nadel. Der Wirt ließ sich bei ihm am Tisch nieder.

„Einen schwachen Buben hat sie da, die Truttmannin," begann Kirchhofer die Unterhaltung von neuem.

„Ja," sagte der Wirt. Dann strich er sich über das spärliche Haar, senkte den roten großen Kopf und lachte leise in den Tisch hinein. „Er gehört nicht ihr, der Bub," tuschelte er wie einer, der ein Geheimnis erzählt. Kirchhofer schaute auf. Trachsel kniff das linke Auge ein, sein feistes Gesicht zeigte einen Ausdruck halb des Hohns, halb der Wichtigkeit. „Der gehört der andern, der Cille," sagte er.

„Soo —" sagte Kirchhofer; vieles kam ihm ins Gedächtnis zurück, was ihm an dem alten Mädchen aufgefallen war.

„Es ist lang her," fuhr der Wirt fort, „man redet jetzt nicht mehr davon im Dorf, der Clari-Marie halber schon nicht."

Drittes Kapitel

Am andern Tag war Feiertag. An den Bergen hingen leichte Nebel, der Himmel war grau, aber die Sonne stand hinter seinen dünnen Schleiern, und das Grau hatte einen feierlichen Silberglanz; hier und da blitzte es zwischen den Wolken von Licht, wie Bühnenflitter durch Vorhangrisse schimmert. Im Westen des Tals war eine seltsame Erscheinung,

dort senkte sich der Himmel in rauchfarbenem Dunkel hinter die neuschneebedeckten Wildstöcke hinab: wie aus Alabaster geschlagener Zierat standen ihre Ränder vom Düster des Himmels ab. Auf ihre gewaltige Brust aber, den Wildifirn, floß ein unsichtbarer Sonnenstrahl, und es war, als komme das Licht aus den Spalten des Gletschers selbst, als höbe das tote Eismeer sich atmend und leuchtend; ein Schein, fahl und schaurig und schön zugleich, lag über der weißen Warte des Tales.

Friedrich Kirchhofer, der Städter, stand unter der Tür des Gasthauses zum Löwen. Das letztere war an die Straße, halbwegs zwischen den Rothornweg und die am Talrande ragende Kirche gestellt; von dem massigen Bau, dem neuen Gotteshaus, leitete es mit seinen weißgetünchten Mauern wohl zu den Holzhütten vom Isengrund über.

Kirchhofer stützte sich auf einen Stock.

„Ihr hättet Euch doch wohl besser tragen lassen," sagte Trachsel, der Wirt, der neben ihm stand.

Jener lachte ihn an. „Nein," sagte er, aus dem Dorf will ich doch nicht getragen sein wie ein Halbtoter. Ebenaus geht das Gehen ganz gut. Eure Clari-Marie hat ein verdammt gutes Mittel." Damit legte er seine Hand in die Pratze des Wirts.

Der sagte ein „Ade, Herr, bald wieder, Herr," streckte den Bauch, über den ihm die offene Weste hinabhing, und trat ins Haus zurück.

Langsam schritt Kirchhofer talaus; das Gehen machte ihm Mühe, aber er suchte zu bemänteln, daß der kranke Fuß nicht sicher trat; es war ihm immer, als lachte das Bergvolk hinter ihm: Bleib daheim

mit deinen weichen Knochen! Als er wenige Schritte vom Gasthaus entfernt war, hob auf dem schweren Kirchturm ein Läuten an. Männer und Weiber im Feiertagsstaat begannen ihn zu überholen, schwere und schwerfällige Gestalten, die, den Oberleib schon wie in einer Art Andacht vornüberhangend, der Kirche zutrotteten. „Tag," grüßten sie, wenn sie an ihm vorübergingen. Nach einer Weile hatte er das Gefühl, als käme jemand hinter ihm her, immer gleich Schritt haltend, um ihn nicht zu überholen. Erst ging er seines Weges, dann wurde ihm der Nachfolger unbequem. Er sah sich um und erkannte die Cille, die, den durch ein schwarzes Spitzentuch geschützten Kopf gesenkt, auf die andre Seite der Straße ging und tat, als achtete sie seiner nicht. Er hob an, so gut er konnte, rascher zu gehen. Er war jetzt der Kirche ganz nah; die Glockentöne waren so laut, daß das Tal von ihnen erfüllt war; der Erzklang strömte den Weg auswärts, es war, als trüge er ihn, Kirchhofer, mit sich. Das Herz schwoll ihm in der Brust: er schritt leichter, freier, fast schmerzlos. Drüben am Wegrand, wo die Straße sich jäh zum See hinab senkte, standen zwei Männer mit der Bahre, seiner harrend. Da hörte er einen Ruf hinter sich, leise, hastig, die Stimme zitterte in qualvoller Scheu und war spröd und rauh. Ehe er sich umwenden konnte, trat die Cille von hinten an seine Seite. Es war ihm, als glitte ein Schatten neben ihn. Eckig, hoch und doch gebeugt, mahnte sie ihn an einen dürren Baum, dessen Krone eine Last niederzog.

Sie räusperte sich. „Tag!" sagte sie dann.

„Etwas fragen habe ich Euch wollen, Herr,“ fuhr sie stockend fort, als er ihren Gruß erwidert hatte.

„Nun,“ munterte er unwillkürlich auf, als sie wieder innehielt, und er sah, daß eine Gewalt in ihr arbeitete, obwohl ihr Gesicht reglos und bleich blieb.

„Der Jaun, der Bub,“ stieß sie nun hervor und hob einen Augenblick die unter den starken Brauen fast düster blickenden Augen. Sie hatten einen sonderbaren Ausdruck von Hilflosigkeit. „Der — Ihr —“ stotterte sie weiter, „Ihr habt gemeint — in der Stadt käme der Jaun eher fort. Wüßtet Ihr jetzt nicht etwas für ihn, etwas, wo — wo er etwas lernen könnte?“

Er mußte fast lachen ob der Jachheit, mit der sie ihn, den Wildfremden, mit einer Bitte ansprang. Da war es ihm, als durchrinne ein Zittern ihre lange, zähe Gestalt; es kam ihm eine Ahnung, was der Weg und die Stunde sie kosteten. „Ja,“ sagte er sinnend, „so — so schnell läßt sich das nicht sagen. Aber überlegen will ich mir's schon.“

„So irgendwohin zum Schreiber oder — so — so, wie man sagt, auf ein Bureau,“ half sie nach.

Er nickte. „Wenn mir etwas einfällt, oder wenn ich etwas finde, schreibe ich,“ sagte er.

Da trat sie aufatmend einen Schritt von ihm zurück. „So sage ich Dank,“ sprach sie, und dann, als er schon zum Abschied am Hut rückte, fuhr ihr ein roter Schein übers Gesicht, der erlosch, wie er gekommen, und sie sagte hastiger: „Schreibet dann nicht an mich, schreibet nur der Schwester, der Clari-Marie, ich sage ihr davon.“

„Gut,“ gab er Bescheid. „Frau Clari-Marie Truttmann,“ sagte er vor sich hin, den Namen in ein Notizbuch zeichnend.

„Schreibet nur: An die Clari-Marie im Isengrund,“ fiel ihm die Cille ins Wort. Auch jetzt wieder hörte er aus ihrer kurzen Rede mehr, als sie sagte: der Clari-Marie mußte der Name ihres verstorbenen Mannes nicht lieb sein.

Sie gingen jetzt mit kurzem Gruß auseinander. Kirchhofer erreichte die Männer, den Jacki, den Führer, und seinen Buben, einen weißblonden mit starken Gliedern und glattem Gesicht.

„Wie geht das Gehen?“ fragte Jacki mit stummem Lachen.

Kirchhofer ließ sich auf die Bahre nieder und atmete auf. „Jetzt lasse ich mich lieber tragen,“ sagte er.

Dann faßten jene die Bahre und stiegen mit ihm die steile Felsstraße hinab zum See. Der Städter sah in die Weite, das heimliche Silberleuchten lag noch immer rings auf allem Land, nur der See stand schwarz, von Wellen gekräuselt und dampfend in der Tiefe. Kirchhofer aber wurde das Bild der Cille nicht los, wie die zähe, eckige Gestalt dahergekommen war, in Wesen und Art ein Stück lebendig gewordener Stein, und doch ein Weib, dem Feuer versteckt irgendwo in der Seele loderte. Das Bild des bleichen Buben trat hinzu, der in der Bergrauheit verkümmerte. Und es faßte ihn ein Mitleid für den.

*

Die Kirche vom Isengrund war gefüllt. In der schönen, klaren, säulengetragenen Halle standen die Männer und Weiber, ein seltsames Geschlecht. Sie standen in dunkeln Feiertagskleidern, die Männer in Schafwollstoffen, die Weiber zumeist in schwarzem schlichtem Gewand. An den Männern war, wie sie Reihe an Reihe hintereinander den Segen des Pfarrers über sich ergehen ließen, eine langsame Wucht; wie eine Herde Stiere standen sie da, schwer; hätte einer vor ihnen gestanden, möchte ihn unwillkürlich ein Bangen angekommen sein: wenn sie vorwärts stampfen und dich zertreten! Unter den Weibern waren viele, die Arbeit und Mühe vornüber gezwungen, viele waren plump, klein, einige ragten hoch und hager und hart aus den Reihen, junge Mädchen waren darunter, zierlich, schlank, mit runden Gesichtern und schwerem, reichem Haar.

Der Pfarrherr ging mit dem Weihwedel durch den Gang, der die Männer- und Weiberseite schied; ein Chorbub trug ihm das Weihwasser; die schweren Schuhe, auf denen der Bub hinter dem Geistlichen her schritt, machten die Steinfliesen dröhnen. Der Pfarrherr hatte das Meßkleid abgelegt, trug nur sein bis an die Schuhe reichendes schwarzes Gewand, das um die Hüften eine Schärpe schnürte. Er war ein mittelgroßer, hagerer Mensch, trug eine altväterische Brille auf der knolligen und geröteten Nase, über der Brille strebten wie ein Bündel Spieße die Falten zwischen den dünnen Brauen hinauf in die kirchturmspitze Stirn. Wie er so durch die Reihen seiner Gemeinde schritt, hatte er einen schiebenden, sonderbaren Gang; seine Füße waren

nach innen gerichtet, so daß er gleichsam immer mit dem einen über den andern stieg, die Bewegungen seiner Arme aber und seines Körpers waren von einer feierlichen, salbungsvollen Gemessenheit. Durch den Gang zurückkehrend, wendete er sich und machte das Kreuzzeichen über den Andächtigen, dann traten die Weiber aus den Stühlen, ihnen folgten die Männer. Draußen vor der Kirche lag ein heißer Glanz auf den Granitplatten des Vorhofes; die Sonne meisterte immer mehr die Nebelschleier. In diesen Schein hinein quoll die schwarze Schar der Kirchgänger; in einen Knäuel geballt kamen sie aus der Tür gestolpert, der Knäuel zerriß, bald liefen die schwarzen Menschenreihen wie Faden der geraden weißen Straße entlang dem Dorf zu. Eine kleine Schar von Weibern blieb zur Rechten des Kircheneingangs stehen; nach und nach fanden sie sich so zusammen, die Clari-Marie und die Cille waren die ersten am Platze. Zu ihnen trat die Furrerin, dem Rottalbauern sein Weib, die ging wie die andern in schwarzem Gewand und schwarzem Kopftuch und brauchte nicht auszuläuten, daß sie eine Zieglerin sei. Sie glich der Cille und glich der Clari-Marie; worin, war schwer zu sagen; jeder Zug ihres hageren Gesichts schien anders, und doch war das ganze gleich. Schärfer waren seine Linien, Kinn und Nase liefen seltsam spitz zu; ihre Augen waren schwarz und glänzend, fast schön. Sie war die Jüngste und die Kleinste; aber jung war sie doch nicht mehr.

Eine vierte trat an die Seite der andern; die Kirche war schon fast leer, als sie heranwatschelte. Ein paar Weiber, die nach ihr kamen, sagten ein

„Gut' Tag, Viktorine," als sie an ihr vorübergingen. „Gut' Tag!" gab die Viktorine Ziegler, die Pfarrmagd, mit einer schrillen Stimme zurück. „Gut' Tag!" grüßten die Weiber zu den übrigen dreien hinüber, heimsten den Gegengruß ein und tappten davon. Dann tauschten die vier Schwestern zwei, drei Worte, kurz, karg, nicht laut, und machten sich auf den Weg, sie teilten sich auf der Straße; zwei gingen diesseits, zwei jenseits am Rand. Die Clari-Marie und die Viktorine schritten je vorauf. Nach ein paar Schritten blieben sie stehen, sahen nach der Kirchentür zurück; als sie dort den Pfarrherrn heraustreten sahen, setzten sie ihren Weg fort. Die Clari-Marie und die Cille herseits gingen mit gesenkten Köpfen, gingen heim, wie sie hergegangen, die andern beiden verfielen in ein Gespräch, reckten dabei die Hälse und warfen sich die Worte mit sonderbar gleichen hohen Tönen zu; es scholl fast, als ob sie stritten. Und noch eines war sonderbar. Die Pfarrmagd, die Truttmannin und die Cille trugen Gewand, das sonntäglicher war als das der Furrerin, die ging schwarz wie die andern, aber das Schwarz war alt und schimmerte grünlich; seltsam hungrig sah die Furrerin neben den Schwestern aus.

So aber gingen die vier immer vom Kirchgang heim. Im Isengrund wußte es keiner anders. Wo sie einem begegneten, rückte er den Hut; aber er sah nur die Clari-Marie an, wenn er grüßte, obwohl die kaum den Blick vom Boden hob. Zuweilen flog auch ein Wort der beiden Schrillstimmigen zu den andern hinüber; die Cille gab kaum je Bescheid, die Clari-Marie sprach manchmal. Wenn sie redete,

war es, als würden die Schritte der andern kürzer und duckten sich ihre Hälse; vielleicht aber schien es nur so.

Nach einer Weile kam der Pfarrherr von hinten über sie. Sie drehten sich und ließen ihn in der Mitte der Straße herankommen.

„Tag, Herr Pfarrer," grüßten sie, nur die Pfarrmagd schwieg.

Der Pfarrherr hob das Barett vom halbkahlen Schädel mit einer langsamen Handbewegung, als grüßte er einen Würdenträger seiner Kirche. Dabei leuchtete aber sein rasiertes Gesicht in einem breiten Lachen auf, sein Mund öffnete sich und zeigte eine Menge schlechter Zähne. Als sein Auge dem der Clari-Marie begegnete, schlich sich ein Unbehagen in die süße Freundlichkeit seiner Züge, so als störe ihn ihr scharfer und klarer Blick, der geradeswegs mit schuldiger Demut und doch mit forschender Offenheit in seine kleinen wässerigen Augen traf. Es hob dann ein Gespräch an, in das alle einstimmten; sie sprachen über dies und das, bloß die Cille sprach nur, wenn sie gefragt wurde. Der Pfarrherr hatte auch im Reden dieselbe Gemessenheit und Feierlichkeit wie in seinen Bewegungen und sprach vom Wetter und den alltäglichsten Dingen mit gleich ernster Gewichtigkeit, als predige er über irdisches und ewiges Heil.

An der Stelle, wo der Rothornweg in die Dorfstraße einbog, trennten der Pfarrherr und die Viktorine sich von den übrigen; das Pfarrhaus lag ganz am jenseitigen Dorfende, der alten, außer Gebrauch gesetzten Kapelle zuneben; denn als die

vom Isengrund das neue Gotteshaus gebaut hatten, hatte das Geld nicht gereicht, auch des Pfarrherrn Behausung mit hinaus auf die freie Höhe zu nehmen.

„Der Pfarrer vom Isengrund verdient sich sein Mittagsbrot mit Laufen," sagte der Hochwürdige, als er das Barett in langsamem Bogen lüftete und wieder aufsetzte; es war dasselbe, was er jeden Sonntag und an derselben Straßenstelle sprach, und die andern lachten dasselbe Lachen wie immer dazu.

Die Pfarrmagd reichte den Schwestern die Hand; während die der andern hart und glasig sich anfaßten, war die ihre feist und rund wie das ganze Weibswesen. Die Clari-Marie wendete sich kurz, die stille Cille folgte ihr, die Furrerin hatte noch mit der Viktorine zu tuscheln. Als sie auseinander gingen, trug das gelbe Gesicht der Rottalbäuerin einen zufriedenen Zug; die Schwester hatte sie zum Nachmittagskaffee geladen und die Furrerin aß gern an andrer Tisch. Die Schwestern waren ihr um ein paar Schritte voraufgekommen, sie setzte zu rascherem Steigen an; da klang ihr ein „Trini, so wart'!" in die Ohren, und dann kam ihr Mann, der Furrer, hinter ihr her gegangen, hinter dem sich eben die Tür einer jenseits der Dorfstraße liegenden Schenke zugetan hatte. Er war ein steiler Mensch; mit den eckigen Schultern ragte er weit über den vogelartig schmalen Kopf seines Weibes hinaus; er hatte eine drollige Art, den langen Oberkörper zurückzuziehen und vorzustoßen, so daß er einen Gang wie ein Straußenvogel hatte.

„Hast jetzt Holz gekauft?" fragte die Frau, als sie nebeneinander bergan stiegen.

„Nichts ist zu machen, alles zu teuer," knurrte er und stieß einen Fluch durch die Zähne; dabei war sein Gesicht gelb wie das seines Weibes, aber es mochte immer so sein; denn er sah krank aus, die Backenknochen standen knorrig heraus und die Haut hing schlaff an ihnen herab, die Augen, die finster und scheu waren, lagen tief, auch waren die schwarzen dichten Bartstoppeln Ursache, daß der nackte Teil des Gesichtes fahler schien.

Die Clari-Marie war auf der Schwelle ihres Hauses stehengeblieben, bis der Furrer und sein Weib herankamen.

„Tag, Schwager," grüßte sie den Mann. „Was ist?" munterte sie auf, als sie den Aerger in seinen Zügen sitzen sah.

Statt seiner gab sein Weib Bescheid: „Holz hat er kaufen wollen, aber wer soll kaufen heutzutage! Das Blut ziehen sie einem aus dem Leibe, so ziehen sie."

Die Clarie-Marie antwortete mit leisem Spott: „Bah, ganz umsonst kann einer nicht kaufen."

Da brach die Furrerin in ein Jammern über die schlechten Zeiten aus, der Bauer aber reckte mit einem tiefen Aufschnaufen die lange Gestalt, die zäh und kräftig war wie wenige, und sagte:

„Meinst, ich will ewig stehenbleiben, wo ich stehe! Arbeiten tue ich, und gern und viel, aber es soll um etwas sein; wenn ich alt bin, will ich etwas auf der Sparkasse haben!" „Und ein paar Gülten im Haus," fiel die Furrerin ein. „Und das Haus will ich frei haben," fügte er wiederum hinzu. ‚Faulheit kann uns keiner vorwerfen," fuhr sein

Weib fort; „es hätte schon lange einen Knecht leiden mögen, was er“ — sie wies auf ihren Mann — „allein schafft.“

„Ja, ja,“ nickte die Clari-Marie, und ihre Augen ruhten mit einer Art Anhänglichkeit auf den beiden; von der Arbeitsamkeit und Sparsamkeit derer im Rottalgut erzählten sie Wunder im Dorf. „Ja, ja,“ wiederholte sie und grüßte: „So, ade.“ Damit trat sie in die Tür.

Der Furrer und sein Weib stiegen langsam den Rothornweg hinan, voran er, die Frau wie sein kleiner Schatten hinter ihm.

Die Clari-Marie, die in die Wohnstube trat, überfiel der Ziegler, der mit seinem Weibe am Ofen saß, mit Fragen. „Wer ist in der Kirche gewesen? Wen hast gesehen? Hast geredet mit dem und dem?“

Sie trat zum Tisch, den die Cille deckte. „Die vom Rottal sind mit mir heraufgegangen,“ sagte sie halb mechanisch dem Alten zur Antwort. Dann schien ihr ein Gedanke aufzuspringen. „Schier gar zu schäbig geht sie doch herum, die Trini,“ sagte sie, blieb stehen, wo sie stand, und sah die Cille an.

„Laß sie sparen, wenn sie sparen will,“ gab diese zurück.

Töni, der Gesell, mischte sich ein, der mit Jaun, dem Buben, hinter dem Tisch saß. „Was der Furrer schafft!“ sagte er. „Zugesehen habe ich ihm die zwei Tage, die ich oben am Gaden mitgeholfen habe! Wie den habe ich noch keinen werken gesehen.“

„Arbeiten kann er,“ sagte die Clari-Marie sinnend, „aber —“

Sie vollendete nicht. Einen Augenblick stand sie noch, und hinter ihrer Stirn schien es zu arbeiten, dann half sie den Tisch rüsten.

„Laß sie doch sparen, so laß sie,“ eiferte der Cille zum Echo mit vorgestrecktem Halse der Ziegler vom Ofen her.

„Jere-ja — jere-ja,“ stammelte im Jammerton sein Weib.

Viertes Kapitel

Im Dorf war ein altes reiches Weib gestorben. Die Clari-Marie schlug ihr schönstes Beschläg an den Sarg. Töni, der Gesell, legte die reichsten Schablonen auf und malte die fertige Kiste bunt. Als die Clari-Marie mit aufgestülpten Aermeln, den rauhen Stoff ihres dunkeln Gewandes voll Staub, aus der Werkstatt kam, trat der Briefträger aus dem Hause.

„Lug, bist du bei uns gewesen?“ fragte die Truttmannin; der Briefträger hatte nicht viel in ihrem Hause zu suchen.

„Ja,“ lachte mit breitem Grinsen der junge Bursche, rückte die Kappe und ging.

Die Clari-Marie trat in die Stube und fand die Cille am Tische stehen, einen geschlossenen Brief in Händen. Sie zuckte zusammen, als die Tür ging, und machte eine Bewegung, als müßte sie den Brief wegwerfen; dann sah sie sich entdeckt, legte ihn langsam auf den Tisch zurück und trat zu ihrem Nähzeug; aber ihre Hand hatte gezittert.

Es war noch früh am Tag; die beiden Alten lagen noch in ihrer Kammer, Jaun, der Bub, war mit den Ziegen aus; die Schwestern waren allein.

„Für mich?" fragte die Clari-Marie, als sie den Brief aufnahm und die Aufschrift las. „Aus St. Felix," setzte sie, den Stempel musternd, hinzu.

Da wendete sich die Cille nach ihr um, mit der einen dürren Hand stützte sie sich auf die Tischecke. Sie schien sich aufrichten zu wollen, aber ihr Blick blieb am Boden haften, und in ihrer steifen, aufrechten Haltung war nur Demut und Gedrücktheit.

„Von dem Herrn wird er sein, der Brief, von dem Stadtherrn, der vor Wochen mit dem Jacki am Rothorn gewesen ist," sagte sie mit heiserer Stimme.

„Von dem?" fragte erstaunt die andre. Sie sah auf und die Cille groß an; ein Zug von Strenge kam in ihr Gesicht, jeder Muskel spannte sich seltsam; dann war es, als straffte sich die ganze Gestalt, selbst über die vollen Arme, deren Muskeln hart waren wie die eines Mannes, lief eine Bewegung, als zöge Sehne um Sehne sich fester. So sah der und jener vom Isengrund die Clari-Marie manchmal, wenn sie seinem Weibe eine schwere Hilfe leistete. Sie erbrach den Brief; aber noch ehe sie lesen konnte, fuhr die Cille zu sprechen weiter.

„Ich habe ihm von dem Jaun gesagt, dem Herrn."

Die Clari-Marie sah sie gerade an, immer an.

„Er — er hat doch gesehen damals, wie der Jaun gefallen ist — da — da im Gang," fuhr die Cille fort. Obwohl sie sich nicht regte, war es, als winde sie sich unter den Blicken der Schwester. „Ob er in der Stadt nichts für ihn weiß, habe ich ihn

gefragt," stieß sie endlich hervor, als die Clari-Marie noch immer schwieg.

Nun las diese den Brief. „Da," sagte sie nachher und legte ihn der Cille hin, „mach's mit ihm aus." Als wäre nichts Neues geschehen, fing sie an, sich in der Stube zu schaffen zu machen.

Auch die Cille las; sie setzte sich an den Tisch nachher und sann nach. „Was meinst?" fragte sie nach einer Weile.

„Ich?" gab die andre zurück, „ich sage kein Wort dazu. Machen kannst, wie du willst!"

„Er paßt nicht da herauf," sagte die Cille in demselben gequälten Ton, in dem sie schon lange sprach. Die andre ging schweigend ab und zu. „Er hat Freude, etwas zu lernen," hob jene wieder an; und wieder gab die Clari-Marie nicht Antwort. Da nahm die Cille den Brief von neuem auf und las ihn und las, daß Friedrich Kirchhofer, der Apotheker von St. Felix, der Clari-Marie schrieb:

„Eure Schwester sagt, daß Jaun, der Bub, beim Lehrer vom Isengrund und beim Pfarrherrn wacker gelernt hat. Ich kann einen Burschen brauchen, der mir Gehilfendienste leistet, nebenbei will ich den Buben hier einen Unterricht besuchen lassen, der ihn weiterbringt. Wenn er recht tut, kann er hier etwas Rechtes werden."

Sie staunte noch in das Briefblatt hinein, als die Clari-Marie plötzlich zu ihr hintrat, ganz nahe, und mit ihrer harten Stimme sagte: „Hast daran gedacht, daß du ihn in eine Stadt geben willst! Weißt doch, wie sie in den Städten sind, vergnügungssüchtig, lau; an den Herrgott denkt keiner! Wer weiß,

ob er dir nur in die Kirche kann, der Zaun, in dem St. Felix!"

Die Cille saß, den Kopf in beide Hände gestützt, und starrte vor sich hin.

„Hast daran gedacht," fuhr die Clari-Marie fort, „daß der Vater und die Mutter nicht lang mehr dasein werden? Du und ich, wir sind keine große Gesellschaft."

Die Cille legte die langen hageren Arme auf den Tisch. Die Finger griffen ineinander und wanden sich. „Meinst, ich lasse ihn gern fort?" sagte sie, und es klang, als ob sie engen Atem hätte. Die Clari-Marie wandte sich ab und ging. Da erhob auch die andre sich, den Brief steckte sie ein.

Dann kam die Zeit des Frühbrots. Die Clari-Marie holte die Alten aus ihren Schlafstätten; derzeit saß und aß und ging die Cille wie in einem Traum. So in einem Traum, grübelnd, für und wider wägend verbrachte sie den Tag. Der Tag war aber lang für eine wie sie, die die engen vier Wände nur selten verließ, seit — nun — seit etwas in ihrem Leben — knack — entzweigegangen war. Drei-, vier-, fünfmal kamen Leute der Clari-Marie wegen. „Jesses, der kleine Bruder will sterben, sie soll kommen, die Clari-Marie!" So drängte ein Bub, der atemlos in die Stube hereinfuhr. Und die Clari-Marie ging und war noch nicht zurück, als die nächste kam, ein altes Weib: „Sagen habe ich wollen der Clari-Marie, daß ich wieder laufen kann, seit sie mir das Einreibzeug gegeben! Danken habe ich ihr wollen." Und ein dritter trat ein: „Auch gar nichts anzuziehen haben wir dem Kind zur

Taufe am Sonntag und — und — fragen möchte ich die Clari-Marie, ob sie nicht ein Jäcklein hat, ein gestricktes?" Mit ähnlichen Anliegen kamen der vierte und fünfte. Aber das machte den Tag nicht kürzer, das war nicht neu, geschah so jahraus, jahrein, solange nun die Clari-Marie schon die Barmherzige vom Isengrund war.

*

Am Nachmittag war es und zu einer Stunde, da die Clari-Marie soeben von einem Ausgang nach Hause kam, daß die Furrerkinder ins Haus gefahren kamen, wild wie ein Wirbelwind und lachend.

„Hoho," schmälte die Clari-Marie, die jetzt ihr Kopftuch ablegte und sich an den Tisch setzte, wo ihr ein Krüglein Milch bereitstand; ihr Gesicht war aber hell trotz ihres Schmälens. „Woher kommt ihr?" fragte sie.

Der Furrerbub, der Hansi, gab Bescheid, und seine hellbraunen Augen glänzten und leuchteten zur Rede. „Von der Schule kommen wir, daheim ist niemand, der Vater und die Mutter sind um Holz aus talab!"

„So sind wir halt hergelaufen," ergänzte die kleine Severina, das feine Kind, das der Rottalbäuerin schmales Gesicht hatte und ihre schönen glänzenden Augen, aber alles viel anders, so daß sein Gesicht gegen das der Mutter war wie ein Kunstwerk gegen eine Stümperarbeit.

Die Clari-Marie aß und hieß die Kinder sich setzen. „Seid ihr recht gewesen in der Schule?" fragte sie.

„Ja, ja," lachte der braune Hansi. Dabei fiel sein Blick hungrig auf das Brot, das auf dem Tisch lag. Auch die Severina hing ihre dunkeln, heißen Augen daran. „Gebt uns auch etwas zu essen, Base," platzte der Hansi plötzlich heraus. Er lachte dazu, aber aus seinem Blick, der klar und ehrlich war wie der lichte Tag, leuchtete es wie Gier.

„Jesses," sagte die Clari-Marie; sie sah den Hunger in den Augen der Kinder. Schmalwangig waren die immer gewesen; aber dann — ihre Mutter war es auch und ihr Vater war dürr wie einer; daß sie hungern könnten, war ihr nie eingefallen. Erregung verschlug ihr den Atem.

„Habt ihr denn nicht gegessen?" fragte sie, „zu Mittag gegessen, meine ich?"

„Schwarzen Kaffee gibt es daheim am Morgen," sagte der Hansi. „Weil wir zum Mittag nicht haben heimgehen können, hat uns die Mutter Brot mitgegeben."

„Aber ich habe meines schon am Morgen gegessen," fiel die Severina geschwätzig ein.

Die Clari-Marie schnitt zwei mächtige Stücke Brot für die Kinder, dann stand sie auf, ging hinaus und kam wieder mit einer Schüssel Milch, die setzte sie auf den Tisch und legte zwei Löffel hinein. „Jetzt esset," sagte sie.

Die Kinder aßen und schwatzten und lachten; sie weckten den Ziegler und sein Weib, die aneinander gelehnt am Ofen geduselt hatten.

„Des Trinis Kinder," sagte der Ziegler, den Hals vorgestreckt. „Und sagt keines ‚Tag'," schalt er halb ernsthaft, halb mit gutmütigem Lachen.

„Jere-ja,“ jammerte sein Weib, „wer denkt an uns?“

Da hatten die Kinder die Schüssel geleert und kamen vom Tisch weg zu den Alten, setzten sich neben sie auf die Ofenbank, sagten das „Tag“ und trieben Scherz und staunten verstohlen in die greisen, lederfarbenen Gesichter.

„Warum habt Ihr so kleine Augen, Großmutter?“ fragte die Severina und tippte der Zieglerin in die vertrockneten Augenwinkel; es war etwas, was das Kind immer tat, wenn es die Alte sah. „Ihr seht ja nichts mehr,“ lispelte es ängstlich.

„Jere-ja,“ sagte das alte Weib, und dann rann es wie zwei dünne Wässerlein aus den halberstorbenen Augen. Darauf saßen sie alle einen Augenblick ganz still, der Ziegler hatte den Hansi, sein Weib das Mädchen bei der Hand; so waren sie eine seltsame Gruppe. Der Ziegler, der fast ertrank in seinem rauhen weiten Anzug, das Weib mit dem kleinen Kopf und der Gestalt, die nur ein Bündel brauner, zertragener Kleider schien, auf der andern Seite der zwölfjährige Bub, groß, schlank, von zähen Gliedern, das Haar kraus und stark, eine weiße Strähne mitten darin, die Wangen aber schlaff und fahl, wie sie in den dumpfen, niederen Stuben sich färben. Der Hansi trug ein enges, verschlissenes Gewand, Knie und Wade hatten der Hose ihre Form gegeben, wo der nackte, in der Holzsandale steckende Fuß heraustrat, hingen die Fetzen herab. Die Severina, die sechsjährige, die im ersten Jahr in die Schule ging, hatte den rotbraunen Rock schon vor zwei Jahren getragen; er reichte kaum über die Knie, das Loch,

das über der Ferse im rauhen grauen Strumpfe saß, hätte er doch nicht zu decken vermocht. Aber die Severina war eine, wie sie in feine Kleider unter Stadtleute passen, eine mit weichen Gliedern und Zügen wie die Elfenbeinenglein, die sie zu Einsiedeln feilhalten.

Der Severina wurde zuerst die Zeit am Ofen lang; sie schoß plötzlich von der Großmutter weg und der Cille nach, die nach der Küche ging. Da stand auch der Hansi auf, steckte die Hände in die Taschen und drückte sich an den Wänden hin, ins Leere staunend.

„Willst mit?" fragte die Clari-Marie und nahm ihn mit nach der Werkstatt hinüber.

Es war nah an Dunkelwerden, als die Kinder mit dem Schulzeug vom Hause weg- und heimschritten. Die Clari-Marie stand in der Haustür und schaute ihnen nach. Als sie um die Ecke verschwunden waren, trat sie in den Flur zurück. Die Cille stand hinter ihr. Zu der sagte sie plötzlich: „Wenn er fortgeht, der Jaun, bei Gott, ich — wir nehmen die zwei in Kost, den Hansi und das Kind!"

„Die im Rottal werden froh sein," sagte die Cille bitter. Dann wendete sie sich der Stube zu. Hier sah sie geraume Zeit später von einer Arbeit auf, die sie zur Hand genommen. „Ich will ihn schicken, den Jaun — nach St. Felix," sagte sie plötzlich zaghaft zur Clari-Marie. „Es ist mir — ich soll." Es klang noch wie eine Frage. Die Clari-Marie aber gab keine Antwort.

*

Jaun Ziegler, der Bub, saß an diesem Tage im Bohnenwald oben bei den Dorfziegen. Sonst hütete diese des Jeretönis Bub, einer der ärmsten im Isengrund, der hatte heute eine Abhaltung; so war der Jaun dazugekommen, den sie gern da und dort zur Aushilfe holten, weil er es umsonst tat und weil es hieß, daß er immer Zeit hätte. Der Bohnenwald war der Baumkranz, der um den kahlen weißen Schädel des Rothorns lief. Ob den Schrofen hob er an, deren Fuß der Vierländersee netzte, und reichte weit ins Tal hinein, bis wo das öde, schmale Hochalptal zwischen die Rothorngruppe und die Wildstöcke hineinschnitt. Unter dem Walde lagen die Weiden, unterhalb der Weiden, tief im Grund, stand das Dorf und rann der Alpbach. Am Waldsaum, auf einer Bergrippe, lag das Rottalhaus, und in einer Lücke des Waldes, auf vorspringendem Fels, stand die Scharfegghütte, dem Wipfli, dem Strahler, seine Behausung. Aber der Jaun hütete unterhalb der Stämme, die den Fuß dieses Felsens umstanden. Die Sonne warf Gold über Gold an die graue Felsbrust, weißes Mooswerk leuchtete wie Flammen, warmer Schein lag so über den Stein gegossen, daß es schien, als rinne sanftes, goldklares Wasser wellenlos und still über ihn nieder. Auf den grünen Tannennadeln lag es heiß, auch Jauns unbedecktes langes Haar glänzte. Der Bub hatte ein altes Buch mit losen Blättern auf dem Knie liegen, ein Papierfetzen lag darauf, mit einem Bleistift malte er in gerader, schöner Handschrift ein Wort nach dem andern darauf. Seine Ziegen verloren sich hinauf unter die Waldstämme. Er trug

eine schwarze Hose, vom Pfarrherrn ererbt, von der Cille zurechtgeschneidert, eine gleichfarbige Weste hing ihm schlapp und offen an beiden Seiten nieder, lose saß ihm das Hemd; die gelbweiße Brust schimmerte hindurch, wo es vom Halse abwärts offen stand, blutlos und bleich wie diese waren der hagere Hals und die spinndürren Beine, wo sie nackt aus der dunkeln Hose ragten.

„Tag!" sagte ein Stimmlein hinter dem Jaun. Er wendete langsam den schmalen Kopf, seine kohlschwarzen Augen suchten mit dem halb schläfrigen, halb zerfahrenen Blick irgendwo in der Walddämmerung. Als dicht über ihm die Gisler-Claudi, das Buckeli, am Felsen vorbei zu ihm hinabgeklettert kam, fuhren seine sonderbar hochbogig geschwungenen schwarzen Brauen zusammen.

„Tag!" sagte er verdrossen und bückte sich wieder über sein Papier.

Das Buckeli setzte sich und rutschte neben ihn, ohne weiter zu reden. Ein Holzbündel rollte ihr nach, blieb aber dann ein Stück über ihr liegen. Das Mädchen zog die nackten braunen Beine unter den dünnen, armseligen Rock, schlang die Arme um die Knie und sah in den sonnigen Talgrund hinab, sah dann nach den östlichen Bergen, deren Ränder, wo der Himmel sie grenzte, silberne Säume trugen; dabei drückte es die braunen, großmächtigen Augen um ein weniges zusammen, daß sie waren wie die andrer Leute; ganz zuletzt drehte sie sich nach Jaun, dem Buben, um. „Was machst?" fragte sie.

Er tat, als hörte er nicht. Sie aber lehnte sich ohne Scheu an ihn, so daß ihr kleines, festes Kinn

sich an seinen Arm drückte, und buchstabierte leise an seiner Schreiberei herum.

„Du, das kann ich nicht lesen,“ sagte sie endlich.

„Lateinisch,“ sagte er; es klang nicht mürrisch, nur gleichgültig; dabei sah er vor sich in den Grasgrund.

„Wie der Pfarrer bei der Messe redet?“

„Ja.“

„Du?“ begann das Claudi wieder, so von der Seite her, „wirst du auch ein Pfarrer?“

Da sah er sie an, spöttisch und überlegen lachend: „Nein,“ sagte er.

„Was dann?“ fragte sein Quälgeist.

Er steckte die Schreiberei ein, gähnte und sah auf den Grasgrund; Bescheid gab er nicht.

„Ein Strahler kannst nicht werden,“ hub die Claudi gleich nachher wieder an.

„Warum?“ fragte er.

Sie schaute auf seine Spinnenbeine. „Warum bist auch so elend?“ fragte sie, statt zu antworten.

Er schwieg dazu, und dann war es still zwischen beiden.

Die Claudi sprach zuerst wieder. Sie schaute wiederum dort hinaus, wo hinter der Kirche vom Isengrund nur blaue, sonnenzitternde Luft war.

„Dort sind Städte, sagt der Vater,“ hob sie an; dabei wies die rauhe Hand in die Blauluft hinaus.

Der Jaun murrte etwas, das ein Ja oder ein Nein sein konnte.

„Um in einer Stadt zu leben, braucht einer nicht stark zu sein,“ sagte die Claudi, und nach einer

Pause, während der der andre sein Vorsichhinstaunen nicht ließ, „du — wolltest nicht in einer Stadt sein, du?"

„Doch," sagte er da, dann war es, als lebe er auf. „Der Lehrer, weißt, der Tresch," sagte er halb obenhin, halb wärmer werdend, „der hat in der Stadt gelernt. Ein Lehrer — so einer wie der Tresch, möchte ich schon werden in einer Stadt."

„Du darfst aber nicht, gelt?"

„Nein!" Er schnaufte, und beim Schnaufen zitterte ein Seufzen mit.

„Wegen der Clari-Marie, gelt?"

Darauf antwortete er nicht.

Das geschwätzige Kind fragte weiter: „Ist sie eine Böse, gelt?"

Aber er wendete sich, ohne Bescheid zu geben, ab, stand auf und stieg den Ziegen nach.

Das braune kleine Ding saß noch eine Weile blinzelnd in der Sonne, ein sonderbares Häuflein Menschenleib, die Brust zusammengeschoben, den Rücken hoch, den Hals kurz. Das Gesicht war rund. Die braunen Haare, die eine rohe, braunrote Schnur von der Stirn zurückhielt, fielen mit den sich leicht ringelnden Spitzen weich auf den verwachsenen Rücken. Nase und Mund waren zierlich und klein, die Stirn stand vor, darum lagen die Augen, über die die Brauen ebenmäßig hingezeichnet standen, tief im Kopf. Sie blickten scheu und doch neugierig, traurig und doch keck, klug aber vor allem.

„Claudi!" kam der langgezogene Schrei einer Männerstimme hoch aus dem Walde herab. Da

krabbelte das Kind sich auf die nackten, erdbraunen Füße, hockte sich das Reisigbündel auf, jauchzte ein „Ja—a“ hinauf in den Wald und stieg in der Richtung davon, aus der der Ruf geklungen hatte.

Jaun, der Bub, trat aus den Waldstämmen, als die Claudi weit rechts von ihm darunter verschwand. Er ging an die Stelle zurück, wo er vorher gesessen, streckte die dürren Glieder und sann, sann über die Städte, die talzu im Blauen lagen, und daß es dort besser wäre als unter den Steinen im Isengrund. Und als er an dem Tag heimkam, sagte die Cille ihm das Große und Neue an:

„Nach der Stadt kommst jetzt, Bub, nach St. Felix. Der Herr will dich nehmen, der Apotheker.“

Fünftes Kapitel

Das war am Vorabend, ehe Jaun, der Bub, vom Isengrund fort sollte nach der Stadt. Die Cille kam aus seiner Kammer und hatte seine Habseligkeiten in eine Kiste gepackt, sie war bleich, erregt; es mochte vom vielen Bücken sein. Auch plagte sie Unruhe; denn sie ging aus der Stube in die Küche, aus der Küche wieder in die Stube, und so hin und her, und nirgends hatte sie groß Arbeit. Zweimal lief sie noch gegen die Werkstatt hinüber, wo die Clari-Marie mit dem Töni an der Arbeit stand, kehrte aber halben Weges wieder um, als reue sie etwas. Beim drittenmal trat sie dort auf die Schwelle.

„Was ist?“ fragte die Clari-Marie; zum Zusehen kam die Cille nicht herüber. Diese winkte mit den Augen, daß der Töni nicht zu hören brauche, was sie zu sagen habe.

„Was ist denn?“ fragte die andre noch einmal, ein wenig ungeduldig, trat neben die Schwester auf die Schwelle und klopfte den Staub aus dem Gewand. Die Cille drehte dem Werkstattinnern den Rücken.

„Allein kann er nicht gehen, der Bub! Es muß ihn eines hinbringen,“ sagte sie.

„So geh doch!“ sagte die Clari-Marie.

„Willst — willst nicht —“

„Ich?“ unterbrach sie die Clari-Marie, „wenn's ums Leben geht, gehe ich in die Stadt, sonst aber nicht!“

Die andre schwieg. Es schien, als verlange sie nach einem guten Wort. Endlich stammelte sie: „Er muß es recht bekommen, der Bub, er hat ja jetzt wieder geschrieben, der Herr, er —“

„Ja, ja, es wird wohl sein,“ sagte die Clari-Marie langsam, gleichgültig, wandte sich und ging an die Arbeit zurück.

So ging nachher die Cille, und legte oben in der Kammer des Buben auch noch Kopftuch und Schirm für sich selber zurecht und stand und preßte die Hand vor die platte Brust und hatte ein Gefühl von Schwindel und Bangigkeit; viel kam auf einmal, viel für den langsamen Verstand einer, die zeitlebens im Isengrund gesessen: der Bub ging fort, und in die Stadt sollte sie, sie, die noch in keiner Eisenbahn gesessen, und nicht mit Leuten umging!

Der Abend rückte weiter. Als es dunkel war und die Abendmahlzeit hinter ihnen lag, saßen alle, die Alten, der Jaun und der Töni, die Cille und die Clari-Marie, um den Tisch und beteten. Das taten sie immer, wenn just nichts zu besprechen war.

„So wollen wir noch eine Zeitlang beten," sagte die Clari-Marie immer; immer war sie es, die daran erinnerte, und dann betete sie mit ihrer tiefen, festen Stimme das Vaterunser und den Englischen Gruß, und die andern murmelten nach. Ging einer hinten an der Haustür vorüber, konnte er es hören: eintöniges Murmeln vieler Stimmen, und immer wie ein Führer voraufeilend, die eine, die der Clari-Marie, stark, ruhig, mit einem Tonfall, der nichts mit dem Leiern gemein hatte, das manchmal in der Kirche ging, wenn sie den Rosenkranz hersagten. Plötzlich, und nicht wie eine, die sich schläfrig gebetet, hörte die Clari-Marie auch wieder auf. Während ihr Amen laut und kurz abbrach, erstarb das Murmeln der andern wie Windwehen. Dann hob jene die zwei alten Menschen, einen nach dem andern, auf, wie immer, und brachte sie zu Bett, wie man Kinder schlafen legt. Just am heutigen Abend fiel ihr ein, daß sie wie für Kinder sorgte. Als sie den Vater nach der Kammer trug, sagte sie mit einer Stimme, die weicher als sonst klang:

„Habt Ihr mich auch einmal so gehalten, Ihr — Vater?"

Und der Ziegler erwachte noch einmal aus halbem Schlaf und streckte den Hals und eiferte:

„Meinen will ich es, so will ich!"

Als sie nachher aus der Nebenkammer zurückkam, hatte sich der Töni nach seiner Kammer getrollt. Jaun und die Cille saßen noch hinter dem Tisch; der Bub steckte schon in den Feiertagskleidern und erzählte der letzteren, wo er im Dorf gewesen war, um Abschied zu nehmen.

Stumm setzte sich die Clari-Marie zu ihnen; einen Augenblick sah sie vor sich nieder auf die Tischplatte, dann rückte sie näher zu den zwei andern, sprach nicht, sondern hörte nur, die Arme auf den Tisch gelegt, zu, was der Bub erzählte.

„Und der Herr Pfarrer," fragte die Cille eben den Jaun, „was hat der gesagt?"

Der Bub zuckte die Schultern. „Glück hat er mir gewünscht wie die andern," sagte er fast ungeduldig.

Da sah ihm die Clari-Marie ins Gesicht, gerade, scharf und streng. „Daß du mir in die Kirche gehst, da unten in St. Felix," sagte sie.

Der Jaun duckte sich; er versuchte die Truttmannin wohl anzusehen, aber vor ihrem Blick senkte er scheu den seinen. „Ja, ja," sagte er.

„Es ist denn noch nicht alles, wie es sein sollte, da unten in St. Felix, in den Städten überhaupt," fuhr sie fort.

„Ja, ja," machte der Jaun, dann blickte er mit seinen versonnenen Augen einmal links herum, einmal rechts herum in der Stube, und drückte die verlegenen Worte heraus: „Ins Bett gehen will ich jetzt. Es — wir — wird noch früh sein, wenn wir morgen fortgehen."

Er rückte den Stuhl und stand auf. Auch die

Cille erhob sich; sie schien aufzuatmen, als sie aus der Nähe der Schwester kam.

Die Clari-Marie ließ sie gehen. Als sie schon der Tür nahe waren, kramte sie in der Rocktasche.

„Gute Nacht," sagte Jaun eben.

„So komm — da," sagte da die Clari-Marie und bot ihm etwas über den Tisch hin, etwas, in ein Stück Zeitungspapier eingewickelt.

Jaun kam ganz verlegen heran und griff zu. „Geld! Dank," sagte er, und es flog eine Röte durch sein fahles Gesicht — Geld hatte er noch keines im Besitz gehabt.

„Etwas für dich auf die Reise," sagte die Clari-Marie.

„Dank!" stammelte er noch einmal und lachte, die Freude leuchtete ihm aus dem Gesicht, und die Cille trat neben ihn und beugte sich über ihn; blitzähnlich ging ein Freudenschimmer auch durch ihre herben Züge, es war, als wallte etwas in ihr.

„Schau, was für eine Gute!" sagte sie, sagte es zu dem Buben und meinte es für die Schwester; aber an die wagte sich ihr Dank nicht.

Die Clari-Marie stand auf; sie strich mit den Händen ihr Haar am Kopfe glatt, war wieder aufrecht und von kurzer Art und drehte die Lampe aus, noch ehe die beiden andern aus der Tür waren. Dann ging sie schlafen.

In der Nacht wurde sie ins Dorf gerufen, aber am Morgen, als es Tag geworden war, kam sie zurück, noch ehe die Cille und der Bub wegfertig waren. Bis unter die Haustür gab sie ihnen das Geleit.

„Ade," sagte der Jaun, der seine Siebensachen in einer Kiste auf der Rückengabel trug, und reichte ihr die Hand hin.

„Ade," sagte sie und wiederholte: „Hast gehört, geh fleißig in die Kirche da unten."

Aber der Bub hörte nur noch halb; er trottete schon vom Hause weg.

„Ade," sagte auch die Cille, knüpfte das Kopftuch fester und nahm den Schirm unter den Arm, dann schritt sie mit langen und langsamen Schritten, die ihren Körper wie den Stamm eines hohen Baumes wiegen machten, dem Buben nach.

Die Clari-Marie ging in die Stube; von einem der Fenster sah sie wegauswärts und sah den beiden nach, wie sie auszogen. Es war ein trockener Nebeltag, der Himmel war schwarzgrau, und rings ob den Bergen standen tiefblaue Linien; die Luft war still und kalt.

Trotz der frühen Stunde trat der Löwenwirt unter die Haustür, als der Jaun und die Cille vorbeischritten. „So, geht ihr jetzt? Ade!" grüßte er.

„So, ade," sagte auch ein Knecht, der ihnen ein Stück weiter drüben zwischen Dorf und Kirche begegnete. Er war der letzte vom Isengrund, den Jaun lange Jahre sah. Eine Viertelstunde später stiegen sie den Felsenweg hinab, der zum Seeufer führte.

Die Clari-Marie hob zu Hause indessen ihr Tagewerk an. Die beiden Alten holte sie aus ihrer Kammer und richtete das Morgenbrot für sie und den Gesellen, der schon in der Werkstatt an der Arbeit stand.

„Jetzt ist er fort, der Jaun," sagte der Töni, als er hereinkam.

Die Clari-Marie nickte stumm.

„Jere-ja, jere-ja," jammerte die Zieglerin, „wir werden ihn schon nicht mehr sehen, den Bub."

„Es ist, als seien viel mehr fort; ganz leer ist es im Haus," sagte der Töni wieder, der schwer kauend am Tisch saß.

Der Ziegler schoß mit dem Kopf über die Tischplatte vor; die kleinliche Giftigkeit des hohen Alters war in seinen Worten und in seiner Stimme. „Warum hast ihn gehen lassen, den Bub," eiferte er auf die Clari-Marie ein, „du willst auch alles anders, als —" Jäh brach er ab und zischelte nur noch heimlich in sich hinein.

Die Clari-Marie hatte ihn angesehen. Es war, als werde er kleiner oder verstecke sich in sein überweites Gewand, während sie den Blick auf ihm ruhen ließ. Dann sah sie der Reihe nach auch die beiden andern an. „Da hat die Cille zu befehlen," sagte sie. Aber als sie darauf hinausging, in Küche und Kammer hantierte und später in der Werkstatt mit Hand anlegte, wußte sie doch, daß sie recht hatten: es war leer im Haus, als wären viele hinausgegangen; es war nichts Junges mehr darin und — und — zu viel Ueberzeitiges.

Der Töni brachte darauf den ganzen Tag sein Maul nicht zu von dem Jaun; er hatte Tage, an denen er ein Waschweib war, der Töni. Die Zieglerin hatte ihre böseste Zeit, sie kam aus dem Jammern nicht heraus, und der Ziegler giftelte

zwischen Rauchen und Schlafen: „Warum hat er fort müssen, der Jaun!“

Als die Clari-Marie gegen Abend fortging, nach einer Wöchnerin zu sehen, hieß sie den Töni auf die beiden Alten achthaben. Der ging bald nachher nach der Stube, einmal weil es ihm geboten war, dann auch, weil ihm die Arbeit nicht eilte, wenn die Meisterin nicht in der Nähe war. Er kam herein in seinen Schlappschuhen, nur in Hose und Hemd; nach den Alten, die am Ofen duselten, sah er erst gar nicht hin. Er nahm die Pfeife aus der Hosentasche, stopfte sie und nahm sich die Streichholzschachtel vom Gesims.

Da erwachte der Ziegler und fragte: „Ist sie fort, die Clari-Marie?“ Er fragte leise und blickte scheu nach der Tür dabei.

„Ja,“ sagte der Töni, drehte sich um, lehnte sich an den Tisch und dampfte, dann spuckte er aus und sagte das wieder, was er zu reden den ganzen Tag nicht müde geworden war: „Ganz tot ist es im Haus, seit der Bub fort ist.“

„Jere-ja, nicht recht ist es, daß sie ihn fortgelassen hat, die Clari-Marie,“ jammerte die Zieglerin, die sie nun auch wach hatten.

„Ja, es ist schon — die Cille hat es gewollt,“ warf der Töni ein.

„Aber die Clari-Marie hätte ihn können heißen dableiben,“ meinte der Ziegler.

Darauf der Töni: „Die redet kein Wort mehr, als sein muß.“

Und der Ziegler wieder: „Ja, ja, sie — ihr tut es schon nicht weh, wenn eines fehlt!“

„Die hätte auch ein Mannsvolk werden sollen!"

Als der Töni das mit polterigem Spotten hinsagte, fiel die Zieglerin wieder ein: „Sie ist gar eine Harte, die Clari-Marie."

„Nicht einmal reden darf man, wie man will, wenn sie da ist," fügte der Ziegler an.

Und sein Weib abermals: „Anpacken tut sie einen, daß es gerade weh tut!" Das dürre Weiblein schüttelte sich wie in körperlichem Schmerz.

So häuften sie ihren kleinen Zorn in einzelnen Scheiten zu einem Stoß.

Die sie aber schmähten, die Clari-Marie, trat um die Zeit in die niedere Stube eines blutarmen welschen Taglöhnerweibes, und das fand ihre Hand weich und ihr Wesen voller Barmherzigkeit. Sie kam nicht zu früh, für die Wöchnerin nicht noch für das vier Tage alte Wurm, ihr Kind.

Die Stube war zweifensterig, kahl, dumpf und schmutzig. Der Boden starrte von Unreinlichkeit, wie schwere Schuhe von der Straße sie hereintrugen, die ehemals weißgetünchten Wände trugen schwarzschmierige Stellen und solche, wo die nackte feuchte Mauer zutage trat. In einer Ecke stand ein Bett, in elenden Kissen lag dort das Weib, eine zerrissene Wolldecke wärmte sie. Wie weiland Moses im Schilfkorb lag in einem Korbbett das Neugeborene, aber der Korb war zerrissen, halb faul, Lumpen hüllten das Kind ein; in Lumpen lag es. Die Clari-Marie kam herein, sagte ein „Tag!", fragte das Weib, wie es ginge, und kramte in dem kleinen Korb, den sie mitgebracht hatte. Das Kind schrie; es mochte lange geschrien haben, denn es war heiser.

Das Weib stöhnte, dann durchlief ein Schauer ihren verfallenen Leib.

„Der — der Mann — arbeitet nicht, er — er hat getrunken — das Kind feiert er, sagt er, und — die Nachbarin, die mich besorgt hat, ist wegen ihm fortgelaufen.“

Die Clari-Marie sah sie an, gerade, streng. „Ihr habt versucht aufzustehen,“ sagte sie.

Die andre nickte. „Ich — ich — muß,“ wollte sie stammeln.

„Narrheit,“ sagte die Clari-Marie; das klang hart. Aber derweilen trat sie zu dem Weibe und legte ihr die Hand auf die Stirn; jene war rauh, aber irgendwie wurde eines sonderbar ruhig unter ihrem Griff. Nun trat die Clari-Marie an den kleinen Eisenherd, der in einer Stubenecke seinen Platz hatte, sie fachte Feuer an und setzte Milch zu, die sie von einem der schmierigen Gesimse holte. Das Kleine wimmerte. „Schreit es schon lang, das Kind?“ fragte sie.

„Ja,“ gab das Weib zurück, und ihr fahles Gesicht zuckte, als ob sie ein Flennen ankäme. „Es hat ja keine Nahrung bekommen. Der Mann flucht, weil — weil ich — weil er Milch kaufen muß.“

Die Clari-Marie gab keine Antwort; sie nahm sauberes Gewandzeug, das sie dem Körbchen entnommen hatte, ging und wickelte das Kind; nachher gab sie ihm zu trinken und legte es wieder nieder. Dann besorgte sie die Frau. Aber noch während ihrer Arbeit polterten draußen Schritte auf der Holztreppe, dann torkelte einer gegen die Tür und stieß sie auf.

Der Mann stand auf der Schwelle, ein langer, baumstarker, im schmutzigen Gewand, in schweren Rohrstiefeln. Er gröhlte: „Bravo, Kleines!“ Und nach dem Korbbett winkend, gluckste er.

Die Frau zuckte der Clari-Marie unter den Händen, mit der hageren, zitternden Hand strich sie eine feuchte Haarsträhne aus dem Gesicht.

Da stolperte jener über die Schwelle und auf das Kind zu; er langte in den Korb hinein. Aber plötzlich stand die Clari-Marie hinter ihm. Sie faßte ihn von hinten an beiden Armen und schob ihn der Tür zu. Mit dem dunkeln Kopf reichte sie ihm nur wenig über die eckigen Schultern, aber er hatte nicht einmal Zeit, ihr Widerstand zu leisten. Hinter sich zog sie die Tür ins Schloß und stand ihm auf dem schmalen Treppenvorplatz gegenüber.

„Wenn Ihr die Frau und das Kind umbringen wollt, müßt Ihr so weitertrinken und hineingehen und lärmen,“ sagte sie. Sie sprach nicht laut, aber der Säufer duckte sich sichtlich vor ihr. Einen Augenblick starrte er sie an. Sie maß ihn. „Schämt Euch!“ sagte sie, und Entrüstung und Verachtung sprachen aus ihrer Haltung fast mehr als aus ihrer Rede. Der Mann murrte etwas, dann drehte er sich ab. Sie sah noch, wie er sich auf die Stufe der Treppe setzte, als sie ins Zimmer zurücktrat. Dort saß er noch, als sie eine Weile später nach Wasser ging, saß und flennte Säufertränen. In der Stube aber wurde alles sonderbar friedlich. Das Weib lag ganz still, die Augen an der Decke. Nur manchmal folgte ihr Blick der Clari-Marie. Das Kleine wimmerte noch immer; da nahm die

Clari-Marie es auf. Sie sang leise und schritt mit ihm in der Stube auf und nieder. Es beruhigte sich, aber die Clari-Marie machte nicht Miene, es hinzulegen. Sie schritt auf und nieder und wiegte es, ihr Schritt war nicht leicht, die Wöchnerin spürte es in ihrem Bett, wie fest sie auftrat; verstohlen folgte sie ihr mit den Augen und wunderte sich, daß die Vielgeschäftige so lange blieb. Hin und her, her und hin ging sie; das Weib spähte scheu auf die breite, feste Gestalt, auf deren Armen das kleine Wurm wie ein Strohwisch war, nach ihrem dunkeln dünnen Haar und dem fast eckigen Schädel, und dann und scheuer nach dem gelblichen Gesicht mit den Säcken unter den Augen.

Die Clari-Marie vergaß sich selber. Wenn sie gegen die trüben Fenster schritt, ging ihr Blick ins Freie, Leere hinaus, und die Gedanken gingen ihr mit. Es tat ihr wohl, das Kind auf dem Arme zu haben, nicht weil ihr die kleine Hilflosigkeit lieber war denn andre, nur weil — weil es ein junger Mensch war und — weil ihr, der Clari-Marie, sein wollte, als sei heute aus ihrem Leben ein junger Mensch gegangen, um nicht zurückzukommen.

Nach einer Weile, während der weder sie noch die Wöchnerin gesprochen hatten, stand sie mit einem Ruck vor dem Korbbett des Kindes still und legte es hinein; es war fast, als sei sie plötzlich erwacht. „Es schläft jetzt gut genug,“ sagte sie zu dem Weibe und trat zu ihr. „Ich schicke Euch Suppe! Jetzt schlaft Ihr auch!“ befahl sie dann.

Die andre stammelte ein paar Dankworte und brachte den Blick noch immer nicht von ihr. Etwas

in der Kürze der Clari-Marie richtete sie auf; was, wußte sie nicht; sie wußte nur, daß es wie frische Luft ins dumpfe Zimmer gekommen war, seit jene da war.

Die Clari-Marie suchte ihren Korb zusammen. „Wenn Euch etwas fehlt, schickt den Mann, und wenn er nicht recht tut, sagt es mir; ich fürchte mich nicht so geschwind!“ sagte sie noch, fügte ein trockenes „Ade“ hinzu und stand auf der Schwelle. Und als der breite Rücken in der Tür verschwand, fiel dem Weibe im Bett ein Vergleich ein, der drollig war, wenn die Himmelsboten schlanke, elfenhafte, beflügelte Gestalten sein sollen: ‚Wie ein Engel ist sie eine,‘ durchzuckte es die Wöchnerin, und sie hatte dieses Wort vorher von der Nachbarin gehört, die eine Schar Kinder besaß und die Clari-Marie kennen gelernt hatte.

Und daheim hatten sie die Clari-Marie geschmäht!

Auf der Treppe hockte noch der Taglöhner und schlief; die Clari-Marie mußte dicht an ihm vorbei, und als wecke ihn die Scheu vor ihr, fuhr er auf, als sie an ihm vorübertrat. Er staunte sie an und wurde fast nüchtern. Als sie zwei Stufen tiefer stand, raffte er sich auf. Dann wandte sie sich und sah, daß er bei Sinnen war.

„Jetzt,“ sagte sie ruhig, mit einem Ton von Güte in der Stimme, „seid vernünftig! Geht schaffen und macht der Frau Freude statt Kummer!“

Er gab keinen Bescheid; sie wartete auch nicht darauf. Er sah ihr mit weitaufgerissenen Augen nach und setzte den Filz auf, der ihm vom Kopfe geglitten war. Aber als sie aus der Haustür trat

und unwillkürlich noch einmal zurückblickte, zog er unbeholfen und tief den Filz noch einmal vom Kopf, so wie einer linkisch und schwerfällig und scheu einen großen, einen ganz großen Herrn grüßt.

Sechstes Kapitel

Die Cille war wieder daheim und erzählte. Die Lampe brannte an der niederen Diele, ihr Schein spann Kreise wie Wasserringe auf dem Getäfel und auf der Wachstuchdecke des Tisches, mit schwerfällig aufgestützten Armen und vorgeneigten Körpern hockten die Zieglerischen am Tisch und hörten der Cille zu. Der Töni, der Gesell, hatte die Pfeife im Mund und saß hemdärmelig da, zuweilen brach in die Rede der Cille ein Schmatzen; der Töni sog an der Pfeife wie das Kind an der Milchflasche, aber er hörte eifrig zu und nickte zuweilen beifällig; er war vor vierzig Jahren in einer Stadt gewesen und meinte sich selber durch ihre Straßen gehen zu sehen, während die Cille erzählte. Diese saß zu Häupten des Tisches, steif, aufrecht, so daß ihr Oberleib wie eine herbe, zum Tisch gehörende Schnitzverzierung an seinem Ende stand. Ihr hageres Gesicht schien bleicher als sonst; die Brauen waren nah zusammengerückt, so daß der Blick düster darunter hervorstach und wie feindselig ein Gesicht um das andre streifte, nur an der Clari-Marie ging er in einem demütigen Bogen vorüber.

„Jesses, ist das eine Reise gewesen," erzählte die Cille. „Ganz dumm bin ich geworden von dem

Fahren auf der Eisenbahn. Und fast verirrt hätten wir uns in dem Bahnhof da, in dem von St. Felix."

„Wo wohnt er, der Apotheker?" fragte die Clari-Marie.

„Kirchgasse heißen sie's dort," gab die andre Bescheid. Dann schilderte sie in ihrer wortsparenden Art Reise und Empfang bei Kirchhofer, dem Apotheker, weiter.

Ein Mann stand in der Ladentür der Hirschenapotheke, als sie ankamen, der Jaun und die Cille. Das zweite Haus links unten an der Gasse war's. Und die Gasse war dunkel; vier- und mehrstöckig standen die Häuser aus ihr auf, und fast schien es, als neigten sie sich oben gegeneinander, damit ja viel Schatten unten auf dem Pflaster und in den Laden der Krämer sei. Im Laden der Hirschenapotheke brannte Licht, schon am mittagjungen Tag Licht! In der Tür stand der Mann. Der war alt, klein, hatte ein rotes, gesundes Gesicht, aber langes schneeweißes Haar, einen ebensolchen Bart und gleichfarbene Brauen; er steckte in einem schwarzen Anzug, der so sauber und fein war wie das freundliche, ehrwürdige Gesicht, so daß der Alte eine seltsame Schmuckheit an sich hatte. „Einer wie aus einer Schachtel war er," sagte die Cille, beugte den Kopf nach vorn und wurde blutrot. Ganz so mit gebeugtem Kopf, alles Blut im Gesicht, war sie zu dem alten Herrn an der Apotheke getreten. Und der Alte war Kirchhofer, des Bergsteigers Vater. Leise lachend empfing er sie, streckte die Hand, die klein und verschrumpft war, erst der Cille hin und dann dem Jaun, tat dann die Tür des

Ladens auf und hieß beide eintreten und tätschelte eines ums andre, wie sie hineingingen, auf den Rücken, wie um zu sagen: nur ruhig, nur ruhig. Er mochte gesehen haben, wie beide heimlich zitterten.

Hier warf die Clari-Marie wieder eine Frage dazwischen: „Wohnt er zu Haus bei dem andern, bei dem Jungen?" fragte sie.

„Er hat noch die Apotheke mit ihm," antwortete die Cille, „aber nicht mehr lang, sagt er," fügte sie bei. Dann fuhr sie von neuem fort: Daß es — jesses und jesses — wie schön sei bei den Kirchhofers! Daß sie Freude hätten an dem Jaun! Wie der es bekäme! Was er zu tun habe! Wie er ganz gern dort geblieben sei! Gut seien sie mit ihm, mit dem Buben! Der alte Herr besonders! Der habe in seiner Jugend eine Zeitlang in einem Alpdorfe gewohnt und hätte Freude, die Bergsprache wieder zu hören. Und — und — und —

Die Cille redete und erzählte. Die zwei Alten hatten längst die Arme schwer auf dem Tisch liegen und den Kopf noch schwerer darauf und schliefen; der Töni stand zwischenhinein auf, spuckte aus, suchte sich ein Streichholz, um seine Pfeife neu anzuzünden, vergaß das Wiederniedersitzen und ging endlich aus der Stube. So saß nur die Clari-Marie allein noch aufrecht und reglos da. Plötzlich gingen der Cille Gedanken und Worte aus. Sie stand auf; halb hatte sie das Gefühl, als verlasse sie just jetzt erst die Stadt, wo alles wirr und lärmig und eng war. Sie trat an eines der Fenster, tat es auf und sah die schweigsame Bergnacht an. Auch die Clari-Marie erhob sich, nahm wortlos und wie man

ein Bündel aufrafft, eines der schlafenden Ueberzeitigen am Tisch nach dem andern auf und trug es hinaus. Indessen stand die andre immer noch am Fenster, die Hand am offenen Flügel. Die Nacht der Talwände war schwarz, dort tief, undurchdringlich, dort wie von oben leise erleuchtet, daß ein paar Bäume an einem Hange erkennbar waren, daß eine Felsbrust wie bepanzert schimmerte, da, dort lag es wie bläulicher Schein, drüben, wo die Kirche stand, leuchteten rote Fenster in die Finsternis. Ueber den Bergen standen die Sterne.

Die Cille stand gerade auf und schnaufte; es war ein befreiender Seufzer; Jesses, wie war es eng in der Stadt! Dann schlug ihr plötzlich das Herz schneller, heiß überlief es sie. In der engen, fremden Stadt saß jetzt der Jaun, allein, weit weg!

„Und doch meine ich, es ist nichts für den Bub!"

Das sagte die Clari-Marie, die auf einmal hinter ihr stand, sagte es klar und geradeheraus und hart und ohne Umschweife, wie sie immer sprach.

„Warum?" fragte die Cille scheu. Dabei war es, als verlören die Muskeln ihrer Gestalt an Spannkraft, der Kopf bog sich wieder vornüber; die alte Last drückte ihr die Schultern.

„Er — das ist ja ganz anders in der Stadt —, wenn er wieder heimkommt, wird er sich hier nicht mehr zurechtfinden und vielleicht wir uns in ihm nicht!"

Eine Weile standen sie nebeneinander und blickten beide stumm aus dem Fenster.

„Denk nur," sagte die Clari-Marie, „wie es jetzt in der Stadt zugeht, das rasselt und lärmt

und treibt jetzt noch im Gewühl durch die Straßen und — hier ist es ganz still."

Die Cille antwortete nicht.

„Und die Städter sind anders," fuhr die Clari-Marie fort, „und werden ihn anders machen, weiß Gott, was sie aus ihm machen werden." Sie trat jetzt in die Stube zurück und packte eine Arbeit zusammen, die noch auf dem Tisch lag. Dann ging sie hinaus. „Ich gehe schlafen," sagte sie im Davongehen.

Die Cille sah über die Kirche mit den roten Fenstern hinaus nach dem fernen Axen hinüber. Hinter dem Berg und noch vielen lag die Stadt. Dort war der Bub, der Jaun! In dem Augenblick fragte sie nicht, ob es gut für ihn war, dort zu sein oder nicht. Nur an die endlose Weite, die er weg war, mußte sie denken. Es zuckte um ihren Mund, kurz, wild, als ob sie hastig etwas hinunterkaute. Dann schloß sie mit rascher Hand das Fenster. In ihren Augen war eine Röte, als ob sie darin gerieben hätte oder als hätte sie — aber bah, die weinen doch nicht, die herben Weiber vom Isengrund. Als sie nachher in die Kammer trat, die sie mit der Clari-Marie teilte, lag diese im Bett; aber sie wachte noch und hob den dunkeln Kopf aus dem rotblumigen Kissen.

„Du," sagte sie, „morgen will ich zur Trine ins Rottal hinauf wegen der Kinder."

„Ja geh," sagte die Cille. Fast wäre es ihr auf die Zunge gesprungen: „Hol den Jaun wieder heim!"

*

Am andern Morgen stieg die Clari-Marie nach der Rottalhütte. Der Weg ging dort hinauf, wo man gegen das Rothorn stieg; aber am Waldsaum stand der Gaden des Furrer, des Bauern, und an ihm zweigte ein schmaler Fußpfad wagrecht ab, um die Bergkante herum in eine breite Schrunde, das Rottal, durch diese aber wieder hinauf zu einem großen, steinuntermauerten Holzhaus. Hier saß der Furrer. Wie zwei Wächter standen sie da, diesseits der wettergraue Gaden, jenseits das Haus mit dem hohen Schindelgiebel und den neu verschalten Wänden, aus denen die kahlen Fenster lugten. Zwischen Haus und Gaden fuhr im Winter die Laue nieder. Wenn sie lag, bis tief ins Frühjahr hinein, hatte der Rottalbauer eine Brücke nach seinem Heustall und nahen Weg.

Die Clari-Marie kam an den Gaden und sah jenseits der Schrunde den Rottalbauern und sein Weib mit schweren Tragkörben aus dem Walde herab- und dem Haus zu steigen. Es war Herbst, die Hänge gelbten, die vom Isengrund trugen Brennholz ein; die Hablichen kauften sich ihren Vorrat zusammen, die Armen bogen die Rücken krumm und lasen Heizung im Walde zusammen. Der Furrer und sein Weib zählten sich zu den Armen. Der lange hagere Mensch war mit seinem hoch mit Holz bepackten Korb wie ein Turm, der vornüber ins Fallen kommt und sich ruckweise immer wieder aufrichtet, die Furrerin aber sah aus, als müßte sie jeden Augenblick mit ihrer Last zusammenknicken wie das taumelnde Elend; aber zäh mit verbissenen Zähnen kam sie gegen das Haus niedergestiegen.

Die Clari-Marie rief sie nicht an, und jene achteten ihrer nicht. Sie stellten die Hutten ans Haus, klopften die schweren Schuhe an die Hausmauer, daß der Waldlehm abfiel, und gingen hinein. Eine Weile später trat die Clari-Marie ihnen nach durch die Tür und fand sie in der rauchschwarzen Küche, die mit einem halbblinden Fenster nah wie ein Kurzsichtiger auf die steil ansteigende Halde sah. Der Furrer hantierte an seinem Beil, das locker war, die Trine wusch den Melkeimer. Das Licht war so düster, daß die Clari-Marie Mühe hatte, zu unterscheiden, was sie taten.

„Guten Tag," grüßte sie.

Sie sahen sich beide um und traten fast hastig gegen die Tür vor, als sei ihnen just in der Küche Gastung nicht willkommen. Die war auch nicht gastlich, soviel im Halbdunkel erkennbar war, sondern rußig, unsauber, ärmlich. Im brüchigen Steinherde fehlte das Feuer, obgleich es nahe an Mittag war.

„Komm doch in die Stube," sagte die Trine, trat vollends aus der Tür und schob die Schwester einer gegenüberliegenden Kammer zu. Sie selber trat zuerst hinein, und als sie plötzlich im vollen Tageslicht stand, das durch eine Reihe weit in die Runde blickender Fenster quoll, war sie ein fadenscheiniges Weibswesen, nicht nur weil ihr Gewand zertragen und unordentlich war, der Leib selber und das dünne braune Haar und der schmale Kopf, alles war wie gespart; die Clari-Marie, die immer ernste, lächelte innerlich und heimlich, daß die Sparsamkeit der Schwester gleichsam aus allen Poren lugte.

„Setz dich," sagte die Trine und schob ihr einen Stuhl zum runden Tisch, der in einer Ecke unweit der Fenster stand; sie aber ließ sich neben ihr nieder und konnte ein zufriedenes Aufseufzen nicht unterdrücken, als sie den korbmüden Rücken an die Holzlehne legte.

„Ihr seid im Wald gewesen," sagte die Clari-Marie.

„Ja," sagte die andre, der eine dünne Röte in die Wangen kam. „Es liegt so unbändig viel Holz im Wald, daß es eine Sünde —"

Der Bauer kam in dem Augenblick herein, und sie wandte sich zu ihm.

„Wäre es nicht — du — eine Sünde, meine ich," sagte sie, „das Holz alles liegen zu lassen?"

„Natürlich wäre es," gab er zurück und setzte sich zu ihnen, aber er rutschte auf dem Stuhl, wie einer, der kein Sitzleder hat, schielte nach einem Wandschrank in seinem Rücken, stand dann auf, machte sich daran zu schaffen und kramte ein halb abgenagtes Schafbein hervor und ein Roggenbrot. Beides legte er auf den Tisch.

„Essen können wir jetzt, während — während die Clari-Marie da ist," sagte er, und obgleich er ganz ruhig und fast langsam sprach, lag es wie Hast in seiner Stimme und Reue über unbenutzte Zeit.

„So kommt ihr billiger zu Holz, als wenn ihr kauftet," sagte die Clari-Marie halb spöttisch, halb zornig zu dem Bauern.

Der nagte am dürren Fleisch und sprach dazwischenhinein. „Es kann nicht billig genug sein heutzutage."

„Und nichts Warmes habt ihr zu essen bei der strengen Arbeit?“ sagte die Clari-Marie mit offenem Mißfallen.

Die Trine fiel entschuldigend ein: „Es ist das Kochen nicht wert, wenn die Kinder nicht heimkommen.“

„Wir wollen nicht alles essen, was wir haben,“ sagte der Bauer scharf, und irgendwie, während er und sein Weib die dünnen Scheiben des Fleisches abhackten und jede Brotkrume vom Tische auftupften, lag es wie etwas verborgen Großes in der zielbewußten Art, mit der sie am eignen Leibe sich die behäbige Zukunft absparten.

Aber die Clari-Marie mußte an die hungrigen Gesichter der Kinder denken.

„Zuviel sparen ist auch nichts,“ zürnte sie. „Machet euch nicht selber zuschanden vor den Leuten.“

Die andern drückten an einer Gegenrede herum, fanden aber keine und kauten emsig ihr hartes Fleisch.

„Die Kinder kommen jetzt nicht mehr heim zu Mittag?“ begann die Clari-Marie wieder.

„Nicht, seit Ganztagschul ist,“ gab die Trine Antwort, „es ist nicht der Mühe wert, viermal den weiten Weg zu machen.“

„Ihr solltet sie in Kost geben,“ sagte die Clari-Marie.

Aber der Bauer würgte blitzschnell einen Bissen hinunter, schoß einen wilden Blick zur Seite, als fluchte er heimlich in sich hinein, und sagte hastig: „Das fehlte mir noch. Es gibt gerade sonst genug zu zahlen.“

Er hatte es in seinem Wesen, gegen die Clari-Marie aufzumucksen, aber wenn er ihrem Blick

begegnete, der klar und herrisch und lauter über ihn hinging, war er wie die andern und vergaß das Zornigwerden.

„Wißt ihr was," sagte die Clari-Marie, „gebt die Kinder uns ins Haus zu Mittag."

„Ja —" sagte die Trine mit Bedenken.

„Ja —" sprach der Furrer nach.

„Es kostet nichts, natürlich," sagte die Clari-Marie. „Das muß man euch zweien noch besonders an die Nase binden," fügte sie hinzu.

Die Furrerischen schwiegen beleidigt.

„Es ist zu still im Haus für uns, seit der Jaun fort ist," sprach die Clari-Marie weiter.

Der Furrer legte sein Messer weg. Er kaute noch, aber er rutschte schon, als litte es ihn nicht mehr auf der Bank. „Ich muß wieder an die Arbeit," sagte er.

Da begann die Trine den Tisch abzuräumen.

„Nun, was meint ihr?" fragte die Clari-Marie.

„Meinetwegen können sie wohl bei euch essen," sagte der Furrer achselzuckend. Und die Trine drehte sich um, lachte mit blitzartiger Freundlichkeit und meinte: „Natürlich können sie, und gern genug werden sie kommen."

„So schickt sie von morgen an," sagte die Clari-Marie. Sie stand auf dabei; die Trine band schon das Tuch um, das sie umlegte, wenn sie ins Holz ging. In diesem Augenblick läutete von der Isengrundkirche die Elfuhrglocke. Die drei traten schweigend gegen die Fenster vor, durch die eine helle Sonne mit mittäglicher Stärke brach. Mit gefalteten Händen standen sie da, die Gesichter nach

der Richtung gewendet, wo die Kirche lag. Myriaden Stäubchen spielten im Lichtschein rings um sie; an Staub war die Stube nicht arm, auf den Gesimsen lag er fingerdick, auf dem unreinen Fußboden flog er in Flocken, lag auf den dunkeln Stabellen und klebte an dem weißgelb vertäfelten Wandwerk. Aber die drei Gestalten standen im heißen weißen Licht, scharf umrissen — lang, daß der gebeugte, eckige schwarze Kopf fast die Holzdiele streifte, der Bauer; klein, unscheinbar, wiederum wie sein Schatten, die spitze Trine; schwer, stark, breit die Clari-Marie, und ihre breite, eckige Stirn, auf der die hellste Sonne lag, schimmerte wie Elfenbein. Die Haltung aller war demütig und andächtig, nur daß den Furrerischen die Köpfe noch tiefer auf der Brust lagen als der Clari-Marie, und daß diese, als das Gebet gesprochen war, das Kreuzzeichen langsam, mit einer sonderbaren Würde machte, während die beiden andern mehrmals und mit einer leidenschaftlichen Hast mit den Fingern an Stirn und Brust rührten.

Die Furrerin wendete sich mit einem Seufzer zuerst. „Jetzt kann eines wieder schaffen," sagte sie, und schlug die Augen zur Decke auf. Sie und ihr Mann murmelten noch das „Maria — Mutter Gottes," während sie schon durch den Flur nach ihren Körben vor der Tür schritten. Sie luden dort das Holz ab; die Clari-Marie stand dabei und sah freundlich auf sie. Die demütige Frömmigkeit hatte die Zieglerschwestern immer zusammengehalten, jetzt war mit dem Band auch der Furrer eingebunden, und um ihrer Kircheneifrigkeit und ihrer Gott-

freundschaft willen sah die Clari-Marie Schwager und Schwester den Geiz nach.

Als der Furrer und sein Weib die leeren Körbe auf den Rücken warfen und die Clari-Marie sich zum Gehen rüstete, kam drüben den Rothornweg herauf der Strahlegghüttler gestiegen. Der Ranzen, in dem er jeweilen seine Kristallfunde heimtrug, hing ihm leer am Rücken, und er stieg gemächlich bergan, einen zufriedenen Ausdruck im braunen Gesicht; als er die Blicke der drei auf sich ruhen fühlte, wurde sein Wesen noch schwerfälliger, linkisch fuhr er mit der Hand durch den sonderbar lückigen Bart.

„Tag!" grüßte er mit einem unbeholfenen Lachen im Vorübersteigen.

„Tag, Wipfli," gab die Clari-Marie zurück. „Tag!" grüßten die Furrerischen. Der Bauer warf dabei sein Beil in den Korb. „Er ist wieder in der Stadt gewesen, seine Strahlen verhandeln," murrte er; es klang aber wie ein qualvolles Aufstöhnen.

„Der verdient ein Geld," sagte die Furrerin. Ihre Augen gingen hinter dem Wipfli her, als kämen sie nicht los von ihm; etwas wie ein Lechzen war in ihrem Blick.

„Das mein' ich, verdient der Geld," echote der Bauer dumpf und wandte sich die Halde hinauf dem Walde zu.

„Nun, der Herrgott wird uns auch weiterhelfen," schloß die Furrerin, sah die Schwester halb lächelnd, halb mit demütiger Frommheit an und gab ihr die Hand zum Abschied.

„Also schick die Kinder," sagte die Clari-Marie, und als die Furrerin bejahte, stieg sie in die

Schrunde hinab nach dem Weg hinüber. Von jenseits sah sie die Schwester ihrem Manne nach dem Walde folgen. Da hob sie selber an, dem Dorfe zuzusteigen. Das Sonnenlicht lag auf ihrer schweren Gestalt und stach fast heiß auf den dünnen schwarzen Scheitel. Ihr Kopf war leicht gesenkt, und sie sann. Der Geiz der Verwandten ging ihr im Kopf herum, einen Augenblick grollte sie ihnen, den nächsten lächelte sie fast ob der Schrullenhaftigkeit, mit der die zwei auf bessere Tage hin sparten und sich mühten. Dann wieder wärmte sich ihr das Herz Schwester und Schwager gegenüber, um des Eifers willen, mit dem diese die Gebote der Kirche erfüllten. Der Kirche! Der Blick der Clari-Marie suchte und fand das Gotteshaus am Talende. Das Kreuz auf dem Turm warf Blitze und blinkte. In das Gesicht des Weibes trat ein fast verklärter Ausdruck; ihre grauen Augen gewannen ein innerliches, seltsames Feuer. „Vater unser," murmelte sie im Abwärtsschreiten. Und das war die Leidenschaft in dem Leben der Clari-Marie: mit Beten und Gottdienen übertat sie sich.

Siebentes Kapitel

Aus einer Dachkammer des Zieglerhauses schauten zwei Kinderköpfe, der braune des Furrer-Hansi und der feine, blonde seiner Schwester. „Jesses, wie schön!" schrie der Hansi ins Leere hinaus und hockte auf dem Fenstersims, hielt sich mit dem einen Arm am Laden und strahlte mit den bachklaren Augen

übermütig den Tag an, der nicht so viel Sonne hatte, als der Bub im Blick trug. Die Kammer war seit heute den Kindern eigen; und von heute an hatten sie nicht mehr nur Mittagbrot, sie hatten auch Wohnstatt bei der Clari-Marie.

„Sie sind der Schule näher so, wenn's in den Winter geht," sagte diese zu denen vom Rottal; zur Cille meinte sie: „Es ist doch keine rechte Luft für das Kindervolk bei den zwei Sparsamen."

„Lasse sie da," sagte die herbe Cille, „es wird eher etwas aus ihnen."

In der Dachkammer, wo ehemals der Jaun geschlafen hatte, lagen die Habseligkeiten der zwei Kinder, soweit sie sie täglich brauchten; der Furrer, der Bauer, hatte selber im Vorbeigehen die Kiste auf der Rückengabel ins Haus getragen, als er heute morgen zu Markt gefahren war, um Ziegen zu holen.

„Jesses, wie schön!" schrie der schmalwangige Hansi in die Gottesluft hinaus, und das Zieglerhaus stand doch in einem Schattenloch und nah an dem Gedränge der Dorfhütten, und oben im Rottalhaus hatten sie unter der blitzenden Sonne gewohnt. Nachher fuhren die zwei vom Fenster zurück, fuhren kreischend und lachend über die engtrittige Treppe hinab und kamen wild wie ein Windzug in die Stube hineingefahren, so daß der Chrysostomus auf dem Ofen zusammenfuhr und fast die Pfeife aus den zitternden Händen verlor und die Anni, sein Weib, ein „Jere-ja" ums andre stöhnte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?" fragte der Hansi, stand breitschultrig da, die Brust herausgedreht, daß er kräftig aussah, und hatte die Augen

voll Narrheit und Uebermut. Da kam die Clari-Marie herein, schickte den Hansi in die Werkstatt hinüber, daß er Hobelspäne fasse, nahm die Severina mit sich nach der Küche und brauchte nur ihnen nahe zu sein, so war ihre Wildheit zahm und waren sie von einer stillen, fast scheuen Folgsamkeit. Zu der Kammer aber, wo die Kinder untergebracht werden sollten, stieg die Cille hinauf, Ordnung zu schaffen, fing an, die paar Gewandstücke in einen kleinen Wandschaft zu legen, hielt mitten in der Arbeit inne und zog einen Brief aus der Tasche. Der trug als Aufschrift das kurze „Frau Clari-Marie im Isengrund", und die Clari-Marie hatte ihn eben geöffnet, gelesen und der Schwester eingehändigt mit den Worten: „Da lies! Vom Jaun!"

Die Cille trat an das kleine Fenster vor, hatte unsichere Hände, als sie den Brief aus dem Umschlag zog und schien, lang wie sie war, leicht müde zu werden; denn sie ließ sich auf einen der Stühle nieder und seufzte dabei verstohlen, als verschluckte sie ein heimlich ächzendes: „Mein Gott!" Dann las sie und las:

„Schön ist es hier in St. Felix, Base! Und gern bin ich hier! Sie sind alle recht mit mir, mehr als recht, der alte Herr, dem jungen Herrn der Vater nun gar! Das ist etwas mächtig Schönes, so eine Apotheke, und ich muß auch helfen im Laboratorium, das ist dort, wo man Salben macht und Pillen und andres. Und in die Schule gehe ich wieder, aber ganz anders als im Isengrund, viel ernster, und vielleicht muß ich wieder ganz in die Schule gehen und nicht mehr in der Apotheke helfen,

weil ich Freude habe noch in die Schule zu gehen. Ein Apotheker möchte ich werden; die verdienen mächtig viel Geld, aber noch lieber ein Doktor, einer, der die Menschen gesund machen kann wie Ihr, Base Clari-Marie, aber von euch lerne ich es nicht, aber hier kann man es lernen, und es kommt einer hier in die Apotheke, ein Doktor, der ist am Spital, und der Vater — dem jungen Herrn sein Vater — sagt, daß er ein Gescheiter ist. Und — und so einer möchte ich sein, Base Clari-Marie!"

So schrieb der Jaun, der Bergbub! Die Cille sah auf und in der Kammer sich um und hatte Herzklopfen. Jesses, was dem Bub durch den Kopf ging! Es war schon, als gehöre er seit einer Ewigkeit in die Stadt hinunter und gehöre nicht mehr in den Berg. ‚Du hättest ihn nicht gehen lassen sollen,' fuhr es ihr durch den Sinn, und im gleichen Augenblick kam ihr ein andrer und mißgünstiger Gedanke: ‚Jetzt räumst du den Schwesterkindern die Kammer ein, und der Jaun ist fort. Warum ist der nicht hier statt des Hansi und der Severina!'

Sie rutschte auf dem Stuhl, beugte sich jetzt nieder, richtete sich wieder auf und drehte die steife Gestalt, als winde sie sich unter etwas. Dann stand sie auf, ging einmal gegen die Tür, dann wieder zurück und wieder zur Tür. Das Leben ist nicht leicht, Cille Ziegler! Aber das weißt du doch schon lange!

Hin und her ging sie, hin und her, und im Hinundhergehen würgte sie das Heimweh nach dem herunter, der in ihrem Leben das Höchste war! Endlich ging sie wieder an die Arbeit, aber als sie

den Brief in den Umschlag zurückstecken wollte, merkte sie, daß da noch ein Zettel steckte. Sie nahm auch den heraus. Er trug eine kritzelige, schwer leserliche Schrift. Kirchhofer, der Apotheker, hatte ihn geschrieben. „Wir sind zufrieden mit Eurem Buben, dem Jaun, sehr zufrieden," stand da. „Der ist einer, aus dem etwas werden kann; und vielleicht ist es sein Glück, daß er hierhergekommen ist. Er hat einen Lerneifer wie wenige, mein Vater hat seine helle Freude an ihm, und er will etwas für ihn tun, wenn er sich so hält. Er will ihn weiter-lernen lassen, wenn er Freude hat. Deshalb soll er wieder ganz in die Schule gebracht werden und keine Gehilfendienste mehr tun. Ihr werdet wohl einverstanden sein, daß er etwas lernt. Wissen ist heutzutage mehr als Geld."

Die Cille stand und ließ den Brief sinken. Wieder schlug ihr das Herz, halb vor Freude, halb vor Unruhe. Jesses, was ist das für einer, der Bub! Lernen, immer nur lernen! Aber er hatte recht, der Kirchhofer, nicht dawider sein durfte man ihm, Sünde wäre es! So mochte er fortbleiben — so mochte er! Was tat es, wenn sie Heimweh hatte, wenn der Bub lernte, wenn — wenn er ein Herr wurde da draußen, ein städtischer, wenn — am Ende gar — ein Doktor — aus ihm wurde!

Der Cille Gesicht zuckte, sie verbiß das auf-quellende Flennen. Jaun! Jaun! — Langsam und mit schwimmenden Augen packte sie das Gewand-zeug ganz hinweg. Dann richtete sie den hageren Rücken auf, schluckte noch einmal; nun waren ihr die Augen trocken. Dann stieg sie hinab.

In der Küche traf sie die Clari-Marie mit dem Kind noch. Sie gab ihr den Brief zurück und machte sich am Herd zu schaffen. Eine Weile schwieg sie; dann litt es sie nicht länger. „Es geht ihm gut, dem Jaun," sagte sie.

Die Clari-Marie stand über einem Waschkübel geneigt, heißer Dunst stieg daraus auf. Schweißperlen schimmerten ihr auf der Stirn, aus ihrem schlichten, dünnen Scheitel lösten sich einzelne Haare und standen wirr nach allen Seiten. Sie trug eine graue Flanelljacke, deren Aermel bis zum Ellbogen aufgekrempelt waren, an den festen Armen haftete der Seifenschaum. „Es scheint, daß es ihm gut geht," sagte sie trocken.

Die Cille war scheu und gedrückt. „Lernen tut er einmal, der Bub," murmelte sie nach einer Weile, fast als spräche sie mit sich selber.

„Wird er ein Pfarrer, der Jaun?" fragte Severina, die an der Clari-Marie ihrem Kübel stand und mit der schmalen Hand im Seifenschaum rührte. „Die Mutter sagt, er ist einer wie ein Pfarrer," fügte sie bei.

Die Cille lachte ein wenig. „Ein Doktor wird er am Ende!" sagte sie. „Jesses, du, Clari-Marie," wandte sie sich an diese, „wenn er jetzt gar ein Doktor —"

Die Rede blieb ihr im Halse stecken. Die Clari-Marie sah auf. Sie nahm beide Hände aus dem Wasser und stemmte sie auf den Kübelrand. „Das wird nicht dein Ernst sein, du," sagte sie zur Schwester. Dabei wurde ihr Gesicht hart, der Kopf stand steif im Nacken, sie hatte etwas von dem

Klotz, der in eine Straße rollt und sie sperrt: Geh einer vorbei, wenn er kann! „Ein Doktor, der Bub!" stieß sie kurz hervor, so als fehle ihr der Atem. „Was weiß so ein Doktor! Was ist so einer? Im Wald stehen die Kräuter und auf den Matten, da kann einer das ewige Leben auflesen, wenn es der Herrgott einen finden lassen will! Alles andre ist Lug und Trug! Und der Bub soll ein Doktor werden!"

„Du hast auch bei ihnen gelernt, bei den Aerzten," sagte die Cille still, störrisch.

„Gelernt?" sagte Clari-Marie. „In der Stadt bin ich gewesen und bei ihnen, den Doktoren, ja, weil die Regierung es so eingesetzt hat, daß aus jedem Dorf eine geht! Aber gesehen habe ich genug und mein Teil gedacht! Seit ich hier bin, ist kein Doktor mehr in den Isengrund gekommen!"

Die Cille schwieg, wahr war es, was sie sagte, die Clari-Marie, es kam kein Doktor nach dem Isengrund!

Da nahm jene ihre Arbeit wieder auf, langsam packte sie ein Wäschestück und schlug es aufs Brett. „Ein Doktor wird er nicht, der Jaun, oder — oder ins Haus kommt er mir nicht mehr!" sagte sie. Es war halb in den heißen Dunst hinabgemurmelt, aus der Art, wie sie dastand, breit, wuchtig, störrisch, konnte die Cille lesen, was sie nicht verstand. Sie verschluckte einen Seufzer und ging; sie wich immer, wenn die Schwester zürnte; das mußte so sein, war immer so gewesen, das letzte Wort und das gültige lag bei der Clari-Marie.

*

Am Nachmittag liefen der Hansi und die Severina zur Schule, die sie am Morgen, ihres Umzugs halber, geschwänzt hatten. Der Hansi schritt voraus, stampfte mit schwerem Schuhwerk den Boden der Dorfgasse, der vom ersten Frost hart und spröde war, und hielt die Daumen in die Riemen seines Schultornisters gehängt. Der Nordwind kam hinter ihm her gefahren, faßte ihn ruckweise und stieß ihn vorwärts, dann machte der Bub den Nacken steif, stemmte sich und murrte zwischen verbissenen Zähnen hervor: „Jetzt stoß, wenn du kannst!" Der Nordwind pfiff an den Wänden des Rothorns, hoch am Himmel fegte er hin, und der Himmel wurde fahl, grau; der Wind zog die Schneetücher darüber. Die Tannen über dem Dorfe rauschten, ss-ss, es tönte wie fliegende Atemzüge eines Riesen. Der Wind wirbelte auch die kleine Severina durch die Dorfgasse einher wie ein Läublein; der braune ärmliche Rock flog um die Beine, deckte die dicken grauen Schafwollstrümpfe bis an die Knie auf und riß an der Schultasche, die dem Kinde am Arm hing. Das Haar flog ihm um die Wangen, wirr, lang, und das Tuch verschob sich, das ihm die Clari-Marie um den Kopf gebunden hatte.

„Jesses, was für ein Wind," jammerte die Severina weinerlich, und der Hansi, dem das Blut in den Wangen stand und dem die Augen blitzten, als stehe ihm ein sichtbarer Feind gegenüber, drehte sich, schritt, die Zähne noch immer fest zusammengesetzt, zurück zu der kleinen Schwester und sagte: „Komm, ich halt' dich, dem Kaib will ich schon zeigen." Das Kind an der Hand, ging er seines

Weges fürbaß, bei jedem Windstoß schlossen sich seine Finger fest um die Hand der Severina und stemmte er sich zornig lachend gegen die schiebende Gewalt.

Das Schulhaus stand am Dorfende und war eigentlich nur eine Schulstube; denn oben wohnte der Pfarrherr mit seiner Magd, und nur unten in dem einen, den gemauerten Unterbau fast ganz füllenden niederen Raum lehrte der Tresch, der Schulmeister, die Kinder vom Isengrund. Dem Pfarrherrn hatten sie den Wohnboden warm verschindelt, braune Laden hingen an den Fenstern, unten war alles kahl und grau, die Kinder hockten eng zusammengepfercht und froren nicht.

Als der Hansi und die Severina dem Schulhaus näher kamen, sah es davor aus, wie es zu Stadt und Land vor den Schulhäusern aussieht, kleines Volk stob durcheinander, stieß sich und schrie, lachte und flennte, nur daß der Wind jetzt unter sie fuhr, hier eine Kappe vom struppigen Kopfe riß und dort einen Fetzen aus einem Schulbuch stahl und sie fortwirbelte, dorfaus, den Fetzen hangan, die Kappe dem Bach zu. Ein kleiner dicker, rotwangiger Kerl ließ sich vom Winde stoßen und sang dazu, und die kleinen Augen lachten ihm, weil er selber wie ein Ball davonkugelte und der Wind, ihm noch voraufspringend, langgezogen — ah — ah — die Töne seiner Stimme trug. Die Mädchen waren die empfindlichen, drückten sich frierend an der Hausmauer hin oder stiegen über die zertretene Steintreppe nach der Schulstube.

Ueber die hinter den Dorfhütten ansteigende

Lehne, geradeswegs über das weglose Mattenland, zwischen der alten Kapelle und den letzten Häusern herab kam der Kehle-Gisler, der Lätz, mit der Claudi, seinem buckligen Mädchen, gegangen. Er trug einen mächtigen Korb auf dem Rücken und hatte zerlumptes Gewand an, Hosen, von denen die Fetzen hingen, einen langen Rock voller Flicken und Risse, an den Aermeln hing ihm das Futter über die dürren, steingrauen Hände, auf dem Kopf trug er einen formlosen Filz ohne Band und ohne Rand, dessen Farben alle Schattierungen zwischen Schwarz und Gelb zeigten. Nur die Schuhe waren fest und schwer beschlagen. Der Kehle-Gisler stieg in die Dorfgasse, hielt die bucklige Claudi an der Hand und sah, den Kopf seltsam, ruckweise drehend, mit kleinen, lustigen Augen in das und jenes Kindergesicht, zwinkerte und lachte und schnitt Grimassen. Die Claudi hatte ein leises Unbehagen im Blick, hielt an und versperrte dem Vater den Weg:

„So, geht jetzt," sagte sie und versuchte ihn nach der Richtung zu drängen, nach der die Straße dorfaus lief. Der Gisler aber hatte den Blick an den Gesichtern zweier Buben hängen, die ihn anlachten.

„Tag, du," rief der eine.

„Tag, Lätz," lachte der andre; und es war, als hätte der Wind das Wort gefaßt und wirbelte es herum.

„Der Lätz!" schrie es von allen Seiten, und die Kinder umsprangen den Gisler. Der aber ließ plötzlich die Hand der Claudi fahren, stieß einen Jauchzer aus und hob in der Straße zu tanzen an. Den Korb am Rücken, sprang er herum, jauchzte

und sang, schlenkerte mit Armen und Beinen, schoß jetzt auf eine Gruppe von Kindern zu, daß sie kreischend auseinander stoben, und rannte gleich darauf ein Stück weit auf der Straße davon, daß die Buben mit Spotten und Schreien hinter ihm her jagten. Es war ein Lärm, daß die Fenster der Häuser auf und ein halbes Dutzend Köpfe herausfuhren, daß die Viktorine, die Pfarrmagd, herabkreischte: „Lasset ihn gehen, Kinder!" und der Pfarrherr selber in die Tür trat und sagte:

„Gehet, Gisler, macht Euch nicht zum Gespött!"

Der Gisler, der just nahe war, mochte die Worte gehört haben, denn er hielt plötzlich inne, taumelte einmal hin und einmal her, weil ihn schwindeln mochte, und zog dann den Filz von dem wirren, langen, sonderbar weiß und schwarz gesträhnten Haar. „Tag, Pfarrherr," grüßte er. Der Mund stand ihm offen, denn sein Atem ging stoßweise. Der Mund war sonderbar spitz, wie ein Ziegenmaul, große Schneidezähne ragten daraus hervor, der lange Schnurrbart hing auf beiden Seiten herab und rann mit dem langen Bart zusammen, der von Wangen und Kinn auf die Brust fiel, und Schnurrbart und Bart waren just so weiß und schwarz gesträhnt wie das Kopfhaar. Der Gisler hatte ein Gesicht wie eine Ziege.

Die Dorfbuben hatten sich vor dem Pfarrherrn verzogen; der letzte verschwand in der Schulstubentür. Pfarrherr und Strahler glotzten einander sekundenlang an, dann trat jener kopfschüttelnd ins Haus zurück. Der Gisler lüftete noch einmal den

Filz, strich mit der einen Hand über die feucht gewordenen Haare und sah sich nach der Claudi um. Das Kind kam von der Schultreppe, an deren Fuß er gezögert hatte, herüber, hatte in den übergroßen Augen ein nasses Glitzern und in den Wangen ein heißes Rot, streckte dem Vater die Hand hin und sagte:

„Ade! Geht jetzt!"

Der Gisler schnaufte noch einmal tief auf, dann schloß er den Mund, die Zähne glitten unter dem Schnurrbart zurück, die Lippen setzten sich zusammen, und das Gesicht des Strahlers war plötzlich wie ein andres, männlich, von ebenmäßigen Zügen, fast ehrwürdig. Nur das lustige Funkeln war in seinen Augen geblieben. Er murmelte etwas in den Bart, das klang wie: „So geh, lern jetzt brav," und seine Hand wühlte derweilen in dem braunen Haarwust der Claudi. Die sah sich scheu um, blinzte nach den Fenstern, dahin, dorthin, in denen noch ein paar müßige Weiber lagen, und sagte dann hastig und leise:

„Ihr müsset nicht mehr so tanzen, Vater!"

„Warum nicht?" lachte der Gisler leise in sich hinein. „Haben sie nicht Freude gehabt, die Kinder?" Und er nahm das bucklige Menschlein, die Claudi, schob sie zur Schultrepppe hin, fuhr ihr noch einmal mit rauhem Griff über den Kopf halb wie zur Strafe, halb zur Liebkosung, dann drehte er sich ab und tappte auf seinen Klapperschuhen dorfaus.

Die Claudi trat still in die Schulstube. Gleich hinter ihr kam der Tresch, der Schulmeister, alt, weißhaarig, ‚von stämmiger Gestalt', gegangen.

Der Kehle-Gisler aber hatte bald das Dorf

hinter sich, der Wind stieß ihn in den Rücken, die Haarsträhne flogen ihm im Luftzug, und der Filz wollte ihm vom Kopfe fahren. Da nahm er ihn herunter und warf ihn in den Tragkorb. Dann sang er eins, halblaut, und sah die grüne Welt an, und das Funkeln war noch in seinen Augen, lustig, frei, als wäre auf der grünen Welt keine Sorge für ihn, den Lätz! Und der Mensch, der, die Zufriedenheit im Gesicht, so dahintrottete, der Kehle-Gisler, den sie den Lätz schalten, war der beste und waghalsigste Strahler im ganzen Tellenland, kannte die Berge im Umkreis wie seinen Tragkorb, kletterte mit der Gewandtheit des Grattiers an Stellen, vor denen jeder andre sich bekreuzigte, hatte einen Blick scharf und rasch wie der Adler, war aber ein Armer unter den nicht Reichen und hatte kein Ansehen im Isengrund; denn er ging nicht zur Kirche, kümmerte sich wenig um Dorf und Bauern und machte sich zum Narren zuzeiten. Nur die Städter, die ins Tal kamen, um das wundervolle Rothorn und andre Stöcke zu zwingen, und deren einer den Kehle-Gisler in seiner Hütte gefunden hatte, hatten seit einiger Zeit den Narren an ihm gefressen, suchten ihn heim dann und wann und ließen sich von ihm Führerdienste leisten, obwohl er kein Patent besaß.

Achtes Kapitel

Ueber die vom Isengrund ging die Zeit hin. Unsichtbar kam das gerollt wie ein mächtiges Rad, unsichtbar rollte es davon, und nur, was zurückblieb,

war zu sehen: hochgeschoben einer dort, der sonst im Kot und in der Armut der Straße gesessen, gequetscht und verwundet ein andrer, den das Rad im Rollen gefaßt, tot der dritte, still, voll ewiger Geduld, mochte nun nahen und gehen, was wollte.

Den Löwenwirt, den Dickwanst, der an sich selber schwerer trug als an seines Schicksals Tagen, hatte es emporgehoben und hatte ihn auf einen Sack voll Geld gesetzt. Sein Gasthaus war das einzige am Ort, und wer im Tal handelte und wandelte, stieg zur Rast oder doch zu einem Trunke bei ihm ab. Weil aber nicht nur sein Geldsack, sondern auch sein Leib zunahm, und eine angeborene Bequemlichkeit in eine mächtige Faulheit ausartete, weil zudem seine beiden Buben nicht Lust zum Geschäfte hatten, sondern — eine Seltenheit an einem vom Isengrund — in die Welt hinausstrebten, so suchte der Löwenwirt seit einiger Zeit nach einem Liebhaber für sein Geschäft, suchte aber gemächlich und nur mit halbem Ernst, denn er war dabei wie die Schnecke, die die Fühlhörner ausstreckt. Stößt sie an, so zieht sie sie eilig zurück, und vor jedem ernsthaften Käufer verzog sich Jost Trachsel, der Wirt, in sein Schneckenhaus, eine hohe Kaufsummeforderung.

Außer dem Löwenwirt hatte das Glück im Isengrund keinen besonders angestrichen, auch den Rottalbauern nicht und sein Weib; die mühten sich und schacherten und heimsten langsam, langsam ein. Ein paar Tote hatte die Clari-Marie in ihre vier Bretter gebettet, sss, sss ging die Säge des Töni täglich in ihrer Werkstatt, sie hatte die Bretter geschnitten,

die die Clari-Marie für das letzte Haus der Strahlegg-hüttlerin fügte, derselben, deren einziges, spätes Kind sie empfangen und nicht am Leben zu erhalten vermocht hatte. Das Weib hatte gekränkelt seither, dann war sie gestorben. Claudi, das Buckeli, hatte ihr abgewartet, niemand sonst, denn das Buckeli war dem Strahlerweibe die nächste Nachbarin oben am Berg, wo die Hütten verstreut und verloren stehen, und das Buckeli war eines von denen, die die rollende Zeit wachsen ließ, daß sie langsam an die Grenze kommen, wo das Kindsein aufhört.

Einen schönen, festen Sarg aus starkem, gesundem Holz hatte die Clari-Marie gefügt für die schöne, feste, starke und gesunde Frau, die dem Jakob Jacki, dem Wildhüter, starb, mitten im Leben wie vom Blitz erschlagen, von einem Fieber in einer Nacht hingerafft. Und — seltsam — der Strahlegghüttler sowohl wie der Jacki, der Hüter, als sie, Hut in Händen, am Totenbett ihrer Weiber gestanden hatten, am Bett einer Dulderin jener, dieser am Lager einer jäh Gefällten, hatten den trüben Blick von den bleichen Zügen der Gestorbenen genommen und auf die Clari-Marie gerichtet, die für die Tote in der Stube zu tun hatte. Sie hatten barhaupt mit derselben Andacht das lebende wie das tote Weib angesehen, weil ihnen im zähen, rauhen Leibe das nicht leicht weich werdende Herz zitterte vor Staunen und Wundern, wie die da — die Clari-Marie — einem Menschen, der in den letzten Nöten lag, über die Brücke zu helfen wußte, den fürchterlichen Steg aus dem Leben zum Tod. Mit den Händen stützte sie die Hände der Kranken, und dazu stand sie selber

stark und aufrecht am Bett und betete immer, und wenn sie auch immer dieselben vorgeschriebenen Formeln sagte, so war es doch, als spräche sie Worte, die so stark und aufrecht waren wie sie selbst. So stand sie neben den Sterbenden, daß es immer war, als nähme sie die größere Last des Sterbens auf sich. Mit einem Lächeln, das sagte: es ist nicht so schwer, starben die beiden Weiber. Das Lächeln war das Verdienst der Clari-Marie; sie hatte eine wundersame Gabe, in den bittersten Nöten zu helfen.

So war der Tod im Isengrund hinter die geraten, deren Zeit noch nicht aufgezehrt war; andre, die wie faules und aus lang vergangenen Herbsten zurückgebliebenes Laub waren, konnten nicht sterben. Der Ziegler-Chrysostomus und sein Weib lebten noch immer. Aber sie saßen nicht mehr am Ofen, sie hatten sich noch ein Stück weiter hinaus aus dem Leben der andern verkrochen. In der großen Kammer neben der Wohnstube standen drei Schlafstellen, zwei so von der einen kahlen Wand in den tannenen Boden hinaus, daß ein schmaler Gang zwischen ihnen war, die dritte von ihnen entfernt in der Fensterecke. In den zwei nebeneinander stehenden Betten lagen der Chrysostomus und sein Weib, das letztere vergraben in rotbedruckten Decken und Kissen. Ein Büschel weißes, wirres Haar war zwischen dem Bettzeug sichtbar, und eine dünne Stimme kam manchmal aus den Kissen: „Jere-ja! jere-ja!" Das war das Ganze, was der Chrysostomus noch von seinem Weibe hatte, war die ganze Antwort, die er bekam, wenn er sich auf seinem

Bett aufrichtete und aus Langeweile nach dem andern hinüberschwatzte, wo die Anni lag. Der Chrysostomus war noch ein stattlicher Schloßbau im Vergleich zu der Ruine, die sein Weib vorstellte. Zweimal des Tages kam für ihn eine große Stunde, da streifte er die Schafwollhose an, die neben seinem Bette lag, und die Clari-Marie kam herein, band ihm ein dickes Tuch kreuzweise um den Oberkörper und setzte ihn am Bettrand zurecht. Dann kramte er die Pfeife aus der Tasche, stopfte sie, und die Clari-Marie zündete sie an. Da aber diese, die vielgeschäftige, nicht immer genau die Stunde einzuhalten vermochte, da überdies der Ziegler in dem steinalten Leib noch viel junge Ungeduld hatte, geschah es, daß er oft in die Hose schon viel und viel zu früh fuhr, sich einen Platz am Bette erarbeitete und da hockte, wartend auf das, was noch sein Glück war. Er lebte noch grausam gern, saß auf dem Bettrand und qualmte und tuschelte in sich hinein, während sein Weib vom Nachbarbett her eifriger ihm zur Begleitung ihr „Jere-ja" jammerte.

Die Clari-Marie, wenn sie in die Kammer der Alten trat, hatte jedesmal die drollige Empfindung, daß sie zu Kindern gehe, lachte innerlich, daß das Leben sich wendete und aus dem Kinde die Mutter für Mutter und Vater geworden war, genoß aber wiederum unbewußt jene sonnenscheinartige Freude, die die Mutter in der Nähe ihrer spielenden Kinder ankommt, und hatte so in dem Dasein der Alten etwas in ihrem Leben, was die Cille, die weniger ihrer Pflege sich widmete, nicht empfand und was wie ein Glück war.

Seit mehr denn einem Jahre teilte die Clari-Marie auch nachts die Kammer der Alten; die im Isengrund schrieben es allein ihrem Wissen und ihrer Heilkunst zu, daß die zwei grabreifen Menschen immer und immer noch lebten.

Die rollende Zeit brachte auch Nachricht vom Jaun ins Zieglerhaus, nicht allzuhäufige, denn Jaun stand im Joch schwerer Arbeit, und die Zieglerschwestern waren nicht schreibselig und gaben ihm nicht Anlaß, allzu spärlichen Schreibens sich schuldig zu fühlen. Nachricht war gekommen, daß er noch immer über die Maßen gern zu St. Felix sitze und nicht weniger gern im Haus des Apothekers weile, dieser wiederum aber und seine Familie, insbesondere jedoch Kirchhofer, der Aeltere, eine seltsame Anhänglichkeit an den hatten, der als ein unbeholfener Bergbub zu ihnen gekommen war. Zwischen den Zeilen des Jaun vermochten selbst die zwei ungelehrten Frauen, die Clari-Marie und die Cille, zu lesen, daß sein Durst nach allerlei Wissen und Können, das lange nicht mehr zum Stand eines Bergbauern paßte, immer noch mächtiger wurde; wenn sie diese Briefe las, bekam die Cille ein Herzbangen und engen Atem, die Clari-Marie aber faltete die Stirne, sagte lange nichts, bis sie eines Tages die Hand schwer auf einen Brief legte, der eben gekommen war, und in strengem Ton, zur Cille gewendet, begann: „Es ist Zeit, daß er heimkommt, der Jaun. Er wird wohl stark genug sein jetzt, daß er die Bergluft verträgt.“ In den letzten Worten zitterte der Spott. Die Cille hatte keine Antwort, aber die andre fuhr fort:

„Und dann — er braucht nicht auf den Taglohn zu gehen hier, er kann hier eine Handlung einrichten mit allerlei Zeug, wie sie es in St. Felix in der Apotheke feilhalten. In der kleinen Hinterstube kann er das. Du gibst etwas daran und ich gebe etwas daran. Was er zum Leben braucht, verdient er damit; mehr hat er nicht nötig. Kannst ihm schreiben, wie wir es im Sinne haben."

Die Cille sagte dazu nicht viel, aber sie schrieb, und das Herz wurde ihr nicht leichter dabei. Dann kam die Antwort, nicht vom Jaun — von Kirchhofer, dem jungen. Der schrieb fast zornig. Sie sollten sich nicht in den Weg stellen, wenn der Jaun auf der Wanderschaft nach dem Glück sei, sein rastloser Fleiß verdiene einen andern Lohn als eine Krämermühsal in einem Nest wie Isengrund. Sie sollten sich's wohl überlegen, ob sie es verantworten könnten, des Buben Unglück gewollt zu haben.

Auch dieser Brief machte der Cille Herzklopfen, machte ihr den armen, nicht an vieles Denken gewöhnten Kopf müde und dumpf und jagte ihr eine Unruhe in die Glieder, die sie tagelang nicht verließ. Die Clari-Marie schwieg, sah nur die Cille immer so sonderbar an, als fragte sie: Weißt nicht, was du jetzt zu tun hast? Wollte diese aber ihre Meinung wissen, blickte sie an ihr vorbei und sagte: „Tue, was du willst! Was ich denke, weißt du." End' aller Enden blieb der Brief unbeantwortet, und in St. Felix taten sie, als sei ein Bescheid nicht nötig. Der Jaun blieb, wo er war.

Nun löste das Frühjahr den Winter ab, einen, der grimm gehaust hatte und dessen Schneewuchten,

unter denen er die vom Isengrund beinahe erstickt, noch in schweren Ueberresten in allen Felslöchern, an jedem Schattenfleck, an den Hängen und über den Bergkämmen lagen. Da trug der Briefträger den Zieglerschwestern einen Brief vom Jaun ins Haus, der herzlich und ungestüm war und in der noch halb winterlichen Stube hauste wie der Föhn im Schneetal.

„Jetzt kann ich es Euch sagen," schrieb der Jaun, „ich habe das Examen gemacht. Mit dem neuen Semester beziehe ich die Universität!" In dem Satz waren zwei Worte, die die Zieglerschwestern nicht verstanden: Semester und Universität. Aber den Jubel verstanden sie, der durch des Jaun ganzen Brief klang; es war fast, als stände jener vor ihnen in der Stube und erzählte und jauchzte dazwischen und erzählte wieder mit zwanzig „denket" und „höret" und „wisset". Was anfangs unklar war, das klärte ihnen die Fortsetzung des Briefes auf. Da stand: „Medizin werde ich studieren! Ein Doktor werde ich, Base Clari-Marie, ein Doktor, wie Ihr einer seid, nur einer, wißt Ihr, der ein bißchen mehr lernen muß! Der alte Herr hilft mir, der alte Herr Kirchhofer! Wie soll ich es ihm einmal vergelten! Das ist einer, der alte Herr! Stolz ist er, daß ich es so weit gebracht habe, und — ich verdiene auch selber etwas mit dem, was ich mithelfe in der Apotheke, aber nachher, wenn ich die Universität bezogen habe, wird das nicht mehr angehen. Aber später zahle ich ihm alles zurück, dem alten Herrn! Beim Eid tu' ich es! Und freuet Euch, Mutter und Clari-Marie. Ihr sollt es gut bekommen,

wenn ich einmal ein Doktor bin. Sie verdienen viel Geld, die Doktoren."

Die Clari-Marie und die Cille standen inmitten der Stube, steif, wie an einen Fleck gebannt, der Cille hing der Kopf auf die Brust, die Clari-Marie sah geradeaus und hatte ein Wetterleuchten in den Augen. Sie hatten beide den Brief gelesen und lasen auch den Zettel noch, der dabeilag und der die festen, klaren Schriftzüge eines bedächtigen alten Mannes trug. „Ja, Ihr zwei Frauen da oben im Berg," schrieb der alte Herr Kirchhofer unter anderm, „Euch wünsche ich Glück zu dem Buben, dem Jaun. Seit er hier ist, hat er keine Minute eines einzigen Tages müßig vorbeigehen lassen. Er ist nicht fett und nicht rotbackig geworden; aber er bringt etwas zuwege, was mehr wert ist, als Speck ansetzen. Sein Studium wird Euch nichts kosten; ich habe das mit meinem Sohne abgemacht, und Jaun vergilt es reichlich durch seine Treue und Anhänglichkeit und seinen Fleiß. Seit langem habe ich mich auf den Augenblick gefreut, da ich Euch die Freude ins Haus melden könnte. Wäre ich noch der junge Springer wie zu der Zeit, da ich in einer Woche zweimal auf Euer Rothorn stieg, wäre ich wahrhaftig selber zu Euch hinaufgekommen, damit ich Euch hätte sagen können, was für einen braven, stillen Menschen Ihr aufgezogen habt."

Die Cille hielt diesen Zettel in Händen, die Clari-Marie hatte zwischen den harten Fingern den Brief des Jaun, und er knisterte sonderbar. In der Nebenstube schliefen die Alten; das Arbeiten des Gesellen scholl aus der Werkstatt herüber.

„Nun?“ sagte die Clari-Marie, sie strich die spärlichen, glatten Haare am Scheitel noch glatter, ihre Hand zitterte ein wenig.

„Ich, ich — will ihn holen,“ sagte die Cille.

„Gut,“ gab die Clari-Marie zurück. „Sag ihm, er soll noch heimkommen, solange er kann.“ Während sie das sagte, ging sie schon nach der Tür, aber sie sprach so, als wären ihre Worte Nägel und sie stünde in der Werkstatt, einen Nagel um den andern — pang — mit schwerem Hammer in ein Brett zu schlagen. Vielleicht trafen die Worte die Cille wie Nägel. Sie blickte halb auf und der Schwester nach. Die wendete sich in der Tür. „Hätten wir ihn nicht gehen lassen in die Stadt — zu — zu dem Volk!“ sagte sie.

„Eben ja,“ sagte die Cille. Sie tat einen Schritt vorwärts, hob die dürren Arme halb auf, als wollte sie sie vors Gesicht schlagen, ein Flennen sprengte ihr den herben Mund, aber im nächsten Augenblick war es, als reue sie alles oder als besinne sie sich. Sie nahm den Schürzenzipfel, fuhr sich hart ins eine, dann ins andre Auge; dann starrte sie die Tür an, durch die die Schwester hinausgegangen war, und starrte und sann, sann und starrte und war nicht sicher, ob es falsch gewesen war, daß der Jaun in die Stadt gekommen. Aber, daß sie hinab mußte zu ihm, wußte sie.

An dem Morgen klang das Werkeisen schärfer als sonst von der Werkstatt herüber; die Clari-Marie half bei der Arbeit, und sie schlug und sägte und schlug und sägte den Groll in sich tot. Aber als der Hansi und die Severina, jener vom Tage-

lohn, diese aus der Schule heimkamen, sahen sie doch noch wie scheu und von der Seite in das breite Gesicht der Truttmannin, und über dem Essen fragte die feine Severina, deren schlanke Gestalt sich streckte und rundete, mit ängstlichem Blick: „Seid Ihr zornig, Base Clari-Marie?"

„Nein," sagte diese und sprach mit dem Töni und mit dem jungen Volk wie alle Tage, es war nur, daß ihre Stimme spröd war und die Worte kurz und scharf tönten, wie wenn Stück um Stück von einer Glasscheibe gebrochen wird. Die Cille saß mit schmalen Lippen, wortkarg und bedrückt am Tischende.

Neuntes Kapitel

Am nächsten Tage ging die Cille Ziegler nicht nach St. Felix. Am frühen Morgen stand die Clari-Marie an der Kammertür des Töni und pochte: „Steh auf, du, du mußt den Pfarrer holen. Mit der Mutter ist es nicht recht."

„Ja, sogleich," antwortete es von innen. Dann pochte die Clari-Marie bei der Cille an. Die war schon auf, tat die Türe auf und knöpfte noch an der grauen Jacke.

„Du kannst nicht fort, mit der Mutter ist es nicht recht," sagte die Clari-Marie.

„Was ist denn?" fragte die Cille.

„Es könnte etwas geben," gab die andre zurück, und sie standen einen Augenblick voreinander und sahen einander an, und jede wußte, daß die andre

in der vergangenen Nacht nicht geschlafen hatte. Sie waren einander auch sonderbar ähnlich, während sie sich mit den dunkeln, scharfen Augen aus den bleichen Gesichtern maßen, und auch das mochte ihnen auffallen; nur war die breite, untersetzte Gestalt der Clari-Marie vor der langen, zähen andern wie ein Steinblock neben einer Tanne; von dieser ist nicht zu sagen, ob sie nicht inwendig morsch und schwach ist, jener aber steht, und die Wetter haben ihm wenig an.

Die Clari-Marie ging hinunter und verschwand wieder in der Kammer, wo die Alten lagen. Die Cille folgte ihr bald, und dann war an dem Morgen ein Aus und Ein in jener Tür; der Pfarrer kam mit dem heiligen Oel, der Sigrist mit dem Rauchfaß ging neben ihm, und nachher kam die Pfarrmagd, die Viktorine, gelaufen, nach der Mutter zu sehen. Eine Weile war die Kammer voll Murmelns, aus dem die klare Stimme der Clari-Marie sieghaft hervorbrach. „Vater unser" und „Gegrüßt seist du, Maria, Mutter Gottes!" Der Töni, der Gesell, stand Hut in Hand unter der Tür der Kammer, die nur angelehnt war, und murmelte mit, und der Hansi und die Severina kamen, drängten sich neben den Alten und steckten die Köpfe hinein; dann hoben auch sie zu beten an. Nach einer Weile trat der Pfarrherr heraus, die Cille geleitete ihn. „So müsset ihr es halt hinnehmen," sagte er mit salbungsvollem Seufzer, tat, als wischte er eine wirkliche Träne aus den wässerigen Augen und streichelte der Cille die Hand, die diese ihm reichte, streichelte sie mit rührsamer Teilnahme,

bis das hagere Mädchen in der Tür stehenblieb und die weiche, samthafte Hand von ihrer harten abglitt.

Die Stuben waren voll betäubenden Weihrauchduftes, als der Pfarrer und der Sigrist hinausgegangen waren. Die Cille ging hin und riß ein paar Fenster auf; dabei war ihr, als müßte sie mit dem alle Sinne einschläfernden Duft noch etwas hinauslassen, was süßlich roch, des Hochwürdigen Mitleid und Trostbereitschaft! Aus der Nebenkammer klang noch immer das Beten der Clari-Marie. Hansi und die Severina knieten jetzt bei ihr am Bett der Großmutter, nebenan aber schlief der Chrysostomus so fest, daß er weder des Pfarrers gewahr geworden, noch durch das Murmeln gestört wurde. Er schlief viel in der letzten Zeit, der Chrysostomus.

Der Töni war nach der Werkstatt an die Arbeit gegangen.

Nach einer Weile brach das Beten ab. Die Clari-Marie kam in die Wohnstube, rief nach der Cille: „Mach mir jetzt Wasser, heißes," dann heizte sie den Ofen, obwohl es schon scharf an den Maimonat ging, richtete aus Decken und Kissen ein Lager darauf und trug den Chrysostomus heraus, der, eben erst erwacht, mit erstaunten Blicken um sich sah. Ihn bettete sie auf dem Ofen zurecht.

„Er braucht nicht zu wissen, daß es mit ihr nicht geht wie sonst, mit der Mutter," raunte sie der Cille zu und fügte hinzu: „Aber — es ist mir — am Ende überhaut sie es wieder, die Mutter."

Den ganzen Tag war sie dann um die Alten beschäftigt. Am Abend kam der Hansi von der

Arbeit heim. Er war der Schule entwachsen, arbeitete die eine Hälfte der Woche in seines Vaters Dienst, die andre, weil dem Rottalbauern das Lohngeld seines Buben lieb war, in fremdem Taglohn, und wohnte noch im Zieglerhaus, einmal, weil es bequemer lag als die Hütte auf der Rotfluh, zum zweiten, weil die Clari-Marie an ihm hing, obgleich sie sich wenig davon merken ließ, zum dritten, weil seine Alten auf der Rotfluh herausgefunden, daß sie zu zweien billiger hausten, als wenn die Kinder mit ihnen am Tisch saßen.

„Was macht sie, die Großmutter?" fragte der Hansi. Er trug einen Korb voll Streumoos am Rücken und stellte ihn ab, dabei strafften sich die Sehnen seiner Arme, der Körper bog sich geschmeidig und voll junger Stärke, seine voller gewordenen Wangen färbten sich kaum ob der Anstrengung.

„Gut geht es," gab ihm die Clari-Marie Antwort und blieb bei ihm stehen. Ihr Blick haftete an seiner Gestalt, die in die Breite wuchs. Der Hansi kniete und hantierte am Tragband seines Korbes. Die Clari-Marie strich mit der festen Hand über sein dichtes Haar, aus dessen dunkler gewordenem Braun noch immer die weiße Strähne leuchtete. „Nicht einmal heiß hast," sagte sie und ging von ihm; sie ließ sich nicht merken, daß die Lust sie befallen hatte, des Hansi Kopf zwischen die Hände zu nehmen und zu sagen: „Jesses, was bist du für einer geworden, Bub, wie ein Baum einer! Und der Zaun, der noch älter war als du, ist unter dem Korb zusammengefallen!"

Sie faltete die Stirn, als ihr der Jaun zu Sinn kam, der Groll kam wieder über sie. Eine Stunde später, als sie in der Wohnstube mit den andern zusammen war, sagte sie aus diesem Groll heraus zur Cille: „Morgen kannst gehen, du."

„So meinst, es gibt nichts mit der Mutter?" fragte diese zurück.

„Es gibt nichts, sie ist wieder wie sonst," antwortete die Clari-Marie.

Am Morgen fiel Regen. In Faden, langgezogen, als klebte Tropfen an Tropfen fest, strich es aus tiefhangenden grauen Wolken nieder. Die Straße, die aus dem Dorfe lief, glänzte vor Nässe, da und dort lag noch schmutzig und hart eine Schneekruste; auf den Matten war mehr Schnee, aber das Grüne brach durch und schimmerte dunkel und saftig zwischen den trübweißen Stellen. Die Cille, die den Weg nach St. Felix antrat, stand in der Haustür der Zieglerhütte, hatte einen weiten, alten, schlichten Mantel um und spannte den Schirm auf, der schwer war und für ein kleines Volk gelangt hätte. Die Clari-Marie trat zu ihr. „Schön ist es nicht," sagte sie trocken.

„Ade!" sagte die Cille und trat in den Regen hinaus.

Langsam, vornübergebeugt, den Schirm auf die Achsel gestützt, ging sie davon, ihre schweren Schritte klatschten auf dem nassen Weg.

Der Regen fiel an diesem Tag unablässig; wenn die Clari-Marie aus dem Fenster blickte, sah sie es wie Schleier zwischen Himmel und Erde hängen, und das Grau war tief und endlos, kein Berg

war sichtbar. Die schlanke Severina verließ das Haus und ging zur Lehrschwester, bei der sie, aus der Alltagsschule entlassen, noch Unterricht genoß; auch der Hansi ging bald nach ihr weg und nach der Rottalhütte hinauf. Die Stille des Hauses bedrängte die Clari-Marie; eine Last fiel ihr aufs Herz, es war ihr, als müßte sie tief, tief atmen, damit ihr leichter werde. Sie ging dann zu den Alten hinein; beide lagen still und schliefen. Da verlangte sie nach einer geregelten Arbeit, und sie tat in der Küche, wo sonst die Cille waltete, was da zu tun war. Die Stubentür stand offen, zuweilen horchte sie hinein, und dann fiel ihr ein: nachmittags darf sie nicht mehr fort, die Severina! Nicht einmal jemand zum Fortschicken hast, wenn es irgend etwas gibt! Sie arbeitete weiter. Der Regen schlug ans Küchenfenster, gleichmäßig, tipp, tipp, und dann rann es in Bächen über das Glas. Plötzlich war ihr, als hörte sie ein Husten aus der Kammer des Alten, sie achtete kaum darauf, aber einen Augenblick später ging sie, unruhig geworden, doch hinein. Als sie an die Kammertür kam, tat sie zwei große Schritte: „Nun, was ist denn, Vater?" sagte sie.

Der Ziegler kniete aufrecht in seinem Bett, hielt sich an der Wand zu dessen Häupten und sah mit weitaufgerissenen Augen nach dem Bett seines Weibes hinüber. Er trug noch das Tuch um die Brust geschlungen, das ihm die Clari-Marie immer umlegte; es war verschoben und am Halse stand das rauhe Leinenhemd weit offen. Die Augen, die sonst halb eingetrocknet in den Höhlen lagen, quollen

hervor. Die Lippen bewegten sich und stammelten verworrenes Zeug: „Was — was ist jetzt — he, Anni, Anni, he!“ Zwischenhinein hüstelte er manchmal.

Die Clarie-Marie schob ihn in die Kissen zurück: „Was ist denn, Vater?“ wiederholte sie, aber gleichzeitig blickte sie nach dem Bett der Mutter und sah ein fahles, kleines Gesicht, zwei gebrochene Augen: „Jesus!“ entfuhr es ihr.

„Gelt, sie ist tot?“ sagte der Chrysostomus ganz klar, und dann wieder weinerlicher: „Gelt, sie ist tot, die Anni, die arme?“ Dann fing er zu flennen an, kindisch, der alte Leib hatte nicht mehr Kraft für große Wallungen. „Gelt, sie ist tot?“ schluchzte er und: „Gelt, jetzt ist sie doch noch vor mir, gelt?“ So kam es in kleinen Ausbrüchen wie Wellen auf müdem Wasser aus ihm heraus.

Die Clari-Marie trat zwischen ihn und die Tote. „Vater unser,“ begann sie und drückte der Alten die Lider über die Augen. „Kommet, Vater, wir wollen beten,“ sagte sie dann, hob ihn mit starken Armen aus den Kissen und stützte ihn und hielt ihn unwillkürlich fest gegen sich, so daß seine Runzelstirn sich an ihre klare, glatte lehnte; zu reden war nicht viel, aber das sollte ihm wohltun, daß sie ihn ihre Nähe fühlen ließ.

„Gelt, gelt, jetzt ist sie tot,“ stammelte er. Und dann — „Jesses!“ schrie er ein wenig auf, die Augen wurden wieder groß, mit den Händen fuhr er in die Brust, dann sank er nach vorn ein.

„Vater,“ mahnte die Clari-Marie, und noch einmal hastiger, schon mit etwas wie Erkenntnis in

der Stimme: „Vater!“ Der Körper des Alten hing kraft- und leblos in ihren Armen. Es überlief sie kalt, sie ließ ihn in die Kissen zurückgleiten, riß ihm das Hemd an der Brust auf und horchte. Das Herz schlug nicht. Da blickte sie in das Gesicht des Chrysostomus, strich auch ihm die Lider über die Augen, sah von ihm nach dem andern Bett hinüber und schüttelte den Kopf, als begriffe sie nicht. Dann ging sie in die Wohnstube hinaus; sie wußte nicht, warum, noch was sie wollte, langsam ging sie an der einen Wandseite hinauf und an der andern hinunter und wieder in die Nebenkammer zurück. Dabei empfand sie nichts als die Totenstille, die im Haus war und ein Gefühl, als sei jenes ganz leer für immer und sie allein übriggeblieben. Sie nahm eine Stabelle, schob sie zwischen die zwei Betten und setzte sich, den einen Arm legte sie auf dieses Bett, den andern aufs andre, ganz ruhig, als ob sie sagen wollte: „So, Vater, Mutter, kommt, gebt mir die Hand.“ Dann saß sie lange, den schweren, breiten Oberkörper vorgeneigt, mit sinnendem Blick auf den Boden starrend. Das Licht in der Stube war düster, die Umrisse ihrer schwarzgekleideten Gestalt flossen mit dem Dunkel, das zwischen den zwei Bettstellen lag, zusammen, aber ihr festes, gelbbleiches Gesicht mit den scheinenden Augen und den Hautsäcken darunter leuchtete aus dem Dämmer. Eintönig spritzte der Regen an die Fenster, in der Stube selbst war eine fröstelige Kühle. Die Gedanken der Clari-Marie, die anfangs wirr gewesen, wie ein Strom brodelnd, und gestaut von dem einen Empfinden: Mein

Gott, jetzt bist ganz allein! wurden allmählich still, klar fließend, in Wellen zog es daher, und als die Clari-Marie inne ward, daß es gleichsam wie Bilder an ihrer Seele vorüberzog, war es ihr eignes Leben.

Das war ganz richtig: Viele waren schon aus diesem Leben hinausgegangen, drei ältere Brüder zuerst; den einen, den ältesten, hatte der Branntwein und das böse Leben vorweggenommen, den zweiten fällte die Tanne im Fallen, die seine eigne Axt umgeschlagen, der dritte, der jüngste, war schwächlich gewesen von Kind an. Sie, die Clari-Marie, hatte ihn noch gepflegt, als sie selber heranwuchs; er war der erste, von dem sie im Isengrund gesagt hatten: Wenn die Clari-Marie nicht gewesen wäre, wäre er viel früher gestorben! Damals — unversehens — war ihr Ruhm aufgewachsen, wie sie selber und die Schwestern erwuchsen. Starke Mädchen sind sie, die Zieglerischen, und rechtschaffene, hieß es im Dorf. Sie suchten die Viktorine auf, als der neue Pfarrer ins Dorf kam vor vielen Jahren, und ließen ihr keine Ruhe, bis sie die Magdstelle bei ihm annahm. Und so ließen sie bei ihr, der Clari-Marie, nicht nach, bis sie zusagte und das Hebammenamt übernahm. „Eine aus dem Dorf muß hinunter in die Stadt und den Kurs mitmachen, und du bist dafür, Clari-Marie," mit derlei Reden fingen sie an, und mit allerlei Versprechungen hörten sie auf. End' aller Enden, auf alles Zureden hin nahm sie das Amt an, das sie sich schwer dachte und das doch noch schwerer war. Sie war damals schon über die

ersten Jungfernjahre hinaus. Fünfundzwanzig war sie alt, als sie aus St. Felix zurückkam und ihr Amt antrat. Ein Jahr später kam der Truttmann, der Schreiner, ins Dorf, groß, schwarzbärtig, ein stattlicher Mensch, schien ruhig und recht und mietete die Werkstatt, die neben des Vaters Haus stand. Gleich nach den ersten Wochen hieß es im Dorf: Jetzt wird er wohl eines von den Ziegler-mädchen nehmen, der Schreiner. Was hätte er da eine von den jüngeren nehmen sollen, wenn sie, die Clari-Marie, noch unversorgt war. Sie hatte sich nicht groß um die Mannsleute gekümmert, aber den Truttmann, als er ihr schönzutun begann, sah sie nicht mit Widerwillen an. Er arbeitete fleißig und hatte ein überlegene Art, die er sich im Tal-land geholt haben mochte. Zweimal, an Sonntagen, hatte ihr geschienen, er habe einen sonderbar wein-roten Kopf und glänzende Augen, aber als er sie ums Heiraten fragte, war der Gedanke Meister in ihr: „Auswahl hast nicht im Isengrund, Clari-Marie! Warum sollst ein altes Mädchen werden, wenn du es anders richten kannst!" Damit nahm sie den Truttmann ohne viel Bedenken. Das Auf-gebot erging, zwei Wochen später gab der Pfarr-herr sie zusammen. Es war nicht viel geändert durch die Heirat — nur daß der Truttmann mit im Hause wohnte und sie, die Clari-Marie, die sich mit Arbeit nicht genugtun konnte, anfing, in der Werkstatt mitzuhelfen wie ein Gesell. Ein paar Wochen ging das gut und schön; die gemeinsame Arbeit und das Vorwärtskommen, das sich auftat, war, was ihr zusagte. Da kam sie dahinter, daß

der Truttmann öfters neben die Arbeit ging. Im „Löwen“ hockte er und spielte; bald spielte und trank er halbe Nächte hindurch. Sie war keine zum Nachgeben. Es gab harte Worte; als er mit Worten nicht Meister wurde, wollte der Truttmann die Fäuste reden lassen. Aber er kam an die Unrechte. Ein halbes Jahr lang war ein Streiten im Haus, ein Aneinanderaufstehen, daß der Vater und die Mutter, die zwei kleinen, ängstlichen Leute, verschüchtert beiseitestanden. Dann half ihr, der Clari-Marie, ein böser Kampfgenosse, der Branntwein. Sie dachte die Scheidung zu erzwingen, der Branntwein schied sie gleich so, daß kein Gericht mehr zu sprechen brauchte. Aber vorher kam das Unglück mit der Cille, und daß die, still, brav und verschlossen, wie sie immer gewesen war, an einem jungen, glutäugigen Welschen, der eine Zeitlang im Dorf gewesen und nachher auf und davon ging, verunglücken mußte. Als es offenbar wurde, war denen in der Zieglerhütte, als müßte der Himmel einstürzen und sie alle begraben; auf die Cille hätten sie alle geschworen. Vater und Mutter verloren sich selber, sie warfen sich über den Tisch und flennten; zu helfen und zu raten wußten sie nicht. Der Truttmann fluchte und lachte abwechselnd. Die Cille flennte nicht, die war bleich und hatte verfallene Züge, wie ein Schatten schlich sie umher. Eines frühen Morgens schlich sie dorfaus, den Blick und die Gedanken hatte sie auf den See in der Tiefe gerichtet. Sie, die Clari-Marie, folgte ihr und brachte sie zurück. „Heim kommst, jawohl, es wird der Sünde wohl genug sein,“ sagte sie dann

zu ihr. Sie empfand, daß sie seit jenem Tage Macht über die Schwester hatte. Die Cille war ihr folgsam, als sei sie noch ein Kind und sie die Mutter. Ja, und dann fand sie, die Clari-Marie, einen Ausweg: Vor den Leuten sollte das Kind, das kommen wollte, als das ihrige gelten! Sie sprach mit dem Truttmann unter vier Augen; in seiner knurrigen Art, die er angenommen hatte, seit sie ihm über war, schien er auf ihren Vorschlag einzugehen. Als das Kind da war, brüllte er es im Rausch im „Löwen" aus:

„Uns soll das Wurm gehören, mir und der Clari-Marie! Hahaha, wißt ihr's, wie das ist? Die Heimliche, die Scheinheilige, die den Herrgott noch getragen hat an der letzten Prozession, die Cille, hat das angestellt!"

Seit dem Tage konnte sie, die Clari-Marie, den Namen ihres Mannes nicht mehr hören; von da an war ihr kein Mensch so zuwider wie der, der die Schwester, Vater und Mutter, sie und sich selber verunehrt hatte. Ein Vierteljahr später war der Branntwein Meister und traf den Truttmann der Schlag.

Wieder einer weniger im Zieglerhaus! Ein Jahr darauf nahm die Trine den Furrer vom Rottal zum Mann; da blieben die vier zurück, von denen heute abermals zwei abfielen, Vater, Mutter, die Cille und sie, die Clari-Marie! Jetzt — —

Draußen ging die Haustür; die Clari-Marie hob unwillkürlich den Kopf, der ihr schwer war, halb nach außen lauschend, halb noch ganz von dem erfüllt, was in ihr war, blickte sie ins Leere. Da

kam leise, zaghaft die Severina über die Dielen der Wohnstube; die Kammertür ging auf.

„Base Clari-Marie, jesses, sitzet Ihr da? Es ist so still im Haus, fast zum Erschrecken!“ sagte sie, streckte erst das schmale, bleiche Gesichtlein herein und schwang dann die biegsame Gestalt nach in die Stube. Die Clari-Marie fuhr zusammen. Dann stand sie mit einem Ruck vom Stuhl auf, schritt, in ihrem Wesen die schweigende, schwerfällige Kraft, mit der sie immer an alles Schwere ging, zur Severina hinüber und schob sie aus der Türe.

„Du mußt zum Pfarrer laufen,“ sagte sie halblaut, „er soll läuten lassen.“

„Ist die Großmutter tot?“ fragte die Severina und hatte furchtsame Augen.

„Beide, der Großvater auch!“ sagte die Clari-Marie.

„Beide!“ stieß das Mädchen heraus, fast hätte es aufgeschrien vor Schrecken.

Die Clari-Marie nickte nur ungeduldig. „Der Viktorine sagst, daß sie gleich kommt,“ trug sie ihr weiter auf, „und jemand soll sie zu deiner Mutter hinaufschicken, noch bevor sie kommt, die Viktorine.“

Dem Mädchen standen die Tränen in den Augen; es sah die Clari-Marie noch immer voll Schrecken und Traurigkeit an. Aber diese drängte: „Gehe, rasch!“

Die Severina, als sie nachher durch den Regen dem Pfarrhaus zueilte, wunderte sich, ob die Base Clari-Marie nie flennte wie andre Weiber, die die Toten doch mit reichlichen Tränen zu Grab schwemmten.

Zehntes Kapitel

Die Totenstube im Zieglerhause war voller barmherziger Seelen. Das halbe Dorf saß da und betete. Die Stube war schön geschmückt, eine Menge Kerzen brannten rund um die zwei Betten. Die Rottalbäuerin saß in ihrem schwarzschäbigen Sonntagsstaat da, und die Pfarrmagd saß neben ihr, auch der Furrer stand, Hut in Hand, stammelnd in einer Ecke, in einer andern lehnten nebeneinander der Hansi im neuen weißen Hemd und Feiertagsgewand, blond und breit, und die Severina. Nur die Clari-Marie maß in der Werkstatt mit dem Töni Sargbretter zurecht.

„Ganz gleich müssen sie werden," sagte die Clari-Marie. „Nimm dieses Holz hier, das harte, saubere," sprach sie gleich darauf, und zog eine Anzahl aneinander gelehnte Bretter aus einer Ecke. Der Töni schob die staubige Kappe aufs linke Ohr und schlarpte zu ihr hin. „Ja," sagte er und nickte, „ja." Aber die Arbeit schien ihm Bedenken zu machen.

„Such das neue Beschläg hervor, das schwere, versilberte," befahl sie wieder.

„Ihr habt es dem Fabrikanten zurückschicken wollen," warf der Töni ein.

„Jetzt brauchen wir's!" sagte sie.

Der Töni tuschelte in sich hinein, strich mit der Hand über die feuchte Stirn, und legte langsam Hand an die Bretter.

„Der Hansi kann zum Maler-Toni gehen; morgen früh kann der kommen, bis dahin sind wir fertig."

„Wie ich bis morgen fertig werde, weiß der Teufel."

„Meinst etwa nicht?" sagte die Clari-Marie, die schon unter der Tür stand. „Wenn wir zu zweien arbeiten, wird es wohl rücken." Sie schob das schwarze Tüchlein zurecht, das sie um den Hals gebunden trug, drehte sich ab und ging. Der Töni schnaufte schwer, spuckte und ging an die Arbeit. —

In der Stube sprachen sie von der Cille. Ob sie es schon wüßte? Ob sie in der Nacht zurückkäme?

„Ich habe ihr berichtet," sagte die Clarie-Marie, die eben eintrat.

„So wird es der Jaun auch wissen?" fragte eine der neugierigsten unter den Weibern.

„Sie bringt ihn mit," gab die Clari-Marie zur Antwort. Sie trat zu den Betten der Toten, stand vor jedem eine ganze Weile still und betete. Der rote Kerzenschein umhüllte ihre schwarze, schwere Gestalt wie ein scheiniger Mantel, und messerscharf zeichneten sich die Ränder ihres Profils gegen den roten Schein. Aus den Reihen der andern fuhr manchmal ein Blick zu ihr hinüber, scheu, als müßte einer fragen: He, du dort, wann gehst wieder?

Sie blieb nicht lange. „Ich muß dem Töni helfen gehen," sagte sie leise zur Pfarrmagd, als sie die Stube wieder verließ; dem Hansi winkte sie, daß er mitkomme. Dann schickte sie diesen zum

Maler. Sie selber ging nach der Werkstatt hinüber. Der Regen fiel noch immer; in braunen Lachen stand das Wasser zwischen Haus und Werkstatt, die Dächer troffen; in den Lüften war rieselndes, ödes, einschläferndes Geräusch. Und die Nacht kam; es dunkelte rasch, als ob eine Riesenhand über das Bergdorf griffe: da, zugedeckt bist!

Diese ganze Nacht hindurch war im Zieglerhaus ein ewiges Aus und Ein; es war kaum einer und eine im Dorf von denen, die gesunde Glieder hatten, die den verstorbenen Hundertjährigen nicht die Ehre antaten, am Totenbett zu beten. Zuweilen kam die Clari-Marie aus der Werkstatt herüber, sie sagte nicht viel dabei, mit kurzen Schritten trat sie an die zwei Betten, betete und ging wieder. In der Werkstatt stand sie nachher wieder stundenlang an der Hobelbank. Neben ihr arbeiteten der Töni und der Hansi; sie hobelten und hämmerten und maßen. Ihre Oberkörper neigten und hoben sich. Kurz, zittrig, mühsam sich aufrichtend bewegte sich der des Töni; zuweilen ächzte der Alte. Der runde, breite Rücken der Clari-Marie beugte sich schwerfällig langsam, aber ihr Hobel schnitt wuchtig; an ihren Handgelenken standen die Sehnen dick heraus. Der Hansi arbeitete, als hätte er eine Feder im Rückgrat. „Seht Ihr, Base, wie es rückt," sagte er, wenn er Brett zu Brett legte. Seine Augen glänzten dabei, als wäre heller Morgen statt nachtschlafende Zeit.

Am Morgen standen zwei fertige Särge mit Zierleisten und feinem schimmerndem Beschläg auf dem Werktisch. Der Maler-Toni strich sie an und

zog einen feinen Lack über die Farbe. Als sie fertig waren, riß der Töni die Werkstattür auf und ließ mit dem regengrauen Morgen die Schulkinder in die Werkstatt schauen, die gekommen waren, nach Ortssitte bei den Toten ein Vaterunser zu sagen, ehe sie zum Unterricht gingen. „Jesses, wie schön!" entfuhr es dem ersten, der die Totenbäume sah. „Jesses, wie schön!" durchlief es die ganze kleine Schar, aber die Clari-Marie kam, schnitt das Kinderhäuflein, das vor ihr auseinander wich, mitten entzwei und hieß den Töni und den Maler anfassen. „Tragt die Särge in die Stube," sagte sie.

Als sie mit dem ersten aus der Tür traten, schloß sie diese. „Zum Großtun sind sie nicht da, die Totenbäume," sagte sie, „nur denen zu Ehren, die hineinzuliegen kommen." Dabei sah sie weder die Sargträger noch die Schulkinder an; so wußten sie nicht, zu wem sie gesprochen hatte; aber die Kinder und die Männer waren kleinlaut nachher.

In der Totenkammer ließ die Clari-Marie die Särge niedersetzen, dann faßte sie selber an und legte die Toten hinein.

Das Beten und Ab- und Zulaufen der Dörfler dauerte bis zum Abend. Als es dunkel wurde, kam der Pfarrherr wieder, der schon mehrmals dagewesen war. Er kam würdig durch die Tür hereingeschoben, nahm, was er an demselben Tage schon dreimal getan hatte, die Hand der Clari-Marie, die eben an ihm vorbeigehen wollte, blinzte sie mit feuchten Aeuglein zutraulich an und sagte, was er schon dreimal gesagt hatte: „Mußt es halt ertragen, Clari-Marie, weil es Gottes Wille ist."

Die Clari-Marie löste ihre Hände aus den seinen; nachher war es dem Hochwürdigen, als könnte er seine Worte, von ihr abgefallen, am Boden zusammenlesen. Er trat zu seiner Magd und sprach mit ihr, dem Rottalbauern und andern von der Cille. „Jetzt ist sie immer noch nicht da,“ wendete sich die Viktorine zur Clari-Marie; ihr feistes Gesicht schimmerte rot vor Fett und Zorn.

„Das Begräbnis wird sie hoffentlich nicht versäumen, die Cille,“ entrüstete sich der Hochwürdige.

Die Clari-Marie zuckte die Schultern.

Bald nachher verließ die Verwandtschaft und Freundschaft das Haus. Nur zwei Betweiber hockten die letzte Nacht bei den Toten.

Am frühen Morgen kamen die Gemeindeältesten und trugen die Särge auf den behördlichen Achseln zur Kirche und Grube. Den Rothornweg hinunter und die Dorfgasse entlang wälzte sich eine dunkle Schlange von Menschen, Männer und Weiber. Der Regen hatte aufgehört, aber die Straße war verschwemmt und durchweicht, die schweren Schuhe der Dahinstampfenden machten ein klatschendes Geräusch. Der Himmel hing herab wie ein graues, wassergetränktes Tuch, von dem jeden Augenblick ein Guß, die Poren sprengend, niederschießen kann. Im Leichenzug flennte keines so laut wie sonst, nur die Trine und die Viktorine, die zuvorderst im Weiberzuge und nebeneinander gingen, hatten rote Nasen und Augen und drückten die Sacktücher fleißig ins Gesicht. Die Clari-Marie und die Severina, die hinter ihnen schritten, hatten bleiche Gesichter, dabei war das strenge der breitschultrigen Trutt-

mannin krankhaft gelb und das des blutjungen Mädchens durchsichtig wie schönes, klarweißes Wachs. Die Cille war nicht im Zuge.

Von der „Gräbt" kamen die Leidtragenden im Knäuel zurück, saßen nachher in der Wohnstube im Zieglerhaus beim Leichenschmaus, aßen und tranken und lachten. Die Rottalbäuerin wartete den richtigen Augenblick ab und fing an in der Nebenkammer nach Erbbarem zu stöbern. Die Clari-Marie wurde mitten im Leichenmahl zu einem kranken Weibe weggeholt.

Als sie zurückkam und vom Altdorf her dem Hause zuschritt, sah sie, noch ehe sie die paar Schritte am Rothornweg hinauftat, die Cille daherkommen. Diese kam, wie sie ausgegangen war, im schwarzen Staat, stützte sich auf den großen Schirm und hatte nicht große Eile, obwohl sie lange Schritte machte, so daß der Oberkörper hin und her pendelte. Die Clari-Marie sah scharf hinüber, setzte die Lippen zusammen, und ihre Brauen rückten näher aneinander. Langsam ging sie gaßauf, hielt auf der Schwelle des Zieglerhauses an und sah nach der Cille zurück, die unten in die Gasse einbog. Dann legte sie die Hand auf den Türdrücker, aber als sie die Stimmen der Tafelnden aus der Stube schallen hörte, blieb sie stehen und ließ die Cille herankommen.

Das trübe graue Tageslicht war nicht stark genug, die Gasse hell zu machen, es lag ein traurig stimmendes Düster über dem steilen, steinigen Weg, und darin standen die zwei schwarzgekleideten Frauen, oben die Truttmannin, ein paar Schritte unterhalb der Haustür, noch verschnaufend, die Cille.

„Tag!" sagte diese, sie blickte der Schwester mit einem fremden Mut gerade ins Gesicht, so, als habe sie sich lange auf die Stunde vorbereitet und gestärkt.

„Wo ist der Jaun?" fragte die Clari-Marie. Beide standen nun am Hause und sprachen halblaut, mit einer langsamen Hast, als drängte es sie, das Wichtige zu besprechen, ehe ein Dritter sich einmengte.

„Er ist unten. Noch in St. Felix ist er," gab die Cille Bescheid. Die andre blieb stehen, sagte nichts, nur über ihre breite Stirn war ein eigentümlich wolkiger Schein gebreitet, von dem sich nicht sagen ließ, woher er kam, und in ihrer ganzen Haltung lag ein ungeduldiges: „Nun, sprich weiter."

„Die Gräbt — ist — ist sie schon gewesen?" fragte die Cille; dabei fuhr sie sich mit der Hand unter die Augen und strich mit einem Finger eine Träne weg, eine, wie sie zu ihr paßte, kurz, herb wie sie selber.

„Ja, warum bist nicht gekommen? Ich habe dir doch berichtet," sagte die Clari-Marie.

„Ich bin nicht weggekommen," gab die andre zurück. „Zuerst wollte ich gehen; und da war das grausame Wetter, und sie ließen mich nicht. Und dann sagten sie, daß es nun doch zu spät sei, und dann — ich muß es selber sagen — es wäre zu spät gewesen, und — der Jaun — hat mich behalten wollen, und — dann — lebendig hätte ich sie doch nicht mehr gesehen, den Vater und die Mutter — und —"

Wieder fuhr sie sich unter die Augen, preßte auch die Lippen zusammen und schluckte, als würge sie einen schweren Bissen hinunter.

„Ja, und wann kommt er, der Jaun?“ fragte die Clari-Marie mit ihrer scharfen Stimme. Da hob die Cille den Kopf, der ihr vornübergesunken war, und sah die Schwester an wie zu Anfang mit etwas wie Mut und Trotz.

„Er kommt nicht,“ sagte sie.

„Was?“ fragte die andre.

„Er — ich — wir, ich und du haben uns das alles ganz anders und ganz falsch vorgestellt. Er — ich muß selber sagen — es wäre eine Sünde, ihm jetzt im Wege zu sein.“

„So?“ An den scharfen Backenknochen der Clari-Marie war ein Wallen des Blutes, auf einmal standen ihr zwei braunrote Flecken im Gesicht. Die Augen bekamen einen eignen Glanz, ihre Brust fing an zu arbeiten. Die Cille ihr gegenüber verlor gleichermaßen die Ruhe, auch ihr stieg das Blut langsam zu Kopf; keine von beiden konnte verleugnen, daß ein Sturm in ihrem Innern anhob, beide packte es langsam, aber mächtig, und in der Art, wie ihr halblautes Reden hastiger wurde, verriet sich deutlich, wie die Erregung sie meisterte.

„Sie haben ihm den Kopf verdreht, dem Bub, in St. Felix,“ sagte die Clari-Marie.

„Nein,“ gab die Cille zurück, „der hat es gut da unten wie noch nie in seinem Leben.“

„Und du hast dir den Kopf auch verdrehen lassen.“

„Tu mir den Gefallen und gehe eines Tages selber hinunter und laß dir erklären —“

„Ich wollte, daß ich müßte!“

„Aber jetzt im Ernst — —“

„So hast es denen zugegeben, daß er dort bleiben kann, der Jaun?"

„Ja. Er hat es jetzt einmal in sich, daß er ein Studierter werden will und kann."

„Ein Studierter!" Die Clari-Marie lachte halb.

„Ein Doktor," sagte die Cille.

„Dann bleibt er also in der Stadt?"

„Hier oder doch im Kanton will er doktern, wenn er einmal darf."

„Hier aber nicht," sagte die Clari-Marie.

„Nicht?"

„Nicht, solange ich etwas zu sagen habe!"

Jetzt sah die Cille der andern wieder in die Augen, erstaunt, zornig, heimlich voll Angst. Der Zorn wurde Herr. Sie krampfte die dürren Hände um den Schirm. „Meinst, er könnte dich ausstechen?" fragte sie. Als es heraus war, erschrak sie selber über die Worte. Die Clari-Marie sagte kein Wort, es lief nur ganz sichtbar ein fahler Schein über ihr Gesicht, als erkalte sie innerlich. Dann drückte sie auf die Klinke und trat ins Haus.

Die Cille folgte ihr. In der Stube hob ein großes Fragen und Schwatzen an, als die Cille hereinkam. Die Clari-Marie ließ sich dort erst sehen, als jene schon unter den Gästen am Tisch saß und dahin und dorthin Rede stand.

Und just hinter der Clari-Marie, als diese, einen frostigen Zug im Gesicht, sich an den Tisch zu den andern stellte, kamen die Kinder des kranken Weibes hereingestoben, die sie schon einmal weggeholt hatten. „Ihr sollt gleich kommen, Clari-Marie. Es ist wieder schlimmer mit der Mutter."

Die Clari-Marie stand einen Augenblick, als hörte sie nicht. Sie sah mit ihren schwarzen Augen die Cille an, fast als fragte sie: „He, du, was sagst?“ Die Cille wurde rot, das altgewohnte Ducken kam sie an.

„So kommet doch,“ drängten die Kinder, der Knabe zog die Clari-Marie am Rock, die Tränen schossen ihm aus den Augen.

Die Clari-Marie sah mit einem seltsamen, leuchtenden Blick über den Tisch hin. „Ich muß wohl,“ sagte sie, „solange er noch nicht hier ist, der andre, der Doktor!“ Es rann wie ein Zittern über ihre starke Gestalt, und die Stimme klang voll Hohn. Dann ließ sie sich von dem Buben hinausziehen.

Die Gäste sahen einander an. „Was hat sie jetzt?“ fragte eine Frau.

„Warum ist sie jetzt so im Zorn?“ erkundigte sich der Rottalbauer. Da stand die Cille vom Tisch auf, ganz bleich, mit von innerer Qual verzerrtem Gesicht. Die Arme hingen ihr lang herab. Jetzt hob sie sie ein wenig.

„Er — er will Doktor werden, der Jaun,“ sagte sie mit bebenden Lippen, „und sie ist nicht zufrieden, die Clari-Marie.“

Elftes Kapitel

Die kleine Welle, die im Lebenssee derer vom Isengrund entstanden war, als die zwei Ueberzeitigen, der Chrysostomus Ziegler und sein Weib, gestorben waren, glättete sich wieder. Im Zieglerhaus kamen sie am längsten nicht ins Gleis. Dort lag ein paar

Tage eine Schwüle auf den Inwohnern. Der Hansi und die Severina vergaßen das Schwatzen. Der Töni stand von den Mahlzeiten früher als gewöhnlich auf und rauchte seine Pfeife in der Werkstatt statt am Tisch in der Wohnstube. Zum Hansi meinte er: „Du, Bub, jetzt kann's denn wieder besser Wetter geben da bei euch, sonst, beim Eid, laufe ich davon." Der Hansi tat, als höre er nicht. Er hing an der Clari-Marie und schwieg, weil er nicht wußte, mit was er sie verteidigen sollte. Daß sie an dem heimlichen Unfrieden schuld war, ließ sich nicht leugnen. Die Cille ging umher wie eine Geschlagene. Wenn sie meinte, allein zu sein, schoß ihr das spärliche Wasser in die Augen, wie das so war bei ihr, und sie würgte an ihrem heimlichen Kummer. Die Clari-Marie lebte ihr nicht zuleid, aber sie gab ihr nur die Worte, die sie mußte, daneben tat sie laut, mit einer hallenden Bestimmtheit, ihr Tagewerk, es war, als schäle sich aus der sonst so stillen, ängstlichen, zurückhaltenden Frau langsam eine andre, herrische heraus. Aber auch die Schwüle im Zieglerhaus löste sich allmählich. Die Dorfnot, die immer und wie vorher an die Tür der Clari-Marie klopfte und die auch die Cille stets mit hatte lindern helfen, half den Schwestern wieder zusammen.

Drei Tage nach dem Begräbnisse wagte die Severina eines Morgens beim Frühstück die Frage:

„So kommt er also gar nicht mehr heim, der Jaun?"

Das war nicht klug gefragt, aber die Neugier plagte die feine Severina, und bisher war keines im Hause darüber klar geworden, was im Tal unten

mit dem Jaun, dem Buben, der schon so lange fort war, vorging. Die Frage war nicht klug.

„Nein, hier ins Haus kommt er nicht mehr, der Jaun," gab die Clari-Marie zur Antwort.

Die Cille bekam einen roten Kopf und neigte sich tiefer über ihre Milch.

„Es ist schad," sagte die Severina, „ich habe ihn gern, den Jaun."

„Der wird wohl anders geworden sein in der Zeit," warf der Hansi ein.

„Ein Herr," sagte die Clari-Marie hart.

Dann standen sie vom Tisch auf.

Der Hansi stieg nach dem Estrich hinauf, als er herabkam, trug er ein schweres Beil auf der Schulter. „Ade!" rief er in die Küche hinein.

„Ade!" gaben die Cille und die Severina von dort zurück. Er verließ das Haus, schob drüben die Werkstattüre zurück und blickte hinein. Die Clari-Marie und der Töni standen an der Arbeit.

„Ich gehe jetzt, ade!" sagte der Hansi.

Die Clari-Marie sah ihn zerstreut an. „Wohin?" fragte sie.

„Heute ist doch Dienstag," gab er zurück, „ich muß doch ins Holz mit dem Vater."

„Jaso," sagte die Clari-Marie. Dann trat sie hinter der Hobelbank hervor und zu ihm in die Tür. Sie zupfte ihm das blaue Ueberhemd am Halse zurecht. „So geh halt," sagte sie und dann — gleichgültig — „schön Wetter ist heute," stand neben ihm und schaute den Rothornweg hinauf, über den herab das Gold eines hellen Morgens quoll.

Der Hansi streckte ihr die Hand hin, die schwielig und breit und stark war und leuchtete sie mit den heiteren Augen nahe und fröhlich an. Sie nahm seine Hand. Dann ging er, und sie blieb unten am Weg stehen und sah ihm nach.

Mit den schweren Schritten derer vom Isengrund stieg er bergan, das war immer, als zwinge jeder eigensinnig und beharrlich widerspenstigen Grund unter die Füße, wo die zu steigen anhuben. Er trug hellblau gestricheltes Kattungewand, die Hose, die über die Wadenmuskeln straff gespannt saß, und das Stallhemd, das, in die Hose gepackt, sich fest um die schlanken Hüften legte. Der nackte Fuß steckte in Holzsandalen. Der braune Kopf war bloß, und die weiße Locke schien, als liege eine Lichtflamme auf dem vollen Haar. Er war breitschultrig geworden, und das Gesicht war jetzt fest und gesundfarbig. An den Schläfen und an der Oberlippe sproßte der blonde Flaum.

Höher und höher stieg er, jetzt erreichte er die Stelle, wo die haarscharfe Grenze zwischen dem Schatten des Talgrundes und dem Goldschein in der Höhe lief. Da sah er sich um. Warm umfloß es seine kräftige Gestalt. Er winkte hinab und jauchzte.

Die Clari-Marie stand noch immer dort; sie sah seine hellen Augen blitzen. Er aber konnte nicht wissen, daß in den ihren etwas wie Sehnsucht stand und daß hinter ihrer Stirn ein Gedanke arbeitete: ‚Wirst mir auch verloren gehen wie — wie der Jaun?‘

*

Der Hansi setzte seinen Weg fort. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse. Als er auf die Bergrippe trat, wo der Rottalgaden stand und der Weg nach seines Vaters Hütte hin- über abzweigte, stand drüben seine Mutter und rief ihm das „Tag!" zu. Er grüßte zurück. Darauf schrie sie herüber: „Der Vater hat auswärts müssen, du sollst allein hinaufgehen; es ist alles Holz an- gezeichnet, was geschlagen werden soll."

„Gut," gab er zurück; dann im Weiter- klimmen fiel ihm etwas ein, was ihm das Blut ins Gesicht trieb: Nicht einmal herüberkommen hat sie dich lassen, die Mutter! Damit — damit sie dir nichts zu essen mitgeben muß! Er griff in die Hemd- falten; da steckte Brot und Käse, die ihm jeden Morgen bereitlagen, ehe er zur Arbeit ging. Das spendete die Clari-Marie; die andre aber, die eigne Mutter, war froh, daß sie keine Kinder mehr zu füttern hatte. Pfui!

Als er unter die Waldstämme trat, vergaß er den Groll. Der Wald duftete, der blaue Himmel sah hier und dort herab, leuchtend und hoch, und der Sonnenschein lag auf glänzenden Tannenästen. Manchmal stieg aus dem Kranz dunkler, goldüber- gossener Kronen ein grauer Felsturm, ein moosum- sponnener Block, und Flämmlein Lichtes brannten an ihm, wo er eine Glimmerschuppe trug. All- mählich lichtete sich der Wald, das Rothorn schim- merte durch die Bäume, mächtig, hoch, den fahlen Mantel seiner Gletscher wandelte die Sonne in ein silberbrennendes Meer. Drunten lagen die grünenden Alpweiden, weit streckte es sich über Berg und Berg.

Der Hansi machte halt, er streifte die Aermel seines Hemdes an den weißen, festen Armen hoch, legte die Kattunbluse unter einen Baum, das Eßzeug darauf; dann sah er sich um, eine Anzahl der nahen Tannen trugen weiße Schlagzeichen, das Harz floß aus ihnen; wer näher zusah, konnte des Rottalbauern Namenzeichen erkennen. Der Hansi stellte sich vor den nächsten, schwang einmal die Axt wie zur Probe, dann holte er weit aus, sausend fuhr sie in den Stamm. Schlag auf Schlag folgte, der junge Körper wand sich in schönem, gleichmäßigem Vor und Zurück; wenn ein Schlag saß, ächzte das Holz und fuhr jedesmal ein Laut über Hansis Lippen, der fast wie ein kurzes, frohes Lachen war, sein Gesicht rötete sich, auf der Stirn standen Schweißtropfen. Als die Tannenkrone zitterte und zu schwanken begann, hielt er inne. Langsam neigte sich der Stamm. Da legte der Hansi das Seil um ihn, das er um den Leib getragen hatte, und zog. Ein Splittern und Krachen, die Nachbarbäume griffen mit hilfreichen Aesten nach dem stürzenden Genossen, der aber peitschte sie mit den seinen und fuhr zwischen ihnen hindurch zu Boden. Da äugten vom Alpsaume her ein paar Ziegen nach dem Holzer; der sah sie und lachte ob der neugierigen Gesellschaft; sie mochten von einer Weide herübergestrichen sein; er hatte sie vorher nicht bemerkt. Als er sich an das Entästen des Baumes machte, stand der Kehle-Gisler, der Lätz, bei den Ziegen, und sein Gesicht mit der langen Nase und dem weißschwarzen, langen, dünnen Spitzbart war kaum von den Ziegenköpfen zu unterscheiden. Nach geraumer Zeit erst erkannte ihn der

Hansi, lachte laut auf und hielt in der Arbeit inne. „Bist du's?" fragte er hinüber.

Der Gisler lachte mit, daß die gelben Zähne breit aus dem Munde standen, dann brach er langsam samt seinen Geißen durch das Unterholz herein. „Tag!" sagte er.

„Tag!" gab der Hansi zurück. „Hütest?" fragte er.

„Ja," sagte der Gisler und stützte sich auf den Haselstock, den er in der Hand hielt und an dem eine Peitschenschlinge befestigt war.

Der Hansi fuhr in seiner Arbeit fort, aber der Gisler setzte sich auf einen Moosfleck unter einer Tanne, zog eine Pfeife aus der fleckigen und flickigen, uralten Hose und stopfte sie. Die langen, dürren Beine steckte er ins Grünwerk des Bodens. Dornen stachen fröhlich durch den dünnen Hosenstoff, Gras und Blattwerk schmiegte sich an das armselige Gehgestell, auf dem einen erdgrauen Holzbodenschuh tummelten sich Ameisen, auf dem andern schwarzbraunen Fuß, wo dieser nackt aus dem Holzschuh trat, lag eine weiße Waldblüte fest in den Lederriemen geklemmt, lag da wie das erste Flöcklein Schnee auf dunkelm, gesprungenem Erdgrund. Die Ziegen nagten an den Büschen, da eine, dort eine, inzwischen kamen der Alte und der Bub in ein Gespräch, das so kurz und abgehackt klang wie Hansis Beilschläge.

„Bist am Sonntag mit einem Stadtherrn auf dem oberen Tierstock gewesen, scheint's?" fragte jetzt der Hansi. Der Gisler schmauchte.

„Ja," nickte er.

„Das ist ein böser Berg," meinte der Hansi.

„Leicht ist er nicht," gab der andre zurück. „Es kommt auch darauf an, wie man ihn anpackt." In langen Pausen fuhr er weiter fort: „Wenn du einen mit dir hast, der das Klettern versteht und nicht Angst hat, kommst überall durch. — Der Herr vom letzten Sonntag ist schon einer gewesen, der gehen kann. — Aber nachgeben hat er doch müssen, wie es durch die Wildflühen hinaufgegangen ist." Bei diesen Worten zog der Gisler die Zähne ein. Ein Ausdruck stiller Freude und verborgenen Stolzes lag in seinem Gesicht, in seinen Augen besonders. Hansi hielt inne; es zwang ihn etwas, daß er den Gisler ansehen mußte.

„Er ist dir nicht nachgekommen, meinst?" fragte er.

„Ja, ja," sagte lachend und nickend der andre. Dann drehte er sich, sprang auf wie ein Junger und stieß einen eigentümlichen Lockruf aus. Der Hansi schlug die letzten Aeste vom gefällten Stamm, kahl und lang lag dieser da. Der Gisler lockte noch immer. Zweige knackten, nacheinander brachen die Ziegen, die sich unter den Stämmen verloren hatten, durch das niedere Reisig. „Lug, der Teufel, der Teufel ist wieder fort," schimpfte der Gisler und knallte mit der Peitsche, dann ging er dem Waldrand zu, sah sich um, trat weiter in die Alpweide hinaus und spähte; seine Brauen standen wie Ecken, und unter ihnen fuhr ein Blick hinaus wie Feuerzüngeln. „Komm, sieh!" schrie er jetzt nach dem Hansi hinüber. Der legte die Axt weg und kam zu ihm.

„Sieh dort! Die hat beim Eid einen Gemsbock zum Vater gehabt und keinen Geißer, die! Alleweil

vergeht sie sich, alleweil ist sie an jeder Stutzwand oben,“ sagte der Gisler. Er wies westwärts, wo Wald und Alp wie abgeschnitten waren und ein schroffer Felskegel turmgleich in den Himmel hinaufstach. Auf seiner dem offenen Alpgrund zugewendeten Seite hingen da und dort grüne Grasbüschel aus dem rissigen grauen Gestein, da war ein Band und dort eines, hoch in den leuchtenden Morgen hinaus hing vom Fels wie ein Fähnlein eine schwankende weiße Hauswurzdolde, und oben, noch höher, so hoch, daß einem das Genick weh tat, wenn man hinaufschaute, zuckte es golden und wie Feuer, als schmiedete einer die Sonnenspieße, die von allen Seiten auf den nackten Felskopf stachen. In der Mitte der senkrechten Wand, auf breiterem grünem Sims stand eine weiße Ziege und meckerte, stand da, ging einmal vorwärts und einmal zurück und konnte nicht weiter.

„Hinauf kommt sie immer, der Teufel, der Teufel,“ schalt halb lachend der Gisler, „aber zurück —“

„Solltest nicht glauben, daß es möglich wäre, daß eine da hinaufkäme,“ sagte der Hansi.

„Ich sage ja, von einer Gemse kommt sie her, die, eineweg.“

Er ging in den Wald zurück. „Wir müssen von hinten hinauf, von hinten ist er nicht so stutzig, der ‚sonnig Kögel‘!“ rief der Hansi ihm nach. „Kannst mich von oben herunterseilen.“

Da stand der Gisler schon wieder am Waldsaum. „Das kann ich allein, Bub,“ sagte er. „Gibst mir dein Seil?“ fragte er, hielt schon das dünne,

feste Hanfseil in Händen und murmelte: „Es ist lang genug.“ Eine Antwort wartete er nicht ab, ging zwischen Wald und Alphalde hin und hatte auf einmal einen seltsamen Schritt, groß, weit, daß die Holzschuhe nicht mehr klapperten und der ganze hagere Mensch wie aus angespannten Sehnen gebaut schien. Der Hansi ließ sich ins Gras nieder, breit, behäbig, als meinte er: „Gern sehen will ich, was jetzt werden will.“

Nach einer Weile kam der Gisler von hinten herum am Felskegel herangestiegen; einen Augenblick schien es, als schreite er auf den spitzen Tannengipfeln, die sich wie neidig und mit gereckten Hälsen neben der Felswand emporstreckten. Mit unheimlicher Schnelligkeit klomm er die Wand hinan, das Seil hatte er um den Leib gewunden, jetzt hackte er die Finger in einen Spalt, jetzt setzte er den runden Rand des plumpen Holzschuhs auf ein halbhandbreites Steingesims. Nicht einmal abgelegt hatte er sie, die Schuhe.

„Herrgott,“ sagte der Hansi, stand auf und dehnte die Brust und hatte Herzklopfen, halb vor Freude, halb vor Angst. Als er es gesagt hatte, stand der Gisler schon bei seiner Ziege: er stieß einen kurzen Jauchzer aus. Dann legte er das Seil in einer Schlinge dem Tier um den Hals. Das andre Ende band er sich wieder um den Leib und maß die Höhe der Wand. Schwarz stand sie vor ihm auf. Mit derselben stillen, zähen und jähen Sicherheit, mit der er den ersten Weg überwunden hatte, klomm er den oberen Teil der Wand empor. Jetzt straffte sich das Seil.

„Ju — hu — huhu,“ jauchzte der Gisler; der Hansi sah, wie er am Seil nestelte und dann auf der Platte des Felsens mit einem Ruck sich über den Rand hineinwarf. Einen Augenblick später tauchte dort sein seltsamer Kopf auf, das spärliche Seilende steckte ihm zwischen den Zähnen. Dann griffen seine Arme herab, die Ziege schwebte, am Halse angebunden und zappelnd, in der Luft; in wenigen Augenblicken hatte er sie oben bei sich und riß sie auf den Felsknauf hinauf, wie vorher sich selber.

„Herrgott,“ sagte unten der Hansi noch einmal, dann ging er nach seinem Arbeitsplatz zurück, holte Brot und Käse aus der Tasche und machte sich ans Mittagsmahl. Er war noch nicht zu Ende, als der Gisler mit der Ziege bei ihm stand.

„Hinten herab ist der Kögel weich wie ein Schlittweg, unten bist, bevor du's denkst,“ sagte er.

„Du bist schon einer, an der jähen Wand da hinaufzugehen,“ sagte der Hansi.

„Ja, gehen kann ich,“ sagte der Gisler ganz schlicht, „das sagen die Stadtherren auch.“ Dann schien ihm plötzlich ein Gedanke zu kommen. „Willst sehen, was sie mir schicken und schenken, die Stadtherren?“ fragte er. Auf die Antwort wartete er nicht, lockte die Ziegen und stieg durch den hängenden Wald eine Strecke bergab. „Komm!“ winkte er dem Hansi.

‚Solang du Mittagszeit machst, kannst mitgehen,‘ dachte der Hansi, packte die Restbissen zusammen und schritt kauend und langsam dem Kehle-Gisler nach.

Zwölftes Kapitel

Eine „Kehle" war in den Berg geschnitten, eine breite, grüne Rinne, in der da und dort ein Steinbrocken lag. Diesseits und jenseits trat der Wald zurück, als hätte Wildwasser sich Raum geschaffen, aber es fuhr nur manchmal im Winter ein sanfter, kurzer Schneerutsch die Rinne hinab; der alte Wald stand, wie ihn der Herrgott hatte wachsen lassen. Ueber der Kehle lag ein Block, ein haushoher Steinkerl, der irgendwo in der Höhe seinem Mutterfels abgesprungen, über den weichen Alpboden gehüpft war und mit dem letzten faulen Ruck sich nah an die Grasrinne herangewälzt hatte. So nah, doch nicht näher stak der Steinkerl da oben im Alpboden, daß des Gislers Hütte noch Raum hatte zwischen ihm und dem abschüssigen Rand. Angelehnt an den Stein und wie ein ängstliches Jungding bei ihm unterkriechend stand dort das, was der Gisler ein Haus nannte. Es war ein Gefüge von Balken und senkrechten Brettern, ein schiefes, halbes Schindeldach hing unter dem Felsen hervor. Die tannenen Bretter waren grau; wo sie im Alpgrund fußten, morschten sie übel, und keine Deckleiste schloß die Fugen zwischen Brett und Brett. Hoch oben, nah unterm Dach, war ein kleines, ganz sauberes Fenster; weil die Bretterwand schief gegen den Fels stand, war das Fenster nicht mehr dem weiten Taljenseits, sondern fast mehr nach oben, dem Himmel zugewendet, und da war es nun, daß es schien, als tue die arm-

selige Wohnstatt aus dem Fenster einen offenen, gläubigen, fröhlichen Blick zum Himmel auf. Den Eingang in die Hütte hatte der Kehle-Gisler von der Westseite, da war eine fürnehme Tür. Ehemals war es eine Schranktür gewesen, das Verschlußbrett an einem so elenden Wackelgestell, daß der Dorfweibel vom Isengrund es des Pfändens nicht wert gefunden, als er vor Jahren den Lätz um seine ganze Habe gebracht hatte. Jetzt stand es von außen angelehnt an die zwei Hüttenseiten, inwendig waren vier Nägel geschlagen, an denen Schnurschlingen hingen. Blies der Sturm, so hingen sie von innen die Tür fest, damit sie nicht fortgetragen wurde.

Der Gisler, als er mit dem Hansi daherkam, schob das Türbrett beiseite. „Komm, so komm," sagte er, bückte sich und schlüpfte in den Bau. Dem Hansi verschlug es beim Eintritt den Atem; eine Stickluft strömte ihm entgegen. Als er zwischen den Türpfosten hindurchtrat, war ihm, er müßte die breiten Schultern einziehen, damit er sich durchzwänge. Als er drinnen war und die Augen sich an das sonderbare, vom Rauch gestörte Sonnenlicht, das durch das Fenster fiel, gewöhnt hatte, fand er, daß der Gisler besser wohnte, als er erwartet hatte und als die vom Isengrund immer ihm nachlästerten.

„Komm und setz dich an den Tisch," sagte der Lätz, „wenn du noch magst, kannst mit uns Imbiß haben."

„Tag, Hansi," sprach da jemand aus einem andern Hüttenteil, und während der Lätz, der eine lehnenlose Stabelle fand, um sich zu setzen, sich umwandte, sah jener wie die Hexe im Märchen die Claudi, das

Buckeli, die mit der Severina zur Schule gegangen war, in einer Art Schlupfwinkel stehen. Dort stand ein roher, steingeschichteter Herd, dessen Töpfe nicht hoch sein durften, weil sie sonst an die Felswand stießen. Das Herdfeuer brannte. Ein rostiges, zwischen Herd und Steindach gezwängtes Blech wehrte notdürftig dem Rauch, in die Hütte vorzudringen, und ein ebenso rostiges Rohr half ihm nach hinten irgendwo ins Dunkel hinaus abzuziehen. Die Claudi rührte in einer Pfanne, stand in einem rotbraunen dünnen Rock, der am Halse offen war, in einem Dunstqualm und hatte das schmale Gesichtlein ihm zugewendet. Es war rosig von der Herdhitze, und das braune Haar hing feucht und wirr um beide Seiten, aus diesem schmalen, rosigen Rund mit dem Haargewirr darum schauten die Augen; wäre es noch dämmeriger gewesen, hätte einer meinen können, zwei Lichter schienen im Dunkel.

„Tag, Claudi," sagte der junge Furrer ganz spät; er war fast verlegen und wußte doch, daß die vom Isengrund den Gisler, den „Lätz", geringer achteten als ihr Rindvieh.

„Du bist, meine ich, noch gar nie bei mir gewesen, solang wir uns schon kennen," sagte der letztere jetzt, saß am Tisch und sägte mit seinem Sackmesser an einem Roggenbrotlaib. Der Tisch stand da wie auf Gichtbeinen, war klein, wacklig, tannen; aber er war sauber wie die beiden Stühle. Viel andres enthielt die kleine Hütte nicht, nur an Schnüren und Stangen hingen und auf Bretterregalen lagen eine Unmasse neuer, herrlicher Dinge, warme Strümpfe, warme Kappen, Hosen, Röcke,

feste Schuhe, ein paar neue Gletscherseile, ein halbes Dutzend Eispickel und dergleichen mehr. Auf denen fuhr jetzt des Hansis Blick herum, während die Claudi in der Pfanne die Suppe herbeitrug und sie in zwei Blechteller schüttete, die der Gisler aus der Tischschublade gezogen hatte.

„Beim Eid, noch nicht hier gewesen bist," wiederholte dieser.

„Nein, nein," sagte der Hansi. ‚Daß du mir dem Lätz nicht nachlaufst, dem Gottlosen, der nie in eine Kirche geht,' hatte ihn die Clari-Marie schon immer gewarnt.

„Willst jetzt Suppe?" fragte die Claudi; sie hielt noch einen Rest in der Pfanne zurück und sah den Hansi frei an. Wie sie jetzt dastand, erschien sie ganz groß gegen vorhin; sie wuchs auch wie die Severina und war schlank, von weichen Gliedern, nur der Kopf saß tief im Nacken, der Rücken hatte sich nicht ausgewachsen, der war hoch und gewölbt.

„Nein, dank'," sagte Hansi, die Suppe zurückweisend; da schüttete die Claudi dem Vater den Rest in den Teller und stellte die Pfanne hinten in die Steine. Gleich kam sie zurück an den Tisch und hub an, mit dem Gisler im Zweitakt die Suppe zu löffeln.

„Ja, siehst jetzt," sagte der Alte unterm Essen zu dem Hansi und wies auf die Regale und Stangen. „Da siehst, wie sie's gut meinen, die Stadtherren."

„Bei Gott, ein ganzer Kaufladen," sagte der Hansi.

„Gelt, er könnte das verkaufen, der Vater," warf die Claudi ein, „es gäbe gerade ein schönes Stück Geld."

„Das will ich nicht!" sagte der Gisler; dabei blitzten seine Augen ganz stolz. „Das sind so gut wie Zeugnisse, sind sie, die Dinger da; wenn sie nicht zufrieden gewesen wären, die Stadtherren, hätten sie nichts geschickt."

Die Claudi tat darauf etwas Sonderbares, strich dem Gisler über die runzlige graue Stirn, strich ihm die schwarzgelben Haarsträhne zurück und schmeichelte an ihm herum, als müßte sie ihm etwas abbitten. „Ja, ja," sagte sie dabei. Den Hansi lächelte sie an, als wollte sie fragen: Gelt, das ist einer? Dann stützte sie sich mit beiden Ellbogen auf des Alten Schultern, daß sie wie eins mit ihm war und der Hansi sehen konnte, was die vom Isengrund schon alleweil sagten: Wie eine Klette hängt das Buckeli an ihrem Vater.

Jetzt kamen die Ziegen durch die Tür gestrichen, die Claudi fütterte sie mit ein paar Brotstücken, trieb sie dann wieder hinaus und hägte mit der Tür den Eingang wider sie ab.

Der Gisler war aufgestanden, kramte auf einem Wandbrett und holte ein in schwarzes, vergriffenes Leder gebundenes Buch herab. „Siehst jetzt," sagte er zutraulich, „das muß ich dir noch zeigen, da kannst lesen! Wenn ich schon das Patent nicht kaufen kann, sie sind eineweg gut wieder heimgekommen, die Herren." Er blätterte in seinem Führerbuche. Seite an Seite war mit Bleistift und Tinte beschrieben. Der Hansi sah in das Buch und las Zeugnis um

Zeugnis. „Ja, ja," sagte er. Das Staunen über all das Gute, das in dem Buche stand, klang in seiner Stimme. Des Gislers Gesicht war ganz von Freude durchzündet. Plötzlich lief er vor die Tür hinaus, stellte sich vor den Türpfosten, wo die Halde sich steil senkte und der Blick frei in alle Welt flog. Dort fing er an zu jodeln, schrill zuerst, fast wild, dann sanfter und schön, langgezogen und zart, daß die Töne waren wie singende Kindlein, die Hand in Hand in langer, stiller Reihe ins Blaue hineintrippelten, aufwärts an die eisweißen Berge, hin über Gletscher, hin über leuchtende Kämme ins Unendliche hinaus.

Die Claudi stand an ihrem Herd und reinigte die Pfanne, sah dabei mit den tiefliegenden Augen nach dem Hansi, der, ihr den Rücken wendend, befangen und unbeholfen dasaß.

Als der Gisler nicht zurückkam, erhob sich der Bub. „Ja, so will ich jetzt wieder an die Arbeit," sagte er. Draußen erstarb just das Jauchzen.

„Gelt, er jodelt schön, der Vater?" sagte die Claudi und sah versonnen geradeaus.

„Ja," sagte der Hansi, und dann: „Jetzt muß ich aber —" damit wendete er sich ab und ging hinaus.

„Willst wieder hinauf?" fragte der Gisler, als er über die Schwelle trat.

„Ja, jetzt will ich wieder," gab er zurück, ging an dem Alten fast so demütig vorbei, als ob er ein Herr wäre, und wußte doch selber nicht, warum. „Ade," grüßte er, Schritt für Schritt sich drückend, „und Dank," fügte er, über die Achsel zurückblickend,

hinzu, dann bog er hinter dem Felsen ab dem hängenden Wald zu. Er vernahm, wie der Gisler die Ziegen lockte, nach einer Weile konnte er hören, wie er die Tiere in einer andern Richtung bergan wieder zur Weide brachte. Er selber machte Beine, daß er auf seinen Holzplatz kam. Ungestüm machte er sich an die Arbeit. Es wurde ihm warm, er öffnete das Hemd am Halse, krempelte die Aermel wieder zurück und fuhr sich mit der Hand über die Stirn und das dichte, wollige Haar. Nach einer Weile glitt sein Blick zufällig ins dunkle Unterholz unfern der Stelle, wo er stand; er stutzte einen Augenblick, dann arbeitete er, in sich hineinlachend, weiter. Es war ihm gewesen, als hätten aus dem gründunkeln Buschwerk zwei Augen gesehen, just so, wie in des Kehle-Gislers Hütte die der Claudi aus der Herdecke geleuchtet hatten! Die Splitter flogen vom Baume. Er schlug und schlug. „Beim Eid," entfuhr es ihm dann plötzlich, und er ließ den Axtgriff fahren und ging auf einen Busch zu. „Bist es oder bist es nicht?"

Da sprang dahinter die Claudi wie ein Wetterherlein auf und lachte.

„Was willst?" fragte er, drehte sich um und tat, als müßte der ganze Wald noch am gleichen Abend liegen.

„Ein wenig zuschauen habe ich wollen, wie du schaffst," sagte die Claudi, trat auf den von Spänen besäten Platz und legte die Arme leicht übereinander. Er kümmerte sich kaum um sie, zog aus und schlug zu.

„Kraft hast denn noch," sagte die Claudi. Da mußte er lachen, und ihre zutraulichen Augen machten

ihm warm. Heimlich wunderte er sich, wie lang die Claudi noch dastehen würde. Die wiegte sich ein wenig hin und her, der alte Rock schlug ihr um die Beine, die blauen, mit schwarzer Wolle gestopften Strümpfe waren sichtbar darunter, der Rock reichte just bis an die knapp ansitzenden rauhen Schäfte der zerrissenen Schuhe. „Es ist jetzt schon ganz lang her, daß wir nicht mehr in die Schule gehen," begann sie wieder. „Wie alt bist jetzt?" fragte sie dann.

„Einundzwanzig," gab er zurück. „Dieses Frühjahr habe ich die Rekrutenschule gemacht."

„Und ich fünfzehn," plauderte die Claudi. Ihr Gesicht lebte, wenn sie sprach, und ihre ganze Gestalt redete gleichsam mit, denn es war Bewegung in jedem Gliede. Der Hansi konnte nicht helfen, daß sie ihn mit ihrem Schwatzen ansteckte.

„Jesses, weißt noch, der Tresch, wie der manchmal geflucht hat?" sagte sie jetzt. Als sie auf den Lehrer zu sprechen kamen, kamen beiden die Erinnerungen.

„Jesses, weißt das noch?"

„Und das?"

Allmählich wurden sie eifrig; er stützte sich auf das Beil. Nach einer kleinen Weile schielte er nach einer Sitzgelegenheit, ging zu dem dicksten der geschlagenen Stämme und ließ sich darauf nieder. Nicht einen Augenblick standen ihnen die Mäuler still derweilen, die Claudi besonders war wie aufgezogen, die lachte und lachte.

„Komm, setz dich auch," sagte der Hansi. Sie sah den Stamm an, der ihr zu dünn zulief.

„Das ist mir zu niedrig,“ sagte sie. Dann streifte ihr Rock sein Knie. Sie kicherte. „Ich kann mich ja dir aufs Knie setzen.“

„Komm nur,“ sagte er ganz ernsthaft.

„Ah bah,“ zierte sie sich.

„Komm!“ wiederholte er und streckte den Arm nach ihr aus. Aber sie entwischte. Einen Augenblick schwiegen sie, sahen sich nur mit lustigen Augen an; aber die Claudi wußte gleich wieder Neues, und als sie sprach, kam sie unwillkürlich näher. Da faßte der Hansi zu und zwang sie, daß sie sich ihm aufs Knie setzte, sie stieß einen kleinen Schrei aus, er legte die Finger um ihren Arm und stützte sie. Dann fügte sie sich willig; eine Weile plauderten sie weiter. Warum ihnen die Worte seltener wurden, wußten sie nicht.

Die Sonne stand jetzt mehr westwärts; die Hitze des Tages wich aus dem Forst, ein leiser Wind rührte die Kronen, der Wald atmete wie in tiefen, friedlichen Zügen. Der würzige Atem strich den beiden an den heißgewordenen Wangen vorüber und kühlte ihnen das Blut. Sie wurden still und ernsthaft. Eine wohltätige Helle war in der Lichtung. Mit großen Augen sahen sie hinein, die Stirnen wurden frei und die Herzen groß; am Ende saßen sie ganz andächtig da.

Dann sank die Sonne tiefer. Nun brannte der Himmel hinter den Bäumen, und das Rotgold strahlte durch die Waldlücken, lag auf schwarzgrünen Aesten wie klebriges, träufelndes Blut und lag im Widerschein auf der Claudi stillem, rundem Gesichtlein. Der Hansi sah es von der Seite an. „Du brennst,“ sagte er.

Sie lachte, und er bog ihren Körper etwas weiter zurück, um sie besser ansehen zu können. Dabei fiel ihm auf, wie klein und leicht sie war. Wie ein Vogel war sie in seinen festen Armen. Wie einen Vogel hob er sie dann, stand auf und stellte sie ab.

„Mächtig stark bist," sagte sie; das Gefühl, wie fast verloren sie in seinen Armen gewesen war, kam ihr erst jetzt.

„Ja, gelt?" sagte der Hansi, in den Augen stand ihm der Uebermut. Dann packte er die Axt und das Seil. „Jetzt geh' ich heim," sagte er.

„Ich auch, ade," gab sie zurück, dann nickte sie flüchtig und trat in die Büsche.

Der Hansi staunte ihr nach, dann machte auch er sich auf den Weg. Im Hinabsteigen war ihm der Kopf ganz wirr. Er mußte sich besinnen, ob es wirklich gewesen, daß er da oben mit der Claudi im Holzschlag gesessen, oder — — nun lachte er. Gewesen war es! Hei, und nun sollte noch einmal einer übel von ihnen reden, von der Claudi und dem — dem Lätz!

Dreizehntes Kapitel

„Liebe Base Clari-Marie!

Ihr zürnt mir noch immer, wie ich höre, und mich verlangt danach, mit Euch Frieden zu haben. Ihr könnt es dem einfältigen und unbeholfenen Buben, über dessen Schwäche Ihr oft gelacht und gespottet habt, nicht verzeihen, daß er ohne Euern Rat und ohne Eure Hilfe einen besonderen Weg

gegangen ist! Ihr seid eine starksinnige und festgewillte Frau und gewohnt, daß man Euch im Isengrund Gehorsam leistet, da will es Euch nicht in den Kopf, daß der schwache Jaun Euch gleichsam ungehorsam entlaufen ist. Aber Ihr sollt nicht den Ungehorsam ansehen, mit dem er davonlief, sondern den Gehorsam, mit dem er wiederkommt. Liebe Base Clari-Marie, ich bin Euch davongelaufen, um eine Freude für Euch zu holen, und ich komme wieder zurückgesprungen mit der Freude in Händen und bringe sie Euch: Seht, das habe ich für Euch gefunden! Meine Freude ist mein Beruf! Die letzten Examen stehen vor der Tür; nicht lange mehr, und mein Studium ist beendet, werde ich die Doktorprüfung mit Ehren bestanden haben. Dann will ich heimkommen zu Euch, Base Clari-Marie! Ihr habt ein schweres Amt da oben im Isengrund, Ihr seid nicht mehr jung, und dann gibt es Dinge, die Euch noch fremd sind, und die Wissenschaft ist weit fortgeschritten im letzten Jahrzehnt, ich kann Euch manches Neue und Große sagen. Darum will ich heimkommen nach dem lieben Isengrund und mit Euch zusammen arbeiten und sorgen und über dem Gesundsein unsers kleinen Volkes wachen. Ich freue mich, eine starke und verläßliche Gehilfin zu haben, wie Ihr es seid, Base Clari-Marie, und Ihr, wenn Ihr erst wissen und sehen werdet, wie ich es meine, werdet nicht mehr zürnen, sondern willkommen heißen

Euern Jaun Ziegler."

Diesen Brief nahm die Clari-Marie, als sie ihn gelesen hatte, und zerriß ihn langsam und mit harten Fingern in kleine Fetzen. Als sie es tat, war

niemand in ihrer Nähe; aber die Cille, die den Brief hatte liegen sehen, ließ ein paar Tage lang der Schwester verstohlene Blicke folgen und wartete auf ein Wort von ihr, auf irgendeine Nachricht: das und das hat er geschrieben, der Jaun. Sie wartete umsonst. Während sie aber die Clari-Marie schärfer als sonst beobachtete, war ihr, als bemerke sie eine Veränderung an jener. Es war doch nicht, daß Leute im Alter der Clari-Marie noch wuchsen, sonst hätte ihr geschienen, die Schwester sei größer geworden. Sie hielt sich sonderbar aufrecht, der Kopf, dessen dunkles Haar einen grauen Schimmer bekam, saß mehr im starken Nacken, und um den Mund war ein Zug, den die bescheidene Frau ehemals nicht gehabt hatte.

„Siehst, was sie für ein Gesicht macht," sagte der alte Töni, der immer Mut hatte, wenn die Clari-Marie nicht da war, sagte es einmal, als jene eben die Stube verlassen hatte, zur Cille, „die wird eigensinnig auf ihre alten Tage."

„Schweig!" sagte die Cille, aber heimlich war ihr, der Töni habe das rechte Wort gesagt.

Und die Zeit ging. Es kam ein neues Jahr. Das schüttete in seinem ersten Anfang schon Neuigkeit über Neuigkeit über die vom Isengrund aus. Zuerst wurde wahr, was so lange erlogen gewesen, daß es keiner mehr glaubte: der Löwenwirt verkaufte sein Gasthaus. Von heute auf morgen! Ein paar Tage später sahen die vom Isengrund, mit wem der Jost Trachsel gehandelt hatte; der neue Löwenwirt zog so rasch auf sein Besitztum, als wäre in der ganzen Welt sonst kein Obdach für ihn gewesen.

„Ein Pfarrer, habe ich gemeint, kommt ins Dorf, als ich ihn gesehen habe," sagte der Spottvogel, der Werner Jacki, des Bergführers Bub.

„Einen Bart hat er von jeder Backe herunterhängen, jeder noch einmal so lang als meinem Geißbock seiner," lachte ein Bauer aus dem Unterdorf.

Die Sache war die, daß der Gasthauskäufer ein Fremder war, einer, der als Oberkellner an irgendeinem Fremdenort sich ein kleines Vermögen erlächelt hatte. Die vom Isengrund mochten ihn wohl begaffen und über ihn lachen. Einer aus dem Bergtal und der Herr Huber, der neue Wirt — der Geier und das Haushuhn waren nicht verschiedener. Der Herr Huber, als er im „Löwen" einzog, hatte ein schwarzes, feierliches Gewand an, einen Gehrock bis ans Knie hinab, einen steifen schwarzen Hut auf dem schöngescheitelten Kopf und ein wunderbar weißes Hemd. Er war sehr lang und sehr hager, hatte einen langen blonden Kotelettenbart und ein Stadtherrengesicht mit einer großen, scharfgeschnittenen Nase. Die Bauern waren verlegen, wenn sie mit ihm zu tun bekamen, er selber aber schien nicht recht zu wissen, was er mit den Bauern anzufangen habe. Er gab sich jedoch alle Mühe, freundlich zu sein, drückte dem und jenem flüchtig die Hand und hatte den klugen Einfall, in die Armenkasse vom Isengrund fünfzig Franken einzulegen. Da schnupperten die Bauern: Es scheint ein Rechter zu sein, der neue!

Von da an kam Huber, der Wirt, nicht mehr aus der Leute Mund. Im „Löwen" fand eine Umwälzung statt. Dort wurde, während der Winter

langsam in den Frühling überging, gebaut und geputzt und geändert und verschönt. Eines Tages brachte ein Händler zwei Maultiere ins Dorf und stellte sie dem Huber in den Stall, ein paar Tage nachher erzählten zwei Dorfbuben: „Der Löwenwirt hat uns eingestellt. Zur Schifflände hinunter müssen wir von jetzt an fahren, Gäste holen mit den Maultieren."

Gäste! Außer den Hochgebirgstouristen, die zu Fuß nach dem Isengrund stiegen, hatte sonst niemand das Dorf besucht. Die Bauern waren neugierig, was werden sollte. Dann wurde bekannt, der Huber, der Wirt, habe das große Wort gesagt: „Nächstes Jahr muß eine Fahrstraße vom Dorf zum See hinab sein. Weit auftun will ich das Tal, daß sie hereinkönnen, die Fremden!"

„Oho, da sind wir auch noch da," sagte der Gemeinderat vom Isengrund darauf. Vierzehn Tage später meinten dieselben großen Herren: „Schön wäre es, beim Eid, so eine Straße." Da hatte der Huber sie in seiner Gaststube regaliert.

So war das Frühjahr angerückt. Zu Ostern, als die vom Isengrund aus der Kirche kamen, steckten sie die Köpfe zusammen. „Habt ihr's gehört: der Löwenwirt hat die Gunter-Rosi eingestellt, des Fluhbauers Kind, Zimmermagd soll sie sein in den neuen Fremdenzimmern, die er hat einrichten lassen."

Da streckte die Zopp-Sephe, die dicke, etwas dämliche, achtzehnjährige Sigristentochter, die Nase zwischen die Sprechenden und erzählte lachend: „Ja, und ich komme jetzt auch zu ihm, zum Löwenwirt, in die Küche komme ich zum Geschirraufwaschen."

„Dem läuft jetzt bald das ganze Dorf nach,“ sagte eine scharfe Stimme hinter der Schar, die sich auf dem Kirchweg staute; die Clari-Marie ging vorüber. Sie wichen und gaben ihr Raum, nickten und sagten es ihr nach: „Ja, ja, es ist wahr, das ganze Dorf läuft ihm bald nach.“

Kaum eine Woche nachher hatten die Bauern vom Isengrund schwer einen Taglöhner aufzutreiben. „Der Teufel hol's!“ schimpfte einer, „jetzt schaffen zwanzig Mann beim Löwenwirt, der will am Hang hinterm Haus einen Garten anlegen.“

So ging es fort in den Sommer hinein, des Löwenwirts Wirtsstube — er hatte jetzt eine besondere Stube für die Isengrunder Bauern und einen Saal für seine Talgäste — war Sonntags immer voll; dafür vergaß mancher, daß unweit davon die Kirche stand.

Mit dem Sommer kamen die fremden Gäste. Jeden Tag trugen die Maultiere Gepäck von der Lände herauf. Frauen und Kinder kamen geritten. Eine Sommerfrischlerkolonie siedelte sich im Isengrund an. Huber, der Wirt, verstand seine Sache, er gab eine Menge Geld aus, als ob er ein steinreicher Mann sei; aber er nahm auch wieder Geld ein. „Was der verdient!“ posaunten die zwei Isengrunder Mädchen aus, die er in Dienst hatte.

Plötzlich ging das Gerücht: mit der Fahrstraße vom Dorf nach der Schifflände soll es noch diesen Sommer Ernst werden!

„Ja, wer zahlt sie denn?“ fragten einige. Die Antwort gab am gleichen Tag ein weißer Anschlag-

zettel am Schulhausbrett, der die Gemeindeversammlung zusammenberief. Diese Gemeindeversammlung hatte über den Straßenplan zu entscheiden. Der Gemeinderat riet zu einem kleinen Beitrag. Alles übrige, hieß es, trägt der Löwenwirt. Und, hieß es weiter, lauter Einheimische sollen am Straßenbau arbeiten. Geld kommt ins Dorf damit, Geld wie Heu! Das entschied. Plan und Beitrag wurden gutgeheißen. Der Huber konnte morgen mit dem Bau beginnen, wenn er wollte. Als das Mehr zugunsten des Straßenbaus gefallen war, stand in der Schulstubentür, wo die Versammlung stattfand, die Clari-Marie. Breit, daß die geraden, festen Achseln die Pfosten der Tür berührten; im schwarzen Rock und schwarzen Kopftuch stand sie da. Das gelbe Gesicht war ein wenig heiß, die Lippen zuckten leise; denn es war nicht alltäglich, daß Weiber sich in die Dorfversammlung drängten. Sie strich mit der harten Rechten hastig über den glatten Scheitel rückwärts, daß das Kopftuch in den Nacken sank. „So," sagte sie in ihrem kürzesten Ton. „So, ihr Mannen, jetzt habt ihr dem Dorf das Unglück beschlossen."

Dann wendete sie sich und ging davon. Nachher wurde über alle Wirtstische hin geeifert, ob es recht oder unrecht gewesen sei, was heute die Gemeindeversammlung getan, und aus den Schenken ging der Streit in die Häuser und Hütten. Gegen die Einmischung der Truttmannin fiel kein Wort. In einem kleinen Wirtshaus, das nur die alteingesessenen Bauern vom Isengrund besuchten, schlug ein Alter mit der Faust auf den Tisch, hatte ganz

leuchtende Augen und sagte: „Die darf bei Gott noch sagen, was sie denkt, die Clari-Marie."

Nach ein paar Tagen ging von den Hütten ein Wind aus. Die Weiber mochten zuerst geblasen haben. Jetzt hoben auch schon Männer, Alte, Stockeingesessene vor allen, die Köpfe: „Ja, es ist dann noch nicht erwiesen, ob es von Gutem für das Dorf ist, was der Fremde, der Löwenwirt, da alles anstellt!"

„Der Unfrieden kommt uns mit dem Fremdvolk ins Haus," eiferte eine Bäuerin, die eine gute Zunge hatte. „Die Clari-Marie sagt es auch," fügte sie hinzu.

„Die Clari-Marie sagt, den Unglauben bringen uns die Fremden," berichtete eine junge Frau mit ernstem Gesicht. „Es soll nur einer in die Kirche sehen, wie leer die Bänke sind gegen früher. Sie hat recht, die Clari-Marie," schloß sie.

Dazwischenhinein ging eine Geschichte von Mund zu Mund. „Habt ihr gehört, was sie getan hat, die Clari-Marie? Bei der Treschin, dem Dorfvogt seiner Frau, hat sie jetzt drei Tage und drei Nächte gewacht. Jetzt hat die Treschin das fünfzehnte Kind und lebt noch, wenngleich der Doktor in Schattdorf unten ihr beim Vierzehnten den Tod angekündigt hat."

Inzwischen tat die Clari-Marie einen Gang. „Zum Pfarrer muß ich jetzt wieder einmal," sagte sie zur Cille.

„Sein Namenstag ist heute," gab die Cille zurück, „richtig, kannst ihm gleich Glück wünschen."

„Hol mir eine von den Schaffseiten herunter

vom Estrich," sagte die andre, machte sich sauber für den Gang, knüpfte das Kopftuch unterm Kinn zusammen und strich die schwarzgehäkelten, fingerlosen Handschuhe über die starken Hände. Indessen brachte die Cille das Fleisch und schlug es in Papier, die Clari-Marie warf ein Tuch über den Arm und verbarg das Paket darunter. So ging sie.

Der Abend brach herein. Der Himmel war noch hell, aber an den zwei Tallehnen verdunkelte sich das Schwarz der Tannen, und zwischen die Dorfhütten sanken Schatten. Die Clari-Marie schritt inmitten der Straße mit ihrem schweren, bedächtigen Gang und sah an den Boden. Wenn, was alle Augenblicke geschah, ein „Tag!" neben ihr klang, sah sie flüchtig auf und gab einen kurzen hastigen Gegengruß, als habe sie Eile. Dabei fühlte sie, daß viele Blicke mit ihr gingen und daß sie hinter ihr von ihr sprachen, wenn sie vorüber war. Das war ihr nie so lästig gewesen als jetzt. „Du hast dich zu viel aus der Reihe gestellt in der letzten Zeit, Clari-Marie," sagte sie zu sich selbst; die Bescheidenheit, die der Grundzug ihres Wesens war, die Scheu vor allem Sichvordrängen wehrte sich in ihr um ihr Recht. Unwillkürlich wurde ihr der Gang durch die Dorfgasse leid und neigte der Kopf sich tiefer vornüber. Nach einer Weile stand sie vor der Pfarrhaustür und schellte.

Die Nacht war schon nah. So schrill die Glocke innen scholl, so kam doch niemand, der auftat. Endlich, nachdem sie wieder geläutet hatte, ging oben ein Fenster auf, und der rote, dicke Kopf der Viktorine wurde sichtbar. „Ja!" rief diese, unterm

Fenster liegend, sah dabei mit glänzenden Augen auf die Schwester nieder und lachte sonderbar. „Mach auf," sagte die Clari-Marie ungeduldig; erst da besann sich die Viktorine und kam über die Treppe nieder. Die Clari-Marie hörte die hölzernen Stufen knarren, dann riegelte die Viktorine eine ganze Weile inwendig am Schloß, lachte hörbar dazu und gluckste dazwischen. Endlich ging die Tür auf.

„Guten Abend," sagte die Clari-Marie.

„Guten Abend," grüßte die andre.

„Ist der Pfarrherr oben?" fragte jene.

„Ja — ja," schluckte die Viktorine und lachte; ihr Gesicht war tiefrot und glänzte wie ein gewichster Boden.

Die Clari-Marie sah sie gerade an. „Was hast?" fragte sie. Ihr Blick schien die Schwester zu stechen; diese nahm sich zusammen. „Nichts, es wird eines wohl noch lachen dürfen!" gab sie zurück. Da ging die Clari-Marie ihr vorauf die Treppen hinan und klopfte an des Pfarrherrn Wohnstubentür.

„Herein!" scholl es sanft und gemessen von innen. Als sie eintrat, saß der Pfarrer am langen, wachstuchbedeckten Tisch und hatte eine Anzahl Flaschen und zwei Gläser dastehen. Er sah aus wie immer, seine hohe hagere Stirn glänzte ein wenig und so die Nase unter ihr. In den Gläsern seiner Brille war ein leiser Rotschein; vielleicht warf ihn der abendrosige Berg, die Nase, in die zwei stillen Seen, die Gläser.

„Kommst auch wieder einmal," sagte der Pfarrer

langsam und würdig, stand aber nicht auf, wie er sonst wohl getan hätte, sondern reichte der Clari-Marie nur die Hand über den Tisch hin. „Noch ein Glas, Viktorine,“ gebot er seiner Magd, die eben durch die Tür kam.

„Den Namenstag habt Ihr! Ich wünsche Euch Glück,“ sagte die Clari-Marie und reichte dem Hochwürdigen die Hand.

„Ja, ja, dank',“ sagte er; unter der Brille liefen ihm die Tränen hervor. Da zog sie plötzlich die Hand zurück, schob das Paket weg, das sie auf den Tisch gelegt hatte und sagte: „Ich bin wegen etwas Ernstem gekommen.“

Die Viktorine zündete die Lampe an und füllte die Gläser, ihre Hand war unsicher, das eigne Glas goß sie so voll, daß es überlief. „Was willst jetzt? Der Namenstag ist, dem Herrn seiner! Was willst jetzt da Ernstes mitten drin?“ lachte sie.

Die Clari-Marie schob sachte den Stuhl zurück, den sie ihr hingegeben, sachte bog sie um den Tisch. Als sie den zweien gegenüberstand, die mit verstaunten, schwimmenden Augen nach ihr hinsahen, sah ihr bleiches Gesicht aus, als hätte es beinerne Züge. „Habt Ihr nicht gemerkt,“ begann sie mit verhaltener Stimme zum Pfarrherrn, „daß Euch fast nur noch die Weiber in die Kirche kommen am Sonntag? Und die nicht alle?“

Der Hochwürdige schwitzte; die salbungsvolle, feierliche Art ging ihm verloren. „Ich weiß,“ stammelte er.

„So — so denkt nach, ob es nicht Zeit ist, daß Ihr die zur Pflicht mahnt, die sie vergessen haben,“

sagte die Clari-Marie. Dann litt es sie nicht. Kein Wort sprach sie weiter, ging nur hinaus und hinab. Vor der Tür unten lief ein Schauder über ihre feste Gestalt. Sie schüttelte den Kopf, ließ die Arme hängen und hielt, während sie langsam durch die dunkel gewordene Gasse heimschritt, die Fäuste geballt, als hielte sie sich an etwas fest. Es war ihr, als schwanke der Boden unter ihren Füßen, der Boden, auf dem die vom Isengrund wohnten, samt und sonders. Was ist denn — was ist denn mit dir, Dorf, willst zusammenfallen? ging es ihr in hastigen Gedanken durch den Kopf. Fremdes kommt herein, lauter Fremdes! Aus der Kirche bleibt das Volk! Und der Pfarrherr! Ja, der und die Schwester! Daß er manchmal sich vergaß und bei Festanlässen und dergleichen eines über den Durst nahm, das war im Isengrund nicht fremd. Aber heute das heimliche, einsame Gelage! Pfui!

Und ist keiner, der mahnt, solange es Zeit ist? Die Bauern, daß nichts Gutes von den Fremden kommen kann! Die Lässigen, daß in der Frommheit allein das Heil liegt! Den Pfarrherrn, daß ...

Auf einmal blieb die Clari-Marie stehen mitten am Weg, die Gasse war leer; sie hatte nur noch wenige Schritte bis zum Zieglerhaus zu gehen. Wenn es denn keinem einfällt, sprach es in ihr, mußt selber heraus aus deinem Winkel, Clari-Marie! So leid es dir sein mag! Eher als das Dorf zugrunde gehen lassen! Viel eher!

Vierzehntes Kapitel

Die Weiber vom Isengrund reckten die Hälse. Gestern hat sie mit dem Präses gesprochen, die Clari-Marie! Letzthin ist sie auch hinter dem Waisenvogt gewesen! Es ist wahr, es sind bald mehr Fremde als Einheimische im Tal! Auch fremde Arbeiter hat er jetzt angestellt, der Huber, der Löwenwirt.

Dergleichen Neuigkeiten gingen im Isengrund herum. Die Clari-Marie war schuld, daß es im Dorfe gärte. Sie ließ sich auch jetzt nicht viel sehen, stand nicht seltener daheim an der Hobelbank wie früher, ließ auch kein Weib und keinen Kranken warten, aber sie war es doch, die allmählich die Wand zwischen das schob, was im Isengrund fremd und was einheimisch war. Es bildeten sich zwei Lager, in dem einen, kleinen hockte der Huber, der Löwenwirt, hatte auf seiner Seite die Fremden und von den Einheimischen ein paar, die ihren offenkundigen Vorteil bei ihm fanden. In dem andern stand die Clari-Marie, still, halb versteckt unter dem großen Haufen ihrer Anhänger, die selber kaum wußten, daß sie die eigentliche Führerin war.

*

Die Clari-Marie und der Pfarrherr kamen von einer Schwerkranken hoch im Berg. Sie waren im Gespräch. Der Zufall hatte sie am Bett zusammengeführt; aber es war nicht ihr erstes Zusammen-

treffen, seit die Clari-Marie im Pfarrhaus gewesen war. Der Pfarrherr kreuzte ihren Weg jetzt oft; sie empfand, daß er es mit Willen und Eifer tat, als läge ihm daran, eine Scharte auszuwetzen. Er vergaß selbst den feierlichen Ton in ihrer Gesellschaft, kam in die Hitze, wenn er mit ihr sprach; er übertat sich auf einmal in seinem Priestereifer. „Die vorletzte Predigt hat gewirkt," sprach der Hochwürdige im Niedersteigen. „Die Kirche ist nicht leer gewesen am Sonntag."

„Es muß besser kommen," sagte die Clari-Marie.

Unterdessen führte sie der schmale Mattenpfad, den sie gingen, gegen das Gotteshaus hinab; an diesem mündete der Fußsteig in die Straße. Auf der Straße sahen sie von weitem den Kehle-Gisler vom See heraufsteigen, er trug das Führerbeil; hinter ihm ging ein Fremder mit Seil und Pickel. Die Clari-Marie hemmte den Fuß und sah den Pfarrherrn an. „Da habt Ihr einen, den Ihr bei Jahr und Tag nicht in der Kirche seht," sagte sie.

„Den Lätz, meint Ihr?" fragte jener.

„Lätz oder nicht, zum Frommsein ist keiner zu dumm."

„Ja, ja."

„Und sein Mädchen, die Claudi, nicht einmal getauft ist sie."

Der Pfarrherr stand still und hielt die Hände auf dem Rücken. Das Blut stieg ihm ins Gesicht. „Ja, ja," sagte er wieder und schoß einen zornigen Blick hinter dem Gisler, der mit dem Fremden dorfein schritt. „Ich will ihm kommen," fügte er hinzu.

Dann gingen sie weiter. Als sie an der Kirchenpforte vorüber sollten, drehte die Frau sich ab, als sei ihr Begleiter nicht da, und trat in die Kirche. Der Pfarrherr sah ihr befangen nach. Der bist nicht mehr über, durchfuhr es ihn. Fast kleinlaut setzte er den Weg fort und schritt in seinem sonderbaren Schiebegang dem Dorf zu.

Die Clari-Marie betete indessen. Sie betete viel in letzter Zeit, viel gegen früher und war doch schon immer eine fromme Frau gewesen. Es war etwas Leidenschaftliches in der Art, mit der sie den Geboten ihrer Religion folgte, obwohl äußerlich an dem festen, breiten, bäurischen Weibe keine Leidenschaft war.

Als sie eine Weile später die Kirche verließ und dem Dorf sich näherte, stand der Löwenwirt, der Huber, unter der Tür; er mochte sie von weitem haben kommen sehen. Er nickte, strich freundlich den schönen Bart und sagte ein lautes „Guten Tag“. Sie gab ein kaum hörbares „Tag!“ zurück, sah nicht auf und nicht zur Seite und stand nicht still, obwohl er sich hörbar räusperte und ein „Mit Verlaub, Frau Clari-Marie“ hinter ihr her sprach. Er errötete, zog seine feine weiße Weste zurecht, dann seinen Rock und sah der Frau nach. Daß sie ihm feind war, war ihm nicht fremd; aber er wußte auch, daß ihm ihre Freundschaft not tat.

Wie sehr er das wußte, lehrte die allernächste Zeit. Eines Tages trug ein Mädchen aus dem Gasthaus einen Korb voll guter Dinge, Wein, Eßwaren, selbst Leinwandstoff der Clarie-Marie ins Haus. „Weil Ihr eine so Gute seid, weil Ihr so

viel tut für das Dorf, schickt Euch das der Herr, und Respekt habe er vor Euch."

Als die Magd das ausrichtete, sah die Clari-Marie sie durchdringend an. „Willst mich foppen?" fragte sie herb.

„Beim Eid nicht. Was meint Ihr denn?"

„So sag dem Löwenwirt, es seien Arme genug im Dorf, da soll er austeilen lassen!"

Damit hieß sie das Mädchen den Korb nehmen und gehen.

Eine Woche später versuchte der Huber es anders. Es wären manchmal weibliche Gäste da, die froh wären, jemand zu haben, der in Krankheitssachen Rat wisse, entbot er der Clari-Marie, ob sie nicht einmal vorbeikommen möchte, damit sie miteinander besprächen, wie sich ein regelmäßiges Vorsprechen der Dorfärztin im Gasthaus machte.

Die Clari-Marie lachte bei diesem Vorschlag kurz und rauh auf. „Wenn mich einmal eine braucht, von der ich weiß, daß es ihr not tut, ist es noch früh genug, zu kommen. Jetzt habe ich im ‚Löwen' nichts verloren."

Seit diesem letzten Bescheid wußte der Löwenwirt, daß die Freundschaft der Clari-Marie nicht zu kaufen war.

Inzwischen hielt von der Kanzel der Pfarrherr seine Zornreden gegen die, die nicht in die Kirche kamen. Der Kehle-Gisler war der erste, dessen Namen er laut und vor allen Andächtigen nannte als einen, der wie ein Heide sei und wie ein Heide sein Kind aufwachsen lasse. Einige andre Namen nannte er schonender; schon am folgenden Sonntag

saßen die meisten von denen, die er gemahnt hatte, wieder unter den Gläubigen in der Predigt. Der Gisler, der Lätz, war nicht gekommen. Auf ihn schalt der Geistliche aufs neue, und die vom Isengrund horchten auf. Bisher hatten sie den Lätz wohl als blutarmen, im Kopf nicht ganz richtigen Menschen gekannt, jetzt war es ihnen wie eine Entdeckung, daß der wie ein Heide unter ihnen herumlief. In ihrem neuen Eifer, fromm zu sein, und weil sittliche Entrüstung eine wohltuende Empfindung gibt, schlugen die meisten die Hände über dem Kopf zusammen. „Der ist einer, der Lätz, ein Grundbodenschlechter!“ schimpften sie.

„Es muß eine andre Ordnung werden im Isengrund,“ eiferte der jäh scharf gewordene Pfarrherr weiter. „Wer nicht tun will, wie ein braver Mensch tut, dem soll man die Gemeindegrenzen verbieten.“

Die Rede ging auf den Gisler, und es waren willige Ohren da, sie zu hören. In einer Schenke, in die der Lätz trat, um — was selten geschah — ein Glas zu trinken, rempelte ihn ein paar Tage später ein betrunkener junger Bauer an: „Du Heide, du, aus der Stube mit dir!“

Der alternde Mann stellte sich. Der Zorn faßte ihn über die Schmähung. Der Betrunkene und zwei andre, die an einer rohen Tat Freude hatten, warfen sich auf ihn, blutend wurde er in die Straße gestoßen. Seither, wenn er ins Dorf kam, steinigten ihn die Schulkinder. Wie die Alten, so die Jungen!

Als die Clari-Marie von dem Vorfall hörte, zog sie die Stirn in Falten, aber sie schwieg dazu.

Die Cille mischte sich ein: „Das ist doch zu viel und zu grob, wie sie es dem Gisler machen."

Da warf die andre das flüchtige und sonderbare Wort hin: „Der Gisler soll dem Herrgott geben, was dem Herrgott gehört, dann ist er niemand mehr zum Aergernis."

In diesen Tagen war die Rottalbäuerin krank und rief nach der Schwester. Die Clari-Marie stieg mit der Severina hinauf zu ihr, fand sie elend wie eine, die schlecht genährt ist, und schwach, weil sie sich überarbeitet hatte. Sie schmälte: „Du mußt besser zu dir sehen, Trini, mit Schaffen allein kommt eines nicht durch die Welt."

Die Furrerin, die im Bett lag, die Hände auf der Decke gefaltet, einen Rosenkranz zwischen den Fingern, betete erst drei Vaterunser, dann bat sie die Schwester, ihr Fleischbrühe zu schicken, als ob sie keine herzustellen vermöchte. Die Clari-Marie sagte ihr die Brühe zu, ordnete an, daß sie im Bett bleibe und sich Ruhe gönne, und wußte, daß die Schwester in ein paar Tagen wieder würde hinter der Arbeit sein können. Die Severina hieß sie bei der Mutter bleiben. Das war das erstemal, daß das Mädchen daheim haushalten sollte, und es begann mit Unfreude.

Die Clari-Marie indessen wendete sich wieder auf den Heimweg. Vor der Tür traf sie auf den Furrer, der ein paar frischgekaufte Schafe den Berg hinauftrieb. Eben erreichte er mit dem letzten Tier die Höhe. Mit den harten Knien stieß er das vor sich her. Die Clari-Marie sah, daß es auf drei Beinen hinkte und beim mühsamen Gehen die Augen

vor Schmerz verdrehte. Der Bauer grüßte nicht einmal. Sein bleiches Gesicht war heiß, der Schweiß stand auf der knochigen Stirn und an den schlaffen Schläfen. „Da hast du wieder einen Handel," knurrte er. „Jetzt habe ich die Schafe gekauft, und unterwegs muß mir das beste abfallen und ein Bein brechen."

Er riß die Tür an einem ans Haus gebauten kleinen Schuppen auf und trieb die Tiere hinein, dem kranken, das mit hinein wollte, krallte er die zähen Finger ins Vlies. „Da bleibst," sagte er. Mit dem langen Arm griff er ins Schuppeninnere und brachte einen Blecheimer zum Vorschein. Dann nestelte er in seiner Hosentasche und zog ein Messer, das er griffest stellte.

Die Clari-Marie zögerte unwillkürlich. „Nun — nun," sagte sie, „was will das geben?"

Der Furrer stieß einen Ton aus, der vielleicht ein Lachen hätte sein sollen. Er zerrte das kranke Schaf zu dem Kessel. Es war kein Jähzorn an ihm. Sein Gesicht blieb so gelb wie sonst, und alles, was er tat, tat er mit zäher Langsamkeit. Ein einziges Wort verriet, daß der Zorn ihn innerlich stachelte. „Stirb!" zischelte er, als er dem Schaf sein Messer in den Hals bohrte. Das Tier stieß einen gurgelnden Laut aus, er hielt es mit der Linken fest, sein Griff war voll roher Kraft, aber die Art, wie er das Messer in der Wunde des sterbenden Tieres drehte, war wie Mordgier.

„Nun, nun," sagte die Clari-Marie lauter, sie wollte reden, aber die Worte fehlten ihr vor Entrüstung. Der Furrer aber richtete sich auf,

strich seine blutigen Hände am Gras sauber und sagte gleichgültig: „Kannst kein Blut sehen? Auf drei Beinen habe ich es nicht noch lange lassen herumlaufen können, das Tier!“

„So schlachtet einer nicht, so,“ sagte die Clari-Marie. Kopfschüttelnd drehte sie sich ab und ging. Zum andernmal fiel ihr ein, daß es besser sei, wenn die Furrerkinder nicht daheim waren; und diesmal empfand sie etwas wie Mißtrauen gegen den Schwager, dem sie bisher alle Härten und Fehler verziehen um der bitteren Zähheit willen, mit der er sich um ein bißchen Wohlstand mühte.

Drei Tage später kam die Severina ins Zieglerhaus zurück. Auf einmal stand sie in der Küche bei der Cille, das schmale Gesicht bleicher als sonst, die Augen groß und glänzend. „Die Mutter ist gesund, da bin ich wieder,“ sagte sie. „Wo ist die Base Clari-Marie?“ fragte sie dann.

Da trat diese eben in den Hausflur, und sie ging hinaus zu ihr und hing sich ihr an den Arm. „Tag, Base,“ sagte sie und drängte die schlanke Gestalt dicht an die schwere, plumpe der andern; sie zitterte dabei und war, was nicht Bauernart ist, zärtlich und wie nach Liebe gierig.

„Was hast denn?“ fragte die Clari-Marie fast erschreckt, als sie darauf in die Stube traten und das Kind noch immer ihren Arm umklammert hielt. Die Severina hob das elfenbeinreine Gesicht und hatte Tränen in den Augen. „Froh bin ich, daß ich wieder da bin,“ sagte sie.

„Es ist recht,“ sagte die Clari-Marie und machte ihren Arm frei. Die Severina aber stand noch

immer in ihrem braunen, weich um die feinen Glieder sich schmiegenden Gewand mitten im Zimmer, sah auf ihre Schuhe und flüsterte: „Es würde mir nicht mehr gefallen da oben bei Vater und Mutter.“

Die Clari-Marie konnte nach dieser Rede nicht helfen, daß sie dem Furrer und der Schwester gram war. Aber am folgenden Sonntag saßen die von Rottal zuvorderst in den Kirchenstühlen und waren von denen, die am spätesten die Kirche verließen. Da war dem strengfrommen Weibe, der Clari-Marie, sie seien so schlimm nicht, wie ihr geschienen.

Um diese Zeit schrieb auch der Jaun wieder. An die Cille war diesmal der Brief gerichtet. Ob sie sich gewundert hätten, daß er nicht gekommen sei? Wohl nicht! Wo einer nicht willkommen sei, brauche er nicht zu eilen, hinzukommen. Das letzte Examen sei längst gemacht, „magna cum laude“, wie man das nenne, „gut“ möchten sie sich denken! Sie könnten jetzt ruhig das „Doktor“ vor seinen Namen setzen, wenn sie an ihn schrieben. Und er wohne jetzt nicht mehr bei den Kirchhofers, Assistenzarzt sei er am Kinderspital von St. Felix. Bis daß er zu Hause wieder eher gelitten sei, habe er die Stelle angenommen. Die Cille schob den Brief der Schwester ein, saß steif da, und in ihrem Blick stand Triumph mit Angst vermischt, Triumph, weil ihr war, als müßte sie zur Clari-Marie sagen: Da lies, wie bitter er schreibt, und gelt, jetzt braucht er uns nicht mehr! Angst, weil sie es gewesen war, die dem Jaun geraten hatte: „Komm nicht heim, Bub, sie will dich nicht sehen, die Clari-Marie.“

Die Clari-Marie nahm den Brief langsam und mit einer Miene auf, die besagte: Bah, wozu soll ich den lesen? Ihr Mund war hart, sie lehnte im Stuhl zurück und las die Zeilen von weitem, halb gleichgültig, halb verächtlich. „Nun ja," sagte sie nachher, „so wird es wohl recht sein."

Die Cille schwieg darauf. Sie hatte das Schweigen lange gelernt; einen Seufzer verbeißend, zerknitterte sie den Brief in die Tasche ihres Rockes. Nur die Severina, die hinter dem Tische saß, stemmte die schlanken Arme auf die Tischplatte und sah nachdenklich ins Leere. „Warum sagt Ihr nichts, Base Clari-Marie — von dem Brief?" fragte sie.

„Warum?" fragte jene, die grauen Augen blickten scharf.

„Daß er ein Doktor ist, jetzt, der Jaun," sprach die Severina.

„Woher — wer hat dir — hast den Brief ge..."

In die unwirsche Frage fiel die Cille mit den Worten: „Erzählt habe ich ihr's." Sie konnte es nicht hindern, daß ihr das spärliche Blut zu Kopfe drängte, als sie gestand, daß ihr der Mund von dem übergelaufen, was ihr das Herz füllte.

„Das ist jetzt doch etwas Großes, ein Doktor sein, ein Studierter, für einen, der Geißen gehütet hat wie der Jaun, für einen aus dem Isengrund," sagte die Severina in demselben verträumten Ton.

„Geh! Dem Töni sollst sagen, der Lirer, der Säger, erwartet ihn," sagte die Clari-Marie laut und unvermittelt und brachte so, die Severina hinausschickend, die Rede von Jaun, dem Abtrünnigen, zum Schweigen.

Darauf gingen viele Wochen, ohne daß sein Name im Hause laut wurde.

Es wurde Herbst und wurde Winter. Das Gasthaus stand leer, dessen Stuben eine ganze Menge Sommerfrischler beherbergt hatten, von der neuen Straße war nur ein kleiner Teil gebaut; der Löwenwirt hatte im Sommer andre Arbeit gehabt. Im kommenden Frühjahr sollte der Bau eifriger gefördert werden. Inzwischen brütete der unternehmende Mann über neuen Plänen. In den ersten Tagen des neuen Jahres stellte er den Präses vom Isengrund, mit dem er sich wieder anzufreunden suchte, in der Straße. „Mit dem Frühjahr kommt ein Doktor ins Dorf," erzählte er.

„Das wird schon gut sein für die Fremden!" gab der Bauer zögernd zu. „Für uns andre ist die Clari-Marie da, wenn wir sie brauchen."

„Der wird es wohl recht sein," fuhr der Löwenwirt eifrig weiter, „freuen wird sie sich, meine ich. Mit dem Doktor Ziegler bin ich einig geworden, dem jungen, der von hier stammt und noch verwandt ist mit ihr. Ein guter soll er sein, der!" fügte er hinzu.

„Freilich, ja, ja, gut soll er sein," sagte der Bauer trocken. „Aber ich weiß dann nicht — mit der Clari-Marie —" Er brachte die Rede nicht zu Ende, schüttelte bedächtig mit dem Kopf, grüßte und ging weiter.

Der Huber murmelte ein ärgerliches Wort hinter ihm her. Es schien immer schwerer, mit dem Volk auszukommen. Schädel wie Steine! Alle Freundlichkeit nutzte nicht, alles Wohltun nicht.

Der Präses ging heim und erzählte die große Neuigkeit, der Jaun Ziegler, der Cille ihrer, der einmal Geißbub gewesen sei, käme als Doktor ins Dorf. In seinem Hause blieb die Neuigkeit nicht stecken. Die Severina erhaschte sie eine Stunde später in der Gasse, als sie vom Bäcker kam. Die Augen groß und glänzend, die schmalen Wangen vor Erregung glühend, stürmte sie daheim der Clari-Marie in die Werkstatt. „Wißt Ihr schon? Jetzt kommt der Jaun doch herauf!“

Am selben Tag bekam es die Clari-Marie schwarz auf weiß zu lesen. Wieder war der Brief Jauns an die Cille gerichtet. „Ich komme nun doch heim, Mutter,“ schrieb er. „Beim Löwenwirt werde ich wohnen, also nah genug bei Euch und doch der Base Clari-Marie nicht zur Last. Ihr werdet Euch schon freuen, nicht wahr, Mutter, daß ich komme und ich — es hat mir doch immer gefehlt, daß ich nicht heim konnte ins Bergland. Die Base Clari-Marie wird schon wieder anders werden, wenn wir einander erst sehen und gesprochen haben.“

Die Clari-Marie verlor kein Wort über das große Ereignis; die Cille wie immer wagte nicht zu fragen. In der aber war ein innerliches Fieber. In ihr schlichtes Leben kam plötzlich ein Wert, eine Hoffnung, eine Vorfreude. In dem alten scheuen und verbitterten Mädchen drängte alles dem Tag entgegen, da der Bub, der Jaun, heimkommen sollte, der verachtete, aus dem mehr geworden war als aus allen andern vom Isengrund.

Fünfzehntes Kapitel

Ein Nauen fuhr über den Arensee. Das Wasser, das der Schiffmann mit schwerem Ruder schlug, war wunderbar glatt und blau; wenn das flache Holz eintauchte, war es, als seufze der See, und wenn es sich dem Wasser entwand, stieg dieses mit ihm hoch und glättete sich sanft, so daß es schien, als hätte nur ein Atem die Brust der morgenklaren Flut gehoben. An den Ufern kein Plätschern! Still wie das Felswerk, das fast überall den vielarmigen See umschloß, lag auch hier das Wasser. Sonnenlicht strömte über Berge und schimmernde Schneezinnen hernieder, Sonnenlicht floß mit dem blauen See zärtlich zusammen, durchleuchtete die Tiefen, daß das Schlingwerk der Algen und der grüne Zierat der Moose versunkenen feinen Geweben gleich im Grunde sichtbar wurden, daß das Spielen der Fische war, als surrten Silberpfeile durch die Flut, und daß man hinabblicken konnte, bis wo die mächtigen Pfeiler der steil aufragenden Berge wie riesige Quader auf Seegrund fußten.

„So, so, zum Isengrund wollt Ihr hinauf," sagte der Schiffmann zu einem, den er im Boote hatte. Der Schiffmann war ein stämmiger Mensch, stand barfuß, nur in Hose und Hemd da; Rock und Weste lagen hinter ihm auf den Bodenbrettern seines Fahrzeugs. Seine Arme, bloß bis zum Ellbogen, waren braun und sehnig, braun und hager und zäh waren der Hals und das rasierte Gesicht,

vom Schädel des Alten schien das volle weiße Haar wie Schnee von einem steilen, rauhen Berg.

Ja, zum Isengrund wollte er hinauf, nickte der Fahrgast, der weniger redselig war, als der Neugier des Schiffmanns paßte.

„Ihr geht zum Vergnügen da hinauf?" erkundigte der sich weiter, „gerade viele gehen jetzt da hinauf," fügte er bei.

„Ich bin da oben daheim," sagte der andre und drehte sich noch mehr der Bootspitze zu; ihm war mehr um Schauen als um Reden.

Dem Jaun Ziegler, dem Doktor, der von St. Felix kam und heimfuhr nach dem Isengrund, war es, als spränge ihm das Herz in den Hals vor Erregung und Ungeduld und Freude, und Freude und Ungeduld schienen ihm aus den Augen, deren kohlschwarze Pupillen noch immer sonderbar scharf und mit fremdem Blick aus dem milchweißen Grunde schauten. Nun setzte er sich tiefer im Nauen zurecht, lehnte sich mit beiden Armen auf das Kielbrett und staunte weit vorgebeugt voraus. Der Schiffmann gab es auf, ihn zu stören, der ließ die Ruder einen Augenblick und zündete die Pfeife an.

Auf den Jaun nieder leuchtete die Sonne, sein langes steckiges Haar glänzte, aber das gelbe Gesicht färbte sich nicht unter der Wärme. Auf der Oberlippe stand ein kurzer schwarzer Schnurrbart, borstig, nicht geschniegelt, wie die Städter es lieben. Die ganze, mittelgroße, hagere Gestalt, die im Boote mehr lag als saß, entbehrte dessen, was den Städtern ein Ebenmaß, eine äußere Feinheit gibt. Den Hut hatte er abgelegt, einen runden, kleinen Filz, wie

er ihn als Student getragen haben mochte. Er trug einen schwarzen, weiten Anzug und sah darin aus wie ein armer Schlucker, dem ein Reicherer den Staatsrock geliehen hat.

Jaun Ziegler dürstete nach dem Ufer hinüber, dem der Schiffmann das Boot zuruderte. Der Isengrundweg schimmerte schon herüber; ein grüner, goldenüberstrahlter Saum, glänzte der Eingang des Hochtals herab, und Schneetürme ragten rings, und Schneesäulen gleißten und breite Firne brannten in weißem Glühen; der Wildifirn, das Rothorn, der „sonnig Kögel" und sein Bruder, der nachtfinstere „schattig Kögel" standen dort an den Himmel gebaut. Das stieg auf und sah herab und leuchtete und glomm und grüßte. „Jesses, wie schön," sagte der Jaun leise und konnte auf einmal wieder Heimdeutsch, das er in St. Felix ganz verlernt zu haben glaubte.

Das Boot strich weiter; der Schiffmann hatte einen tüchtigen Zug. Immer deutlicher trat die Gestaltung des Ufers ins Auge. Jetzt lag, mit einer ganzen Flut goldenen Sonnensegens übergossen, weit zur Rechten die heilige, heimliche Matte, wo die Väter geschworen hatten, jetzt entzog sie eine vorspringende wölbige Bergbrust dem Blick. Jaun sah sich nach seinen im Nauen geborgenen Habseligkeiten um, zwei Kisten und demselben gelb bemalten, schmucklosen Holzkoffer, den er vor vielen Jahren auf seiner Gabel selber zu Tal getragen hatte. Das Ufer war nah.

„Da sind wir bald," sagte der Schiffmann, aufschnaufend, es mochte ihm durch den Kopf gehen,

daß er noch selten einen langweiligeren Gast gefahren. Jaun langte nach dem Hut und stand auf. Wenn er noch ein Geißbub gewesen wäre, so würde er gejodelt haben, obgleich er nie zu den Singlustigen gehört hatte; es drängte etwas in ihm, das hinausgejauchzt sein wollte. Die Brust war ihm weit. Jesus, wie war das Land schön, dem er da entgegenfuhr. Er begriff es nicht, daß er nicht Heimweh gehabt hatte, unzähmbar, schon lang. Daß das Heimkommen nicht ganz glatt war und nicht ganz freudig, vergaß er ganz; es war ihm, als müßten oben auf der Höhe schon die Cille und die Clari-Marie mit offenen Armen stehen und vor Ungeduld hin und her trampeln, bis daß er komme. Es war alles klar und sonnig und schön an diesem gesegneten Morgen, da der Jaun heimfuhr.

Jetzt stieß der Nauen auf den Uferkies. Ein Fahrknecht des Ländewirts, dessen Haus an der Stelle stand, wo die Straßen sich teilten, ergriff die Bootkette. Außer ihm war niemand nah. Aber der Jaun griff selber mit an und half mit jenem die drei Kisten an Land stellen, lohnte den Schiffmann ab und lud ihn zu einem Trunk ins Wirtshaus. Nach einer kurzen Weile begann er selber den Aufstieg nach seinem Dorf. Seine Siebensachen ließ er beim Wirt. Unbeschwert, mit Schritten, die die Ungeduld flink machte, stieg er hinan. Immer war die drängende Freude in ihm und die Lust zu jauchzen und die Erwartung: droben werden sie stehen! Erst als er der Höhe ganz nahe war, fiel ihm ein, daß sie im Isengrund nicht wußten, daß er heute kam. Unterwegs waren ihm ein paar

Menschen begegnet, zwei Weiber mit Bündeln, die zu Markt fahren mochten, ein Bauer, der eine Kuh wegabwärts trieb, und zwei Knechte mit Gabeln, alle hatten ihm das „Tag!“ geboten, aber mit jener kurzen, scheuen Art, die vorbeigeht und nachher mit offenem Maule nachgafft. Er hatte keinen gekannt. Es war eine lange Zeit, die er fortgewesen war!

Jetzt kam die letzte Straßenwindung, die Luft wurde frei. Tief unten der blaue See, hoch oben der blaue Himmel, dazwischen glitzerndes Leuchten! „Wie schön!“ dachte der Jaun wieder und schnaufte. Jetzt sah die Kirchturmspitze über den Saum der Isengrundebene, jetzt wuchs die Kirche selber hervor, die graue, starke! Die war noch immer wie früher und der Weg dorfein auch; Haus um Haus schlüpfte aus dem grünen Talgrund herauf, an dessen Hängen, unter den Wäldern sonderlich, noch einzelne unsaubere Schneestellen hafteten. Nun lag das Tal ganz offen. Da hatte sich nichts geändert, weit hinein liefen die grünen Mattenbänder und die dunkeln der Baumwälder und die Rotfelsen darüber, und im Westen, die Mauer und Schranke, strahlte der Wildifirn. Der Jaun blieb unwillkürlich stehen; er hatte Herzklopfen, es war ihm, als müßte er den Hut abnehmen, warum, wußte er nicht recht; und dann, weil er scheu war, vor sich selber scheu, ließ er ihn sitzen, den Hut.

Die Straße war leer. Langsam hub er an, dorfein zu gehen, an der Kirche vorbei, dem „Löwen“ zu. Niemand begegnete ihm, bis er an das Gasthaus kam. Er besann sich, ob er dort eintrete. Da war seine Wohnstatt, da war er jetzt daheim! Aber es

litt ihn nicht, er mußte zuerst hinüber um die Ecke, ein paar Schritte den Rothornweg hinan.

Als er am Gasthaus vorbeiging, ließ er den Blick von ungefähr nach der Höhe der Lehne gehen. Der Rothornweg verlief dort im Walde. Es fiel ihm auf, daß eine ganze Schlange von Menschen an diesem Weg sich aufwärts bewegte, und er wunderte sich, was dort geschah. Es muß eine „Gräbt" sein, fiel ihm ein.

Nach wenigen Schritten stand er vor der grünen Tür des Zieglerhauses. Wieder wie vorhin beim Eintritt ins Dorf war ihm der Atem kurz. Er zögerte einzutreten; dabei faßte ihn ein Erstaunen, daß es in allen Straßen leer war, daß die Häuser wie ausgestorben lagen. Selbst drüben die Werkstätte der Clari-Marie stand offen, und es war niemand im Innern. Noch einmal sah er über den Rothornweg hinan. Da mußten alle hinaufgelaufen sein. Was da geschehen war?!

Nun legte er die Hand auf die Türklinke, aber die Tür ging gleich darauf von selber zurück. Ein Mädchen stand im Flur in schlichtem, wohl um die zierliche Gestalt sich schmiegendem dunkelbraunem Kleid. Es war bleich, mochte erschrocken sein, daß da plötzlich einer an der Türe stand. Die dunkeln Augen schauten einen Augenblick verstört aus dem schmalen Gesicht. Ein Ton wie ein unterdrückter Schrei war ihr entfahren.

„Ist die Frau Clari-Marie daheim?" fragte Jaun. Der Heimdialekt kam ihm von selber und da, als sie ihn reden hörte, flog ein Lächeln um der Severina schönen Mund, die Flügel der zierlichen Nase zuckten.

„Ihr — bist du — gelt, du bist der Jaun, der Doktor?" fragte sie verwirrt und doch in ausbrechender Lustigkeit. Ein leises Rot kam dabei in ihre Wangen.

„Wer bist denn du?" fragte er statt aller Antwort; er lachte selber ein wenig, aber dabei stand er unbeholfen da, wußte nicht wohin mit den langen Armen, nur für die Augen hatte er einen sicheren Platz, die kamen nicht los von der Severina Gesichtlein.

„Die Severina bin ich," sagte diese.

„Ist nicht möglich," staunte er, „der Base Trine ihre Severina?"

„Sicher," lachte das Mädchen.

Der Jaun tat einen Schritt in den Flur, er streckte jetzt doch die Hand aus. „So, gut' Tag, du," sagte er.

„Gut' Tag!" Sie legte ohne Scheu die Hand in die seine und ließ sie in seiner knochigen Rechten, die so weiß war wie sein farbloses Gesicht; die Hand war das einzige, das nicht mehr bäurisch war an ihm.

Der Jaun hielt die Finger der Severina lang, er wußte nicht mehr, wie er sie loslassen sollte, zuletzt leitete er das Mädchen der Wohnstube zu. „Sind sie drinnen?" fragte er.

Die Severina schrak zusammen. „Jesses, nein," sagte sie hastig, wendete sich und eilte nach der Haustür zurück. Dort blickte sie hinaus, nach oben, nach unten. „Ist er schon hinauf, der Pfarrherr?" stammelte sie, und als der Jaun hinter sie trat: „Da kommt er just, der Pfarrherr."

„Was ist denn?“ fragte Jaun.

„Denk doch, den Scharfegghüttler, den Strahler, den Wipfli, haben sie tot gefunden da oben.“

„Verunglückt?“ fragte Jaun.

Draußen über den Weg stieg eben der Pfarrherr hinauf, ein paar Buben hasteten vor ihm einher, die nach ihm ausgeschickt worden sein mochten.

„Erschlagen, hat einer gesagt — Geld fehlt ihm, hat einer gesagt vorhin,“ erzählte die Severina zitternd.

Jaun richtete sich auf. „So will ich einmal hinaufsehen,“ sagte er und trat schon auf die Schwelle. „Sie werden oben sein, die Clari-Marie und die Mutter?“ fragte er. Die Severina nickte.

„Gehst auch mit?“ fragte er noch.

Aber sie schauderte. „Nein! Ich kann keinen Erschlagenen sehen.“

Da nickte er ihr zu und stieg rasch bergan. Kein Mensch kam ihm entgegen. Sie hielten alle oben aus. Jetzt sah man sie in dichten Haufen an der steilen Halde stehen, die meisten in einem Halbkreis um eine bestimmte Stelle geordnet, Männer und Weiber mit gesenkten Köpfen, dicht aneinander gedrängt, die Hinteren mühsam über die Vornstehenden hinspähend. Das graue Schindeldach des Rottalgadens schien, von der Sonne getroffen, silberig über sie herab, ein paar Buben hockten oben und schlenkerten die nackten Beine in der Luft. Sie hatten sich die Plätze erobert, von wo aus die beste Aussicht in ein fahles, blutiges Gesicht war, das von den rohen Pflastersteinen, der Gadenmauer zu seiten, in den blauen Himmel

hinaufsah. Der Pfarrherr erreichte eben die Schar der Dörfler; eine Gasse tat sich für ihn auf und schloß sich wieder. Ein paar Bauern hatten sich nach ihm umgewendet und dabei den Jaun erblickt, der hinter ihm her stieg. Sie wunderten sich über den, der da im schwarzen Gewand heraufkam und nicht zum Dorfe gehörte. Sie stießen einander an; mehr Köpfe drehten sich; ein Flüstern hub an.

Jaun stieg vollends hinauf. Als er mit einem stummen Nicken zu ihnen trat, gaben sie so weit Raum, daß er einen Durchblick auf das gewann, was im Kreise vorging. Dort lag der Scharfegghüttler lang ausgestreckt; er erkannte ihn noch an dem braunen spärlichen Bart, der wie zerfetzt aussah und nur grau geworden war in den Jahren; es schien ihm, als stecke der Bauer noch im selben abgetragenen Schafwollgewand wie damals, als er, der Jaun, noch ein Bub gewesen war. Neben dem Toten kniete der Pfarrherr und betete erst, dann hub er an, die Leiche zu betasten und zu untersuchen. Ihm gegenüber stand die Clari-Marie, dem Jaun klopfte das Herz rascher, als er auf einmal ihr gelbbleiches Gesicht voll gegen sich gerichtet sah. Es wunderte ihn, daß sie ihn nicht erkannte; einmal flog der strenge Blick ihrer grauen Augen gerade über sein Gesicht. Auch sie hatte sich wenig verändert. Vielleicht war ihre schwere Gestalt noch voller geworden, noch mehr in die Breite gegangen, und in ihrem Gesicht war ein herrischer Ausdruck, den sie früher nicht gehabt hatte.

„Gebt Euch weiter keine Mühe, Pfarrherr, erfallen ist er, das ist sicher," sagte sie jetzt. Dabei

waren ihre Züge still und hart. Der schmale Mund war wie ein fester Strich von einer weißen, faltigen Wange zur andern. Ihr Kinn sprang vor und der starke Unterkieferknochen schimmerte weiß durch die Haut.

Jetzt sprach einer aus der Menge der Gaffer: „Aber das Geld! Ich bin sicher, daß er Geld bei sich gehabt hat. Er ist mit einem ganzen Sack voll Strahlen[1]) ins Tal gegangen; zurück bringt er keine. So hat er sie verkauft."

„Sicher hat er," murmelte es unter den Zuschauern. Einer knurrte: „Verkauft, jawohl, wer hat es gesehen?"

Die Clari-Marie sagte: „Vom Tal herauf ist ein weiter Weg, da kann er das Geld hundertmal verbraucht, vergeben oder verloren haben."

„Ja, ja," gab ein Haufe ihr recht. Der, der vorhin gemurrt hatte, stieß ein unwirsches „Natürlich!" durch die Zähne. Der Jaun blickte nach ihm hinüber, der verdrossene Ton fiel ihm auf, er erkannte den Rottalbauern. Er stand etwas im Hintergrund, war so lang, daß er leicht über alle andern hinsah, und hatte ein Gesicht so fahl wie der, der tot wenige Schritte vor ihm am Boden lag. Aber das hatte er immer gehabt, der Furrer. Dem Jaun fiel ein: Wozu bist du ein Doktor, geh und sieh zu, was dem Toten geschehen ist.

„Laßt mich durch," sagte er zu den Zunächststehenden, dabei stemmte er die Ellbogen ein und drängte vorwärts. Unwillkürlich machte man auch

---

[1]) Kristalle.

ihm Platz. Als nur noch die letzte Reihe zu durchbrechen war, sah er einen Augenblick den Weg durch ein hageres, langes, schwarzgekleidetes Weib gesperrt. „Laßt mich durch," sagte er auch hier. Da drehte die Frau sich nach ihm um. „Jesses," entfuhr ihr ein halber Schrei. „Jaun, bist du es?" fragte sie dann.

Er hatte bei ihrem Ausruf aufgeblickt. „Ihr," sagte er nur; in seinen sonderbaren Augen, von denen man nie wußte, wohin sie blickten, war für eines Gedankens Länge ein warmes Licht. Er reichte der Cille, seiner Mutter, die Hand und drückte die ihre. Dann trat er an ihr vorbei zu dem Toten.

„Der Jaun! — Der Doktor! — Siehst! — Wahrhaftig der Jaun! — Man kennt ihn noch wohl!" Ein Gewirr erregter Stimmen wurde laut.

Der Pfarrherr stand auf und lüftete den Hut.

„Was ist geschehen mit dem Mann?" fragte Jaun. Sein Wesen war auf einmal sicher und kraftbewußt; von diesem Wesen, das er fand, wenn er an ein Krankenlager trat, sagten die Professoren und Studenten zu St. Felix, daß es ihn, den sonderbaren Menschen, den Bauern, völlig verändere und jedem, selbst dem, der just noch über seine Linkischheit hatte lachen wollen, Achtung abzwinge.

Der Pfarrherr stand ihm Rede. „Erfallen soll er sein, sagen die einen! Nicht, Clari-Marie, erfallen, meint Ihr?"

Die Clari-Marie stand, die Arme ineinander geschlagen, da. Sie nickte zu dem, was der Pfarrer sagte. Da blickte der Jaun auch sie an. „Tag!"

sagte er leise. Ueber den Toten streckte er ihr die Rechte hin, und mit der Linken rückte er unwillkürlich wie aus innerem Zwang am Hut. Das hatte er vorhin bei der Cille nicht getan. Die Clari-Marie löste langsam die Arme und nahm kurz seine Hand. „Tag!“ sagte sie; ihr Gesicht zuckte nicht dabei.

Darauf ließ er sich bei dem Toten nieder. „Helf einer, entkleidet muß er sein!“ sagte er. Ein Mann trat herzu, auch der Pfarrherr griff an. Der Jaun untersuchte genau, lange sagte er kein Wort. Dicht an der Schläfe trug der Tote eine Wunde. Die untersuchte er zuletzt. Als er die Hand daran legte, scholl eine Stimme hinter ihm. „Lang hast gebraucht, bis du das gefunden hast!“ Die Clari-Marie hatte noch immer dieselbe klare, laute Stimme. Der Jaun wußte, daß jetzt viele höhnische Gesichter in seinem Rücken waren. Er gab keinen Bescheid; aber es stieg etwas heiß in ihm auf. Sorgfältig prüfte er die Wunde. „Von einem Gewehrschuß,“ sagte er dann in kurzem, sicherem Ton. Er stand auf dabei.

„Was?“ kam ein hastiges Fragen aus der Menge. Die Köpfe reckten sich weiter vor. Da sah sich die Clari-Marie um. Ihr Blick ging über die Gesichter, scharf, gerade. „Narrheit,“ sagte sie. „Wie sollte so etwas geschehen im Isengrund! Wer sollte dem etwas zuleid getan haben! Da soll jetzt nicht einer herkommen wollen und das Dorf in Verruf bringen und das Gericht herauf. Wir können ohne Gericht sein da oben, haben lang genug schon keins gebraucht. Erfallen ist er, der Wipfli,

erfallen da am Gaden!" und sie wies an die scharfe Eckkante der Scheuer, wo eine Blutspur deutlich sichtbar war.

„So hat er gelegen, als ich ihn gefunden habe," sagte der Furrer, der plötzlich im vordersten Glied stand. Sein Ton war ein wenig heiser. „Dort hat er mit dem Kopf aufgeschlagen." Er deutete auf die blutige Stelle und wies mit den Händen, welche Lage der Körper gehabt hatte.

„So ist es," sagte die Clari-Marie. „Da ist er ausgeglitten, und die Ecke hat ihm die Schläfe eingeschlagen."

Der Jaun sah sie an. Als ihr Blick den seinen traf, mußte er zu Boden sehen und wußte nicht, warum. Aber er schüttelte den Kopf. „Es wird sich zeigen," murmelte er. „Anzeigen werde ich es."

„Anzeigen, du?" fragte die Clari-Marie. Da trat der Huber, der Löwenwirt, aus der Menge und zum Jaun und begrüßte ihn.

„Es ist nichts anzuzeigen," fuhr die Clari-Marie laut wie vorhin fort. „Eine Tragbahre schaffen könntet ihr und ihn hinabtragen ins Beinhaus! Ein Gewehrschuß, jawohl! Erfallen ist er und das ist sicher." Sie gab mit einer kurzen Bewegung ihrer Arme den Worten Nachdruck. Als sie das letzte sagte, war sie schon ihm Gehen. Sie schien jede weitere Entgegnung abschneiden zu wollen: Tut wie ihr wollt, glaubt oder glaubt nicht! Sie zog das schwarze Kopftuch fester und stieg bergab. Als sie sich hinwegwandte, war es wie ein Zwang auf den Bauern und ihren Weibern, eines nach dem

andern folgte ihr. Jaun und Huber standen mit dem Pfarrherrn zuletzt fast allein neben dem Toten, über den der Jacki, der Wildhüter, seinen Rock gedeckt hatte. Jaun sah sich unwillkürlich um, als es ringsum leer wurde. In langem Zug bewegten sich die gegen das Dorf hinab, die sich wortlos zur Partei der Clari-Marie bekannt hatten. Einige drehten die Köpfe nach ihm um; in dem und jenem Gesicht stand ein Hohnlächeln, auch finstere Blicke sah er, so als fluchten jene in sich hinein über den Hergelaufenen, der in ihre Angelegenheiten hineinredete. Aus der Reihe der Hintersten wandte sich der Jakob Jacki, der Wildhüter, strich sich mit der schweren Hand über das volle graue Haar, als ob er sich besänne, und kam dann in seinem schwerfälligen Schritt zurück. „Es kann nicht alles fortlaufen," sagte er herantretend, „es wird jemand die Bahre tragen müssen, wenn sie sie bringen." Die Worte waren halb an den Pfarrherrn gerichtet, er trat aber an diesem vorbei, noch immer wie in Gedanken, stellte sich neben den Toten und sah auf ihn nieder. Seine unter den eckigen Brauen hervorspähenden Augen glitten über den Leichnam hinaus, bald hierhin bald dorthin; einmal auch hob er plötzlich den Kopf und sah mit einem jähen und scharfen Blick hinter dem Rottalbauern her, der als einer der letzten in der Richtung nach seiner Hütte hin sich gemächlich entfernte, unterwegs die Pfeife ansteckte und, den Rücken den beim Gaden Stehenden zugewendet, stillstand, als läge ihm just an, zu zeigen, daß er keine Eile habe, von der Stelle, wo der Tote lag, wegzukommen.

Sechzehntes Kapitel

Die Cille war nicht weit mit denen gegangen, die plötzlich hinter der Clari-Marie die Stelle am Rottalgaden verlassen hatten. Mitten unter den andern blieb sie stehen, unbeholfen, so daß niemand merken sollte, auf wen sie harrte, und daß es doch alle merkten. Die an ihr vorbeigingen, stießen einander an: „Du, auf den Jaun, ihren Buben, wartet sie, die Cille.“ Ihr klopfte das Herz, das Blut stieg ihr auf; ihr Gesicht war heiß. Willkommen heißen mußte ihn doch einer, den Jaun — nach so langer Zeit!

Als die droben immer noch nicht kamen, tat sie Schritt für Schritt tiefer den Weg hinab. Endlich sah sie den Jaun mit dem Löwenwirt hinter ihr her kommen. Der Huber war wie eine Klette, er ließ jenen auf dem ganzen Weg nicht los. Aber am Zieglerhaus hielt der Jaun inne, sagte, daß er später nach dem Gasthaus herüberkommen wolle, und kam von dem eifrigen Manne frei. Die Cille war in den Hausflur getreten; sie stand ganz hinten im Flur, damit keiner sie sehe. Als er eintrat, schien es einen Augenblick, als wollte das steife, unbeholfene Weib die Arme auswerfen und sie ihm um den Hals legen, aber dann streckte sie nur eine der glasigen Hände aus und sagte ein kurzes „Tag, Bub!“ Nachher stand ihr in der weißen Hauteinsenkung unterhalb der Augen ein spärliches Naß.

Jaun drückte die ihm gebotene Hand. So wenig wie sie verstand er, zärtlich zu sein. Nur als sie sich umwendeten, um in die Stube zu treten, tätschelte er die Mutter mit einer unbeholfenen Armbewegung auf den Rücken. „So — so — wie geht es auch euch allen?"

„Gut — bah, gut —" sagte die Cille.

Da tat ihnen die Severina von innen die Stubentür auf. „Es war mir doch, daß Ihr es sein müßtet," sagte sie. In der Stube fand die Cille einen Weg, dem Heimgekehrten die Liebe zu zeigen. Sie rückte ihm einen Stuhl zurecht, schob ihn, der mit der Severina sprach, an beiden Schultern ihn fassend, darauf, ging selber in die Küche, suchte und rumorte und brachte Eßzeug und stieg in den Keller und holte aus dem einzigen kleinen Faß Wein für ihn. Als der Jaun ganz hungrig zu essen begann, setzte sie sich an ihren Platz oben am Tisch, und die Severina rückte auf der Fensterbank hinauf, bis sie dem Jaun gegenübersaß. Beide Frauen stützten die Arme auf den Tisch und neigten die Köpfe vor, als dürften sie die Augen nicht von den Zügen des Heimgekehrten nehmen. Dem war wie in seinem Leben noch nie. Wenn er aufsah, fiel sein Blick auf die schlanken, in dünnen Stoffärmeln wohl abgezeichneten Arme der Severina und auf ihr darüber hinauslugendes Gesicht. Er wurde rot und senkte die Augen eilig, aber wohl war ihm doch; er vergaß den Löwenwirt und sein Amt, und es war ihm, als sei er nur eben heimgelaufen — heim, dahin, wohin er gehörte.

Jetzt machte die Severina eine rasche Bewegung

und stand auf. „Warum kommt sie nicht, die Base Clari-Marie?“ sagte sie. „Die weiß wohl nicht, daß du hier bist. Ich muß sie gleich holen — gleich.“

Die Cille nahm die Arme vom Tisch, stand auf und setzte sich wieder, die Röte auf ihren Backen verschwand allmählich. Auf der Zunge hatte es ihr gelegen: „Bleib noch, Severina, laß noch einen Augenblick Friede sein!“

Der Jaun aß weiter, als die Severina gegangen war, aber es mundete ihm nicht mehr, er würgte an den Bissen. Die Worte gingen beiden aus. Die Cille suchte nach etwas, was sie sagen könnte. „In den ‚Löwen‘ gehst jetzt dann? Gelt?“ fragte sie endlich.

„Ja,“ sagte Jaun. Dann standen sie wo vorher. Keines wußte weiter. Sie lauschten heimlich beide auf nahende Schritte.

Jetzt knarrten die Flurbretter, aber es war nur die Severina. Sie kam langsamer zurück, als sie gegangen war. Fast leise trat sie in die Stube. „Sie kommt, die Clari-Marie,“ sagte sie, aber es war nicht mehr die freudige Hast von vorhin in ihrem Ton. Dann setzte sie sich wieder hinter den Tisch.

Der Jaun schob den Teller zurück. Eine ganze Weile sprach keines, dann hörten sie die Schritte, die solange nicht hatten kommen wollen. Die Flurbretter knirschten. Auf den lautlosen Werkstattschuhen kam die Clari-Marie gegangen, schlarpend, langsam. Als sie durch die Tür trat, stand der Jaun auf.

„So! Also noch einmal ‚Tag‘,“ sagte sie im Hereinkommen. Wie zufällig schob sie die Hände

unter die Kattunschürze. „Sitz doch,“ sagte sie zu Jaun. Der ließ sich plump auf den Stuhl fallen, von dem er sich eben erhoben hatte. Die Clari-Marie setzte sich auf die Ofenbank, dort, wo ehemals der Chrysostomus, ihr Vater, gesessen hatte. Sie nestelte jetzt an der Schürze, die unrein war, und legte sie ab, nun saß sie in ihrem schlichten schwarzen Gewand.

„Kommt doch da herüber, Base Clari-Marie,“ bat die Severina.

„Ich sitze gut da,“ gab diese zurück. Da nahm sich der Jaun zusammen. „Ach,“ sagte er mutig und fest, „seid jetzt nicht so, Base, habt doch Freude, daß ich da bin.“

Die Clari-Marie blickte ihn frei und ohne Zorn an. „Siehst, das ist jetzt so,“ begann sie ganz ruhig. „Das habe ich dir immer zu wissen getan. Wenn du ein Doktor wirst, so ist deine und meine Freundschaft zu Ende. Da ist jetzt nichts mehr zu markten.“

„Aber warum? Eher stolz sein solltest! Was ist nicht geworden aus dem Bub!“ fuhr die Cille jäh in einer an der Stillen völlig fremden Erregung dazwischen. Die Clari-Marie warf ihr einen langen Blick zu. „Was er gelernt hat, das paßt nicht mehr zu mir,“ sagte sie ganz ruhig, „und ich bin zu alt, ihm noch nachzulernen. Er zu neu — ich zu alt. So kommen wir halt nicht zusammen.“ Als sie das, Wort für Wort überdenkend, gesagt hatte, stand sie auf, schob ihre bauschigen Röcke zurecht und näherte sich der Tür. „Und auch das,“ fuhr sie fort, „zum falschen bist gegangen, Bub, zu dem im ‚Löwen‘, dem Fremden! Der und einer,

der's mit dem Dorf ehrlich meint, können nicht zusammengehen." Sie legte die Hand auf die Klinke. Der Jaun hielt den Kopf gesenkt und saß am Tisch, eckig, aufs Maul geschlagen, just wie er als Bub gesessen hatte. Er hatte kein Wort der Gegenrede. Schon halb im Flur wendete die Clari-Marie noch einmal das breite, farblose Gesicht. „Ich habe zu tun in der Werkstatt," sagte sie, „noch eine Stunde vielleicht, nachher, wenn ich wieder hereinkomme, wäre es mir schon recht, wenn wir nicht mehr zusammenkämen. Das ist jetzt einmal so: Unsre Freundschaft ist in zwei Stücken."

Die Clari-Marie wartete keine Antwort ab. Mit demselben schweren schlurfenden Schritt ging sie hinaus, mit dem sie gekommen war. Als die Haustür zufiel, stand der Jaun auf. Er suchte nach seinem Hut, den er auf einen Stuhl gelegt hatte. Der Kopf hing ihm auf die Brust; das Gesicht zuckte einen Augenblick, wie es dem Bub gezuckt hatte, wenn ihm das Flennen nahe war. „So will ich jetzt gehen," sagte er.

Da stand die Cille neben ihm, lang, aufrecht, die Augen feucht. „Wenn du mich brauchst, auf mich kannst zählen," sagte sie.

„Ja, ja, Dank," sagte er, drückte ihr die Hand und lächelte selbst. Als er darauf der Severina die Hand zum Abschied hinstreckte, trat sie dicht an ihn heran, hatte glühende Backen und glänzende Augen. „Weißt," sagte sie hastig und fast leise, „schlecht mußt doch nicht denken von der Base Clari-Marie. Nur nicht immer verstehen kann sie eines. Sie ist anders als alle andern. Aber eine Gute ist sie doch!

Wirst es schon sehen, wenn du Bescheid weißt im Dorf." Sie hatte seine Hand gefaßt und drückte sie mit ihren beiden, als müßte sie ihn durch die Bewegung überzeugen. Er aber spürte nur den Druck der weichen Finger und das Herandrängen ihrer Gestalt. Das Blut stieg ihm zu Kopf. „Ade!" sagte er hastig und völlig verwirrt und ging.

Am andern Tag war im Isengrund ein Begräbnis. Jaun, der Doktor, stand am Fenster seiner Stube im „Löwen" und sah auf die Straße nieder, als sie mit dem Sarg von der Kirche her ins Dorf und dem Friedhof zu zogen, eine lange schwarze Reihe von Männern und Weibern. Die Glocken klangen über sie hin, die Lüfte schwangen von den hellen, schwellenden und sinkenden Erzklängen. Sie begruben den Scharfegghüttler. Die vom Rat schritten hinter seinem Sarg, da er nähere Verwandte im Ort nicht hatte. In der ersten Reihe der Weiber, die dem Zuge der Männer folgten, ging die Clari-Marie. Es war ihm, als sei der jetzt der Gedanke im Kopf: In die Grube mußt fahren, Scharfegghüttler, daß keiner mehr lang zu fragen braucht, wie und wann du gestorben bist! Und er, der Jaun, hatte heute früh einen Bericht an die zuständige Polizeidirektion geschickt: „Pflicht meines Amtes als Arzt in hiesigem Ort bringe ich zur Kenntnis, daß die Leiche eines hierorts gestern tot aufgefundenen Bürgers, Tobias Wipfli, eine tiefe Schußwunde an der linken Schläfe aufgewiesen, alle Anzeichen auf fremde Gewalttat, nicht aber auf Selbstmord schließen lassen."

Indessen zog der Zug unten weiter dorfein. Der

Sarg und die vordersten der Leidtragenden verschwanden schon zwischen den Häusern. Nun setzten die Glocken aus. Die Schritte der Gräbtleute klangen dumpf herauf; das Murmeln der Betenden mischte sich damit; es gab ein Geräusch wie ein dumpfes Murren. Da war es dem Jaun, als murrten sie wider ihn. Der Trotz, der in der Haltung der Clari-Marie lag, schien plötzlich allen eigen zu sein. Mit störrischer Langsamkeit zogen sie unten vorbei. Der Jaun fühlte seine Kehle verschnürt. ‚Gestern bist eingezogen, heute hast schon das ganze Dorf gegen dich!' Es war ihm übel zumut, wie einem nicht Uebertapferen am Vorabend der Schlacht. Fast wäre ihm lieb gewesen, daß er die Anzeige an die Polizei unterlassen hätte! Dennoch wußte er, daß er sie wieder versenden würde, wenn sie noch nicht abgegangen wäre. Pflichttreu war er immer gewesen. Sonst hätte er es nicht dahin gebracht in der Studienzeit von St. Felix, dahin, wo er jetzt stand.

Siebzehntes Kapitel

Der Gemeinderat vom Isengrund hatte einen schlimmen Tag. Im „Löwen" in der Wirtsstube saßen der Verhörrichter und andre Untersuchungsbeamte. Als die vom Rat, vorgefordert, Rede gestanden, warum über die Art, wie der Scharfegghüttler gestorben, nicht weitere Untersuchungen gepflogen worden, fuhren die Beamten an ihren Tischen zornig und mit harter Rede auf. „Ins

Loch gehörtet ihr alle, ins Loch gehört ihr: einen Menschen zu verscharren, von dem nicht erwiesen, ob er nicht durch ein Verbrechen ums Leben gekommen ist!"

Einer der erschrockensten unter den Dorfvätern ließ den Namen der Clari-Marie laut werden.

Was die sei und was er mit der wolle? fragte einer vom Gericht.

Nun, untersucht habe sie den Toten und die Hebamme sei sie, eine gute dann erst noch, beim Eid, eine gute. Die Ueberzeugung, daß sie mit dem Lob eher zu wenig als zu viel sagten, gab denen vom Rat die verlorene Fassung wieder; auf ihren schweren Schuhen, die rauhen zertragenen Filzhüte wider die Brust gedrückt, standen sie da.

Ueberhaupt, die Clari-Marie wisse wohl, was sie rede, murrte der Präses, der stämmige mit dem kropfigen Hals und der bedächtigen Art. Er sprach laut und zornig; es paßte ihm schlecht, daß die vom Tal herauf in seine Gemeinde hineinregieren kamen.

„Hol einer das Wundertier, die Clari-Marie," sagte der Beamte von vorhin wieder, der ein junger und eifriger war, kurz erst mit seinem Studium zu Ende und in die Stellung eingerückt. Der Weibel sah den Präses an, als der nickte, ging er hin und holte die Clari-Marie. Inzwischen flüsterten die Beamten zusammen, der Protokollführer ging hinaus und sprach mit dem Löwenwirt. Der ordnete nachher ein paar seiner Taglöhner nach dem Kirchhof ab; die streitige Leiche sollten sie ausgraben. Drinnen in der Stube standen auch die Isengrunder Bauern beisammen, in eine Ecke gedrängt. Einer sah dem

andern über die Achseln nach den miteinander verhandelnden Beamten hin; selber sprachen sie wenig. Der eine und der andre hob den Kopf wieder höher; in ein paar Augenblicken mußte eine da sein, die sich vor denen da nicht fürchtete.

Die Clari-Marie kam. „Geh voraus, du, so weiß ich, wo ich hin muß," hörten sie ihre Stimme im Flur schallen. Da trat der junge Weibel vor ihr herein. Sie selber ging, wie sie immer ging. Ihr Gewand war schwarz und ihr Gesicht gelbweiß, ein großes Tuch hatte sie lose um die Schultern genommen, ein Kopftuch über die Haare gelegt; das schob sie in den Nacken, als sie vor den Untersuchungsbeamten stand, mit der Hand strich sie das ergrauende Haar langsam und fest am Kopf glatt.

„Nun, Frau," fuhr der junge Beamte sie polternd an, „es scheint, Ihr wißt nicht genau, wo das angeht, was Euer Amt ist, und wo es aufhört."

Sie sah ihn fest an, fast erstaunt. „Nein, das weiß ich nicht," gab sie ruhig zurück, „da oben hat einer dem Namen nach ein Amt und muß zehn andre verstehen. Wir sind unser nicht so viele wie bei euch in der Stadt, Herren!"

Hier mischte sich ein grauhaariger Herr ins Gespräch, einer, der schon lange unten im Hauptort, in Altstadt, sein Amt versah und die Verhältnisse des Landes kannte. Er kannte auch die Clari-Marie. „Gut' Tag, Frau," grüßte er. Sein Wesen war freundlich. „Sagt frei heraus, was Ihr von dem Scharfegghüttler und wie er umgekommen ist, wißt," munterte er sie auf.

Die Clari-Marie wendete sich ihm zu. „Was

soll ich mehr wissen," sagte sie, „die" — sie wies auf die vom Rat — „werden es wohl gesagt haben, erfallen ist er, der Wipfli."

„Eben nicht erfallen ist er," fiel der junge Verhörrichter wieder ein; aber seine Stimme klang zahmer; sie war kein gewöhnliches Weib, diese Clari-Marie.

Diese sah auf. „So," sagte sie, während ihre Nüstern sich in leisem Zorn blähten, „hat der Jaun, der Doktor, euch die Weisheit berichtet?"

Der Richter bekam einen roten Kopf. Er wollte barsch antworten; aber er mäßigte sich. „Wie kommt Ihr dazu, die Möglichkeit, daß der Wipfli erschossen worden sei, zu allem vornherein abzuleugnen?" fragte er.

„Weil keine Möglichkeit ist."

„Warum nicht?"

„Wir sind fromme Leute da oben im Isengrund. Glaubt Ihr, daß Beten und Morden in einem Atemzug geht?"

„Kann nicht ein Fremder ins Tal gekommen sein?" warf einer der Beamten ein.

„Es ist keiner ins Tal gekommen; man weiß hier, wann einer kommt," gab die Clari-Marie zurück. Der Protokollführer schrieb. Dann fragten die Herren weiter, bald die Truttmannin, bald die vom Rat. Die Clari-Marie hatte nur ein klares Wort: „Gebt euch keine Mühe, Herren! Da oben geschieht so etwas nicht — nicht, solang uns die Fremden nicht ins Tal kommen, für die vom Isengrund will ich gutstehen. Und erfallen ist er, der Wipfli."

Nach einer Weile gaben die Beamten es auf, andres herauszubringen. Sie entließen die Zeugen. Sie selber gingen nach dem Beinhaus, die ausgegrabene Leiche zu besichtigen. Der Jaun, der Doktor, begleitete sie.

Als sie eine Stunde später das Dorf verließen, blieb ein Gerede zurück: „Es wird doch ein Straffall werden, das mit dem Scharfegghüttler!"

„Zuerst müssen sie einen haben zum Strafen," meinten andre. In allerlei Wispern lief das Geklatsch aus. Das Wispern wollte nicht stumm werden, als der Tag ging und der nächste kam und der andernächste. Die Clari-Marie, die da und dort im Dorf zu tun hatte, hörte, daß in ihrem Rücken etwas rumorte, hörte aber nicht, was. Plötzlich fing sie einen Namen auf. „Der vom Rottal, der Furrer!"

Sie wußte, was sie meinten. Wäre sie nicht das starke Weib gewesen, sie würde aufgeschrien haben, denn das Herz schlug ihr wild wie in ihrem Leben noch nie. Aber sie biß nur die Zähne zusammen, hatte starre Züge und schwieg. Daheim, wo sie in einer Kammer eine ungestörte Stunde hatte, sann sie nach, legte sich alles zurecht, was ihr vorher blitzähnlich durch den Sinn gefahren. Konnte er es tun, der Furrer? Geizig war er, geldgierig, aber zeitlebens hatte er sich die härteste Mühe nicht reuen lassen, zu Gelde zu kommen! Warum sollte er da plötzlich — da fiel ihr das Schaf ein, das Tier, das er vor ihren Augen mit rohem Stoß zum Tode gebracht hatte! Es rann ihr kalt über den Rücken. Ob es möglich wäre,

Herrgott, ob es menschenmöglich wäre! An demselben Abend — ohne ein Wort zu den andern, wohin sie ging — stieg sie nach dem Rottal, schwerschrittig, entschlossen. Es dunkelte schon, als sie das Dorf verließ. Als sie nach der Rottalhütte kam, war es Nacht. Mit roten, trüben Fenstern schaute der Holzbau auf sie nieder. Nun trat sie in den Schatten des Gadens, jetzt auf die Stelle, wo der Tote gelegen hatte, der Wipfli. Sie war keine, die sich fürchtete; sinnend blieb sie einen Augenblick stehen, legte sich noch einmal zurecht, wie sie den Scharfegghüttler gefunden hatten. „Freilich muß er erfallen sein," murmelte sie und untersuchte mit der Hand die scharfe Steinecke am Gadenunterbau. Als ob da nicht einer sich ein sauberes Loch in die Schläfe schlagen könnte! Nun stieg sie nach der Hütte hinüber. Deren Tür stand weit offen; die hatten, wie es schien, da oben keine Scheu vor Besuch. Die Sorglosigkeit, die in dem kleinen Umstand lag, besänftigte ihre Erregung. Sie trat über die Schwelle und tastete sich durch den schwarzen Flur. Weil sie langsam ging, übertönten ihre Schritte das laute Murmeln einer Stimme nicht, die aus der Stube kam. Sie stand unwillkürlich still; drinnen sprach der Bauer, der Furrer. Sie wollte nicht lauschen, aber der Klang seiner heiseren Stimme hielt sie doch fest. Er betete, nein, er las vor, aus der Bibel las er, und es war ganz feierlich, wie er las, ruhig, friedlich wie einer, der es mit frohem Herzen darf nach hartem Tagewerk. Sie atmete auf, es war ein zitternder Atemzug; langsam wälzte sich ihr eine Last vom Herzen. Wer so fromm

war, der hatte keine Todsünde auf dem Gewissen! Jetzt legte sie die Hand auf die Klinke und trat in die Stube. Die Lampe brannte rauchig und elend an der schwarzen Decke. Der Furrer saß am Tischende, eine Brille auf der Nase, das Buch in den beiden breit vor auf den Tisch gestützten Händen; die Furrerin hatte an der Fensterseite des Tisches Platz und nähte. Sie sahen beide ganz gelassen auf, als die Tür ging, als wäre heller Tag, Zeit, da Besuch nichts Ungewöhnliches war.

„Guten Abend," wünschte die Clari-Marie.

„Woher kommst du noch?" fragte der Furrer. Sein Weib legte die Arbeit hin und die Arme auf den Tisch und sah die Schwester gespannt an. Die rückte einen Stuhl vom Tisch und setzte sich zu ihnen.

„Etwas zu reden hätte ich mit euch," begann sie.

Der Furrer klappte sein Buch zu. Der trübe Lampenschein reichte just hin, ihm und seinem Weibe in die fahlen Züge zu zünden. Die Umrisse seiner eignen hageren Gestalt und der schmächtigen seines Weibes flossen fast mit dem Dunkel der Stube zusammen. So traten nur die Gesichter scharf hervor. Die hatten nie viel Farbe getragen, und vor allem die Furrerin ging seit mehr denn einem Jahre herum wie das leibhaftige Elend. Die Clari-Marie konnte nichts Fremdes in ihren Zügen entdecken, nur ihre Augen leuchteten sonderbar aus den tiefen Höhlen, halb als blendete sie etwas und müßte der Blick zur Seite weichen, halb als spräche eine Gier aus ihnen. Aber so schauten sie manchmal. Die Cille, wenn sie hart von ihnen sprach, sagte: „Er leuchtet ihnen aus den Augen, der Geiz."

„Was ist?“ fragte der Furrer gemächlich.

„Was ist denn?“ wiederholte die Trini, sein Weib. In der ihrer Stimme zitterte Ungeduld.

Die Clari-Marie legte wie sie die Hände auf den Tisch und legte sie ineinander. „Schwager, weißt, was sie jetzt im Dorf sagen?“ fragte sie unvermittelt. Dabei begegnete sie dem Blick des Bauern, der blinzelte ein wenig. Aber er rührte sich nicht.

„Was schwatzen sie wieder?“ fragte er.

„Weißt etwas vom Wipfli, Schwager, davon, wie er gestorben ist?“ fragte die Clari-Marie laut.

„Geradeso viel wie die andern,“ sagte er fast gleichgültig. „Einzig, daß ich ihn zuerst gefunden habe.“

„Bah ja,“ warf sein Weib ein.

Die Clari-Marie dämpfte ihre Stimme. „Jetzt sagen sie — das Gericht ist dahinter — es will eine Verhandlung geben, scheint's — und du — dich wollen sie holen, Schwager.“

Der Furrer sah sich um, sein Weib sah er mit einem langen, scharfen Blick an. „Gott verdamme sie!“ fluchte er. Die Verwünschung kam aus dem hageren, steilen Manne heraus wie etwas, das aus seinem Herzinnern sich heraufarbeitete und mit wildem Ruck über die Lippen fuhr. Er zitterte fast, so grimmig war der Fluch. Die Trini überlief ein Schauder; aber das mochte ein Zucken sein, das ihren elenden Leib manchmal ankam.

„Da hast es wieder,“ sagte sie mit scharfer, sicherer Stimme zu dem Bauern, „ich habe dir gesagt, du sollst ihn liegen lassen, den Toten, und dich

nicht darum kümmern. Sie sind uns immer aufsässig gewesen, die vom Dorf, alleweil."

„Jeden Brotbissen vergönnen sie einem, die Halunken," fluchte der Furrer.

Die Clari-Marie verwandte kein Auge von seinem Gesicht. „Meinst, wirst schwören können, Schwager?" fragte sie so laut, daß die Gesichter der beiden gleichzeitig sich ihr zuwandten. „Meinst, kannst schwören, daß du es nicht gewesen bist?"

Da stand er auf, lachte laut und roh. „Du kommst mir recht in meinem eignen Haus, du," sagte er.

„Kannst schwören?" fragte die Clari-Marie unbeirrt. Sie erhob sich auch, und hatte in dem Augenblick mehr von zwingender Würde an sich als die ganzen Verhörrichter zusammen, die des Falles halber nach dem Isengrund gekommen waren.

„Beim Eid kann ich," brüllte der Furrer und hob an, mit Schritten die Stube zu messen, vor denen die Wände zitterten.

„Natürlich kann er," keifte die Trini schrill dazwischen.

Die Angst war noch nicht völlig aus der Clari-Marie Gesicht gewichen; vielleicht sah es der Bauer. In einer Art Wutanfall sprang er an den Tisch.

„Glaubst etwa nicht?" schrie er die Truttmannin an. Dann ergriff er das Buch, in dem er gelesen hatte. „Da, sieh," sagte er, war leichenfahl und hob das Buch mit beiden Händen. „Bei dem, was ich da in Händen halte, bei meiner Seele Seligkeit, von dem Scharfegghüttler weiß ich nichts!"

„Bei Gott und der heiligen Jungfrau und

allen sieben Schmerzen weiß er nichts," eiferte die Furrerin.

Die Clari-Marie nickte. „Ja, ja," sagte sie, und es war, als zerschmelze in ihrem Gesicht etwas Eisiges. „Ich — es ist ja nicht möglich, daß einer so etwas hat tun können, einer von hier herum."

Der Furrer warf sich ächzend wieder auf seinen Stuhl. „Da — da — das —" stieß er hervor, kopfschüttelnd, als erkenne er erst die Schwere dessen, des man ihn bezichtigte. „Das ist nicht zum glauben, was einen ankommen kann im Leben." Wie zufällig faßte er wieder nach der Bibel. „Da muß ich schon noch ein Gesätzlein lesen — nur damit — daß — daß man sich vor Wut nicht versündigt," sagte er keuchend. Und er schlug das Buch auf, sah von ungefähr hinein und las murmelnd.

„Lies laut," sagte sein Weib. Da las er laut, und sie wußte so wohl Bescheid, daß sie ihm die Bibelstelle geläufig nachsprechen konnte. Sie falteten die Hände unter dem Stammeln, rückten einander näher, als verlangte eins nach dem andern. Ihre Art war wie Inbrunst und dann wieder wie Gier.

Die Clari-Marie fühlte, daß die Zweifel von ihr glitten. Es war nicht möglich, daß einer sich so verstellte. Die konnten von nichts Bösem wissen, der Schwager und die Schwester. Die taten ihre Christenpflicht, taten sie mehr als gut. Die strenggläubige Frau schalt sich selbst, daß sie an ihnen, den Frommen, gezweifelt hatte. ‚Zu denen stehst du, Clari-Marie,' gelobte sie sich. Auf einmal hallte auch ihre tiefe Stimme in das Murmeln der andern. Sie sagte ein Vaterunser. Als sie endete, setzten

auch die zwei andern unwillkürlich aus. „Ich gehe jetzt," sagte die Clari-Marie und reichte ihnen die Hand. „Schon zu euch halten will ich," sagte sie und dann: „So, ade!"

Sie ging.

„So, ade!" wiederholten in ihrem Rücken die Furrerschen.

Als sie durch den Hausflur sich entfernte, konnte sie noch hören, wie der Bauer weiterlas.

Am nächsten Tag stiegen dennoch die Landjäger nach der Rottalhütte. Eine Weile später war die Hütte geschlossen. Der Bauer und sein Weib schritten zwischen den Polizisten durchs Dorf und talab.

„Jesses, jesses, habt ihr gesehen?" gellte es durch das Dorf nachher. „Sie haben sie geholt, die vom Rottal."

In der Straße stand das Volk in Haufen. Die Clari-Marie trat unter sie, ruhig, und doch ein seltenes Zornrot auf den Wangen. „Sie werden schon sehen, was das kostet, die da unten im Tal," sagte sie, „zwei am heiterhellen Tag mit den Landjägern fortzuführen, die kein Stäublein schuld haben."

„Sie werden schon sehen," drohten die vom Isengrund ihr nach.

Im Abenddunkel kam die Severina dem Jaun, dem Doktor, der vom „Löwen" hinweg und auf der völlig menschenleeren Straße dorfauswärts sich erging, nachgeschlichen. „Ich habe dich da hinausgehen sehen," keuchte sie. Sie war so plötzlich neben ihn geglitten, daß er zusammenschrak. Nun lag ihre hagere Hand auf seinem Arm und hielt ihn

fest, er sah ganz nahe ihr schmales weißes Gesicht, und aus dem Dunkel leuchteten die Augen, standen groß darin und glänzten fiebrig. „Jesus Maria, Jaun," stammelte sie, „sie haben den Vater und die Mutter geholt, die Landjäger."

„Ja," sagte der Jaun; in seinem Leben war er nie unbeholfener gewesen.

Die Severina faßte seinen Arm jetzt mit beiden Händen, sie hing sich fest an ihn und zitterte vor Angst und Erregung. „Jetzt — jetzt," fuhr sie hastig weiter, „weißt, die andern kann ich nicht fragen. Die Base Cille redet nicht und die Base Clari-Marie ist zornig, und ich darf ihr nicht sagen, daß ich einen Zweifel habe, und dann der Hansi, der hat Streit mit Vater und Mutter seit dem letzten Holzschlag, weil der Vater ihm den Taglohn nicht geben will, und — und niemand kann ich fragen — und — mein Gott und Vater — Jaun —" Ihre wirren Worte überstürzten sich. Sie schluchzte plötzlich. Da löste Jaun seinen Arm aus ihrem Griff und legte ihn um ihre Hüfte; er fürchtete sich fast, sie anzufassen, und hielt sie, als wäre ihre schmächtige Gestalt aus dünnstem Glas. Das Herz klopfte ihm, sein Kopf war glühend rot; er wollte reden, aber kein einziges Wort fiel ihm ein.

Da faßte sich die Severina wieder. „Sag doch, du — meinst — kann es sein? — Nein, nicht — gelt? Sie sind schon eigne, der Vater und die Mutter, aber so etwas — nein, gelt, so etwas, was sie sagen, das kann ja nicht sein?"

In Jaun schrie eine Stimme: Sie sind's, die vom Rottal, sie sind's! Aber vor der Severina

hätte er die eigne Ueberzeugung verleugnet und wenn es um seine Seligkeit gegangen wäre; denn ihre Angst machte ihn willenlos. Er wußte kaum, was er tat und sagte. „Was denkst, was redest! Wirst sehen, in ein paar Tagen sind sie wieder da," flüsterte er ihr zu. „Im Ernst glaubt es niemand von ihnen, von deinem Vater und deiner Mutter." Er strich dabei dem Mädchen unbeholfen über Haar und Wange, über Achsel und Arm, und sah mit seinem heißen Gesicht auf sie nieder.

Sie hing den feinen Kopf. „Jetzt sind wir verschrien im Dorf, der Vater und die Mutter und wir Kinder," sagte sie.

„Was denkst," tröstete er. „Wenn sie frei sind, nachreden darf ihnen keiner etwas."

„Ja, ja," gab sie zu. „So will ich jetzt wieder," ermannte sie sich dann und trat von ihm hinweg. Er ließ mit linkischer Bewegung den Arm sinken, als er fühlte, daß sie fort wolle.

„Severina!" kam da ein Ruf durch die Nacht. Die Cille rief drüben am Zieglerhaus.

„Sie rufen schon," sagte die Severina, sah sich nicht um und stob davon.

Der Jaun stand da und sah die Stelle an, wo das Dunkel die schlanke Severina aufgenommen hatte. Und auf einmal packte es den eckigen, langsamen Menschen: In all der Zeit, in der er vom Bergland fort gewesen, in seinem ganzen Leben hatte er noch nie ein so schmerzliches Empfinden gehabt, ein solches Verlangen, einen solchen Hunger wie jetzt danach, daß die Severina noch da neben ihm wäre, die Severina, die er doch kaum hatte anrühren dürfen.

Lange stand er, der Zähe, der gearbeitet hatte wie kein andrer und aus dem Geißbub ein Doktor geworden war. Alle Arbeit und alles Wissen und das Pflichtgefühl, das ihn den Mord hatte aufdecken lassen und die Pflichten, die sein neues Amt ihm auflegte, alles war ihm wie Wind in dem Augenblick, und alles das kümmerte ihn nicht; denn das Herz tat ihm weh, und das Herz schrie: Wenn sie doch noch da wäre, die Severina!

Achtzehntes Kapitel

Es schneite noch einmal! Schon war es gewesen, als sollte Frühling werden. Sonne und Föhn hatten mit emsigen Besen den Winterwirrwarr von den Lehnen geräumt, und auf einmal kam der graue Machthaber zurück. Im Nordwind brauste sein Lachen, die Nebelverhänge riß er über den Himmel, und über Berge und Matten und Dorf warf er die weißen, lastenden Schneedecken.

Als es zu schneien aufhörte, begann ein sonderbares Leben in den Lüften ob dem Isengrund; die Nebel wanderten, lautlos, langsam, wie ineinander quellende Rauchschwaden. Jetzt stand ein schwarzer Felsturm inmitten der schwebenden Schleier, düster, dräuend wie ein gewappneter Riese im Qualm der Schlacht. Dann kam es aufs neue gefahren, langsam und weiß und erstickend, langte mit Armen an ihm hinauf und griff mit Armen ihm über die breite Brust und löschte ihn aus, als ob er nie gewesen wäre. Eine Schneezinne leuchtete fahl,

hoch über den Schwaden. Auch die versank. Es war eine langsame Unruhe ob dem Isengrund, ein Kriegen und Siegen, und weil es so still war, war es so groß.

Auf einmal fuhr blitzend und strahlend eine goldene Lanze in die Wolken. Nun glänzte der Fels, wenn er aus den Nebeln tauchte, und die Schneezinne glühte, und wo vor dem Himmel ein Schleier zerriß, funkelte das Blau. Die Sonne kam.

Die Sonne war schon auf den Gassen von Isengrund mächtig, als, fast aus allen Hütten strömend, das Volk im Feiertagsgewand vor dem „Löwen“ sich sammelte. Der Neuschnee schmolz; denen, die auf den Straßen daherkamen, hing er wässerig und in großen Klumpen am schweren Schuhwerk, und wo sie gegangen waren, war ein brauner, kotiger Schuhabdruck zu sehen, lag die Straße bar.

Die Schar am „Löwen“ stand da, als gelte es ein Begräbnis, kein lautes Wort ging unter ihr. Die vom Rat hatten sich auf einen Klumpen versammelt, sie unterhielten sich in abgebrochenen Sätzen; anderorts tuschelten ein paar Weiber. Der Pfarrherr stand allein dort, wo die Straße dorfauswärts bog, und stocherte mit dem schweren Schirm im Schnee. Zuweilen fuhren ein paar Köpfe nach der Richtung hin, wo der Rothornweg in die Hauptgasse einmündete.

„Kommt sie noch nicht?“ murmelte ein Bauer.

„Sie kommt lange nicht,“ ließ sich ein andrer vernehmen, stopfte die Hände fester in die Hosentaschen und wiegte die schwere Gestalt in langsamer Ungeduld hin und her.

Da bog die Clari-Marie um die Ecke am Rothornweg. Bewegung kam in die Schar. Der Pfarrer setzte den Schirm ein und hob an, dorfaus zu schreiten. Die vom Rat machten sich auf. Langsam wendete sich ein Mann nach dem andern, ein Weib ums andre. In Knäueln und einzeln, eine lange Linie, zogen sie dorfaus. Die Männer trugen die rauhen Filzhüte, dunkle Kopftücher die Weiber. Die Clari-Marie schritt anfänglich unter den letzten, sie sprach mit keinem groß, ein „Tag" nahm sie ein, ein „Tag" gab sie aus, je nachdem sie an einen oder eine kam, die sie noch nicht gesehen hatte. Und unwillkürlich ließen alle sie vorbeigehen, so daß immer mehr von der Schar hinter ihr zurückfielen, als gehöre sie an die Spitze. Der kleine Haufe derer vom Rat, die mit dem Pfarrer ganz vorn gingen, nahm sie zuletzt auf. Unter denen schritt sie wegabwärts, breit, mit fast plumpem und doch mühelosem Gang. Es war ein seltsames Bild, wie die einzelne Frau inmitten der Männer schritt. Sie umgaben sie wie eine Wache; keiner dachte daran, in einer besonderen Ordnung zu gehen, aber jeder wollte hören, was die Clari-Marie sagte, und in einzelnen kurzen Sätzen ging im Abwärtsschreiten eine Unterhaltung zwischen ihr und ihnen. Sie trug ihr schwarzes Gewand, am Arm hing ihr das schwarze gestrickte Tuch. Der Scheitel war frei, und das Haar schien silberig in der Sonne; über die Clari-Marie kam allgemach ein Schnee, den kein Föhn mehr vertreibt. Der breite Rücken wölbte sich mehr denn früher, es zog etwas den Oberkörper leise vornüber. Aber jetzt, während sie Wort für Wort kurz, scharf heraus-

stieß, wenn sie dem und jenem Bescheid gab, fuhr ihr Kopf manchmal in die Höhe, dann leuchtete die gelbweiße Stirn und der Blick der grauen Augen blinkte.

Langsam, mit hängenden Köpfen zogen sie wegab, das Gewicht des Körpers ruckweise von einem Bein aufs andre werfend. Dasselbe zähtrotzige Schreiten wie immer! Der Schnee spritzte auf, wo sie die ungelenken Füße hinstellten.

An der Lände unten lagen große Nauen. Die Schiffsleute traten aus dem Wirtshaus, als die vom Isengrund ankamen. „Wohl, wohl, heute erleidet's die Fahrt," meinte einer.

„Gerade eine Arbeit, das ganze Volk hinüberzubringen," murrte ein andrer.

Dann traten sie an die Ruder, je zwei für jeden Nauen. Und wieder traf es sich, daß die vom Rat und die am meisten galten im Isengrund mit der Clari-Marie im Nauen standen, so daß sie das einzige Weib unter den Männern blieb. Sie achtete nicht darauf, setzte sich und sprach, während sie abfuhren und die einstündige Fahrt hindurch wenig mehr, als die Männer mit Fragen ihr abzwangen. Am Seedorfer Ufer stiegen sie aus, gingen ins Dorf und fanden zwei Leiterwagen an einem der Wirtshäuser schon eingespannt warten. Die vom Rat hatten gesorgt, daß die Fahrt zum Gericht nichts unterbrach. Auf den Wagen fuhren sie Altstadt zu. Die Wagen schlugen und holperten; es rüttelte die Bauern, und keiner sah just vornehm aus; aber als sie in Altstadt durch die Hauptstraße nach dem Gerichtsgebäude fuhren, hingen doch viele

Blicke an dem schweren, ungelenken Weibe, das inmitten der Männer saß. „Das ist die vom Isengrund,“ zischelte es in den Straßen, „die, die so viel weiß, die Clari-Marie.“

Das Gerichtsgebäude stand auf einem freien Platz, ein alter, fester Bau; seit Jahrhunderten entschieden sie darinnen über Recht und Unrecht. Als die vom Isengrund das düstere Haus zu Gesicht bekamen, ging eine Bewegung durch die ganze Schar. Es mochte sein, daß einer und der andre ein „Jetzt sind wir da,“ sagte, doch war es wieder, als spräche keiner und ginge es nur wie ein Aechzen von einem zum andern. Sie kletterten langsam und unbeholfen von den Wagen, zögerten, schnitten verlegene, fast ängstliche Gesichter und schauten die große offene Tür an. Nur die Clari-Marie, als sie ihr vom Wagen geholfen hatten, sah sich nicht um, wartete nicht, sondern ging durch die Tür hinein. Ihr zur Seite hielt sich der Jakob Jacki, der Führer, der Aufrechte, der nicht menschenscheu war wie die andern. Er wandte das knochige Gesicht mit den scharfen blauen Augen nach den andern um. „Nun — kommt,“ winkte er, da schnauften einer und der andre und Männer und Weiber drückten sich gemächlich, schwerfällig durch die Tür.

Eine Weile später saßen sie im kahlen Zeugenzimmer auf den Bänken, die längs den Wänden liefen. Von dort wurden sie einzeln, manchmal zu mehreren in den Gerichtssaal gerufen. Dieser Saal hatte mit dunkelgebeiztem Täfelwerk verkleidete Wände. Durch große Fenster leuchtete die Sonne hell, die über dem Isengrund aufgegangen war, als

die Dörfler dort weggezogen. Aber zu beiden Seiten jedes Fensters hingen schwere grüne Vorhänge herab, die die Helle dämpften; so war ein trübes Licht im Saale, und weil die Richter und Geschworenen, die hinter in Hufeisenform stehenden Tischen saßen, kaum je untereinander halblaut ein paar Worte wechselten, nur einer von ihnen auf einmal sprach, bedrängte den Eintretenden eine lastende Feierlichkeit, die sich einte mit dem gedämpften Licht und eine trübe, schwere Stimmung erzeugte.

Auf einer Bank, einen Landjäger zur Rechten, einen zur Linken, saßen der Furrer vom Rottal und sein Weib, karg, arm, mit hageren und bleichen Gesichtern wie immer. Die Bäuerin hatte schmale Lippen und einen gehässigen Zug um den Mund; der Bauer schoß Blitze aus den scheuen, tiefliegenden Augen.

Einer der Beamten ging hinüber ins Zeugenzimmer und sah sich hochnäsig um. „Seid ihr alle da?“ fragte er und tat, als zählte er.

Die vom Isengrund hockten, als ob sie keine Mäuler hätten.

„Habt ihr euch nach Unterkunft umgesehen?“ fragte der Beamte wieder und im selben halb verächtlichen Ton; „vor vier Tagen sind die Verhandlungen nicht zu Ende.“

Wieder hockten sie alle still. Nur Jakob Jacki sah den Altstädter mit einem Blick an, der diesen sonderbar unsicher machte. „Wir werden schon unterkommen, wenn's nötig ist,“ sagte jener.

„Kaib!“ knurrte ein junger Bauer, als der Beamte sich entfernte. Dann sahen sie einander an.

Vier Tage? „Gott verflucht!“ schimpfte einer. Der Fluch sprang von Mund zu Mund.

Da kam ein Weibel und rief die Clari-Marie auf — die zuerst! Sie legte ihr Tuch weg und legte die Arme übereinander; in der einen Bewegung lag eine sonderbare Kraft, es war wie ein Sich-wappnen; die schwere, plumpe Gestalt war wie aus einem Guß.

Die vom Isengrund saßen von da an Stunden und Stunden auf ihren Bänken. Die Clari-Marie kam nicht zurück. Sie behielten sie den ganzen Nachmittag im Saal, sie allein. Endlich, als es Abend wurde, kam sie heraus, neben ihr ging ein schwarzgekleideter Mann. „Ein Fürsprecher,“ erklärte der Jakob Jacki den Dörflern, die sich unter die Tür des Zeugenzimmers drängten.

Jetzt sahen sie, wie drüben der Rottalbauer und sein Weib weggeführt wurden. Die Verhandlungen wurden abgebrochen. „Wir können gehen,“ sagte Jacki.

Sie machten sich langsam über die Treppe hinunter, alle Augenblicke sah sich einer nach der Clari-Marie um, die mit dem Fürsprecher noch immer oben in dem langen Flur stand. Die Richter und Geschworenen traten aus dem Saal. Auch sie betrachteten die Truttmannin. Hier und da warf einer dem andern ein Wort hin. In ihren Blicken war etwas wie Staunen. „Das ist eine wie Stein,“ sagte ein grauhaariger Mann von ihr.

Der Präsident des Gerichts trat zu ihr und mischte sich in die Unterhaltung, die sie mit dem Fürsprecher führte.

„Ihr seid immer im Isengrund gewesen, Frau?“ fragte er sie und rückte den Hut dabei, als ob er zu einer Stadtdame rede.

„Immer,“ gab sie zurück. Was weiter gesprochen wurde, verstanden die Bauern nicht. Aber am Abend, als die Clari-Marie nicht zur Stelle war, erzählten sie sich: Von den Weibeln hätten sie es, wie sie geredet hätte, die Clari-Marie! Nicht wie ein Advokat, dem das Maul läuft wie geschmiert! Wort für Wort nur, wie abgehackt, aber Wort für Wort wie ein Block, daß was sie sagte, jedem sichtbar und fest und deutlich war, und was sie sagte, schwer und gewichtig war, wie nur Wahrheit ist! Augen und Ohren hätten sie aufgetan, die Herren vom Gericht!

Am nächsten Tage nahmen die Verhandlungen ihren Fortgang und dauerten diesen und zwei weitere, wie denen im Isengrund vorausgesagt worden war. Sie wurden alle aufgerufen. Keiner wußte nachher viel Neues. Der Werner Jacki, des Bergführers Bub, nur kam mit hochrotem Gesicht ins Zeugenzimmer gelaufen. „Wenn das nicht ein Lügner ist, der Furrer,“ erzählte er erregt, „kein Gewehr, sagt er aus, hat er in seinem Leben besessen. Und ich bin ihm selber begegnet im Rotwald, daß er ein Gewehr in der Hand gehabt hat!“

Die Gesichter der Bauern belebten sich. „Ist es wahr, weißt es sicher, daß er ein Gewehr getragen hat?“ fragte einer den Werner.

„Einen Eid will ich tun,“ sagte der. Dann sann er einen Augenblick nach und brach plötzlich los: „Jetzt glaube ich dann selber, der weiß etwas von dem Mord!“

Da hob die Clari-Marie das Gesicht. Sie hatte sich mit einem vom Rat unterhalten, mit dem sie zusammen in einer Ecke des Zimmers saß. „Besinn dich, was du redest, Bub,“ sagte sie halblaut, sah sich unter den Gemeindegenossen um und fuhr mit derselben stillen und doch scharfen Stimme fort: „Ich meine, bei uns oben ist noch mancher, der den Gerichtsherren da unten nicht gern erzählt, daß er ein Gewehr hat, mit dem er heimlich an den Bannbergen auf Gemsen geht.“

Einige nickten kurz und heimlich Beifall; mit dem einen Wort hatte die Clari-Marie einen Verdacht gegen den Furrer, der in ihnen hatte aufsteigen wollen, erschlagen. Nur der Werner, der heißblütig war und ein loses Maul hatte, brachte die eigne Zunge nicht zur Ruhe; jedem, der hören wollte, erzählte er: „Spaßig ist es beim Eid, warum er kein Gewehr haben will, der Furrer, wenn er eines hat.“

Am letzten Tage, kurz bevor die Geschworenen zum Urteilsspruch sich zurückzogen, wurde noch der alte Rapp-Töni vorgefordert, ein schneeweißes Männlein, der die Last der Jahre auf krummem Rücken trug, aus entzündeten Augen schaute und ängstlich und verlegen vor den hohen Herren im Saale stand. Sie fragten ihn, und er stand Rede, aber er hörte schwer und sprach allerlei krauses Zeug, weil er die Fragen nicht recht verstand. Da hießen sie ihn abtreten. Er hörte aber auch nicht, daß er entlassen sei, drehte vielmehr den Filz in der Hand, der fast so alt und schäbig war wie er selber, wiegte den Kopf hin und her und sagte: „Ja, losed, Herren,

mag es nun sein, daß dem Scharfegghüttler ein Leid angetan worden ist, nützen tut es nichts, daß ihr da noch lange sitzt, auskommen würde es doch nie, wer es gewesen ist."

Die vom Gericht horchten nur noch halb hin. Einer fragte aber doch den Alten, was er damit sagen wolle.

Was er damit sagen wolle, schrie dem Schwerhörigen ein Weibel ins Ohr.

Da wackelte der Töni wieder mit dem Kopf und tuschelte. „Ja — ja — ihr mögt es glauben oder nicht, Herren —, er hat auf der Brust gelegen, der Wipfli, wie sie ihn gefunden haben, das Gesicht der Erde zugedreht, und der Hut war ihm unter die Brust gelegt. Das haben die Alten schon immer gewußt, daß der Mörder nie entdeckt wird, wenn sie einen Erschlagenen so finden."

Die vom Gericht lachten heimlich über den Alten, der Präsident ließ ihn abführen. Dann ließen sie die Clari-Marie noch einmal rufen, nur auf kurze Zeit. Sie kam aus dem Saale und zu den andern hinüber mit einem Gesicht, das fast starr war; sie hatte auch weiße Lippen; es war das erstemal, daß die vom Isengrund die Frau wie in Angst sahen. „Jetzt gehen sie beraten, die Geschworenen," sagte sie mit gepreßter Stimme.

Dann saßen die Isengrunder eine Stunde lang und länger. Keiner sprach ein Wort; es war, als hinge ein Gewitter über allen. Im ganzen Gerichtshaus war dieselbe dumpfe Stille, die nur dann und wann der kurze, hallende Laut von Schritten brach, wenn jemand über die Steinfliesen der Korridore

ging. Endlich, als es im Zeugenzimmer schon dämmerte, ging drüben im Gerichtssaal ein Geräusch und begann dort ein Leben, wie es alle die Zeit nicht gewesen war. Eine kurze Weile verging. Dann öffnete sich die Tür und der Furrer und sein Weib traten zuerst heraus, frei, die Landjäger schritten ihnen nicht mehr zu seiten.

Die Bauern und ihre Weiber im Zeugenzimmer standen unter der Tür. Zuvorderst hatte die Clari-Marie ihren Platz, und der Pfarrherr hatte sich neben sie gedrängt.

Der Furrer sah sie alle an mit einem stechenden Blick, er stand bolzgerade und trug den Kopf hoch. „So —" sagte er, „jetzt ist es gegangen, wie es hat gehen müssen."

Der Trini, der Furrerin, liefen die Tränen über die hageren Backen herab.

Da wußten die andern, daß sie freigesprochen waren. Eine Bewegung ging durch die Reihen. Die Clari-Marie trat zum Furrer und reichte ihm die Hand. „Gott sei Dank, Schwager," sagte sie. Auch die Hand der Schwester nahm sie; die flennte stärker dabei. Dann kamen die Isengrunder näher und wünschten den Furrerischen Glück. Der Werner Jacki allein drückte sich beiseite, murmelte etwas und war der erste, der nachher den Ausgang aus dem Gerichtsgebäude suchte.

Die Bauern blieben nicht am Ort, obgleich es bald nachtete. Mit dem Furrer und seinem Weibe nmitten machten sie sich auf den Heimweg. Nur Jaun, der Doktor, der nicht mit ihnen gekommen und alle die Tage her im Saal neben den Richtern

gesessen hatte, stieg auch erst nachfolgenden Tags wieder zum Isengrund hinauf.

Die Schar der Heimkehrenden kam auf die Isengrunder Höhe, als es tiefe Nacht war. Es war ein schweigsamer Zug, sie waren müde, und irgendwie kam die Freude nicht auf, die sonst wohl eine ganze Dorfbevölkerung faßt, wenn ein Unschuldiger freigesprochen wird. Die Clari-Marie ging jetzt an der Spitze der Schar. Der Furrer und sein Weib und der Pfarrherr kamen nur wenig hinter ihr. Am Himmel standen die Sterne, wenige nur, weite schwarzblaue Tiefen lagen zwischen ihnen, von den südlichen Bergen herüber strich ein kühler Föhn.

Jetzt stand die Kirche da, ein großer Schatten, in dem plötzlich ein Lichtpunkt glühte; durch die Fenster schien das Ewige-Licht-Flämmlein den Heimkehrenden entgegen. Schweigend zogen sie ihren Weg. Schweigend wandte sich die Clari-Marie an der Kirche vom Weg ab und der Gotteshaustür zu. Just so, wortlos und als wäre es lange verabredet gewesen, folgten ihr alle. Nur der junge, starke Mensch, der Werner, mit seinem mädchenglatten Gesicht und seinem in die Nacht leuchtenden Blondhaar verhielt den Schritt. „Geht Ihr auch, Vater?“ fragte er den Jacki, der unter den letzten sich nach der Kirche gewendet hatte.

„Komm,“ sagte dieser, mit einer Bewegung des Kopfes winkend. Dann verschwand auch er in der Tür. Der Junge aber drehte sich ab. „Beim Eid nicht,“ murmelte er in sich hinein und ging dem Dorfe zu.

Jakob Jacki hatte sich in der Kirche hinten an

der Tür aufgestellt. Die eifrigen Isengrunder lagen vorn in den Bänken in den Knien. Der Pfarrherr aber mit der Clari-Marie und der Furrerin kniete dicht vor dem Altar. Der Pfarrer betete vor, das Ave Maria und den Englischen Gruß, einmal, zweimal, immer wieder — laut — leiernd. Nur die Stimme der Clari-Marie hallte metallen und in feierlichem Ernst. Der Jacki stand hinten an der Tür und hatte die Arme verschränkt. Was war ihn angekommen, den Bub, den Werner? Was kam ihn selber an, daß er hinten an der Tür blieb und um keinen Preis mit den andern das Knie gebogen hätte? Irgendwie schien ihm etwas nicht recht, irgendwie erzürnte er sich heimlich über das Beten und den Pfarrherrn und die Clari-Marie, über alles, was die letzten Tage gegangen war — und — über den Freispruch derer vom Rottal.

Der schwere, knochige, gerade Mensch stand; die blauen Augen leuchteten zornig unter den eckigen Brauen, plötzlich wiegte er den Kopf, drehte sich um und ging hinaus, seinem Buben nach.

Neunzehntes Kapitel

Wochen gingen über den Freispruch der Furrerschen hin. Das Gras war grün geworden und das Gras war gewachsen. Das Gras war auch über den Tod des Scharfegghüttlers gewachsen. Oben im Rottal lebten der Furrer und sein Weib. Sie waren nie viel unten im Dorf gewesen, hatten nie viel Freundschaft mit den Heimgenossen gepflogen,

so ließ sich auch nicht bemerken, daß weniger Freundschaft zwischen ihnen und denen vom Dorfe sei. Jeden Sonntag kamen sie zur Kirche, zweimal meistens, vor- und nachmittags, an Frömmigkeit war ihnen niemand über. Das war alles schön und gut. Die Clari-Marie äußerte zur Cille dieser Tage: „Das freut mich immer an ihnen, am Schwager und an der Schwester, daß sie so rechtschaffen fromm sind."

Mit den wachsenden Tagen, der wachsenden Sonne, dem wachsenden Gras wuchs auch das Leben im Gasthaus zu Isengrund. Der Huber, der Löwenwirt, machte ein Gesicht wie der lachende Frühling selber. „Es geht gut," erzählte er händereibend jedem, der es hören wollte. „Anmeldungen sind eine Menge da, es wird eine Masse Volk heraufkommen diesen Sommer." An der Straße ließ er nicht weiterarbeiten just, er hatte Launen und warf Pläne um, um immer neue zu fassen. „Die Straße soll im Herbst drankommen," gab er aus, ließ inzwischen alle Taglöhner, deren er habhaft werden konnte, an Gartenanlagen arbeiten, die er hinter seinem Hause von der Lehne an bis an den Wald hinauf führte.

„Jetzt müßt Ihr umziehen, Herr Doktor," mahnte er zwei Wochen später den Jaun; „es wird nicht mehr lange dauern, so werde ich alle meine Stuben brauchen."

Der Jaun hatte sich umgesehen; ein paar Häuser weiter ins Dorf hinein hatte er ein paar Stuben gemietet und wußte, daß eine bereit war, ihm haushalten zu helfen. Er konnte nicht mehr zu ihr

hinüber, es ihr anzusagen; denn er betrat das Zieglerhaus nicht mehr. So konnte er die Cille nicht rufen, aber er wußte, daß sie sonst kommen würde. Eines Montags ließ er seine Kisten nach der neuen Behausung schaffen, einer zweistöckigen Hütte. Ein alter Bauer und sein Weib wohnten unterm Dach, im ersten Stock kroch er unter. Noch am selben Tag wußte es das Dorf, daß der Doktor jetzt bei dem Bauer, dem Walker, wohne. Am Abend, als in der Zieglerstube die Lampe an der Decke brannte, kam der Töni, der Geselle, von der Stör nach Hause und erzählte: „Jetzt wohnt er denn nicht mehr im ‚Löwen', der Jaun, der Doktor."

Am Tisch saßen die Clari-Marie, die Cille und die Severina. Die zwei letzteren nähten, die Clari-Marie saß über ihrem Geschäftsbuche und rechnete.

„So, wohnt er jetzt beim Walker?" fragte die Severina; „sie haben davon geredet im Dorf, daß er dahin ziehen werde." — „Beim Walker wohnt er," gab der Töni Bescheid. Die Clari-Marie hob den Kopf nicht von ihrem Buche, als hätte sie nicht gehört, was die andern sprachen. Die Cille richtete den hageren Oberleib auf, legte die Rechte, die die Nadel hielt, auf den Tisch und staunte einen Augenblick vor sich hin. Sie war scheinbar ganz ruhig, nur um ihren Mund flog ein Zittern, und die Wangen färbten sich langsam, langsam tiefrot. Weil aber die Clari-Marie beharrlich schwieg, schlief auch das Gespräch wieder ein, das auf den Jaun hatte kommen wollen. Dann kam der Hansi vom Taglohn heim; der brachte einen Waldduft in die Stube, und als er nachher mit ihnen am Tisch saß, den

die Severina zum Abendbrot deckte, war die Schwüle wie verjagt, die vorher um des Jaun willen zwischen die Frauen gefallen war. Der Hansi war wie das Leben selber lebendig und stark wie die gesundeste Stärke und froh wie der heiterste Frohsinn. Braun war er im Gesicht, und das ehemals ins Blonde spielende Haar war dunkler geworden, so daß die seltsame weiße Strähne völlig von dem übrigen Haar ableuchtete. Er war hoch und schön gewachsen, von breiten Schultern, war in seinem zertragenen blaukattunenen Gewand einer, den der Herrgott mit dem Adel der Bravheit und Gesundheit gefürstet hatte. Selbst im Gesicht der Clari-Marie war etwas wie Weichheit, wenn sie zu ihm oder der Severina sprach; denn die beiden Kinder waren der verschlossenen Frau sonderlich angewachsen.

„Grad Hunger habe ich," sagte der Hansi, als die Severina nachher das Abendbrot auftrug.

„Wollte wissen, wenn du einmal nicht Hunger hättest," lachte die schlanke Severina, und ihr Gesichtlein leuchtete. Dann glänzte ihr in den Augen hurtig ein schalkhaftes Licht auf, und sie neckte, als sie, neben den Bruder tretend, die Schüssel auf den Tisch stellte: „Hast Gesellschaft gehabt oben im Wald, du, Hansi?"

Der Bub wurde rot; bis unter das Haar schlug ihm die Blutflamme. „Wollte wissen, wen," sagte er.

„Sie wird wohl in der Nähe gewesen sein, die Claudi," scherzte, sich niederlassend, die Severina. Da lachte der Hansi offen und keck. „Meinst, ich

gehe nach dem Rothornwald und sehe den Gisler nicht und die Claudi!“

Aber die Clari-Marie hob das Gesicht vom Teller und sah den Bub scharf an. „Die Freundschaft kannst aufstecken, wann du willst,“ sagte sie.

Der Hansi errötete zum zweitenmal und tiefer, zuckte unwirsch die Schulter, sagte aber nichts mehr, und die Severina, die merkte, daß sie den Bruder in die Klemme gebracht hatte, wetzte das Zünglein und plapperte von anderm. Nachher saßen sie einträchtig über ihrer Mahlzeit. Nur der Cille kam immer wieder der sinnende Ausdruck ins Gesicht, und manchmal war es, als fehle ihr jemand in der Stube oder erwarte sie noch einen.

Die Cille war die letzte, die an diesem Abend in ihre Kammer ging. Immer wieder, wenn sie schon sich zum Gehen gewendet hatte, kam sie unter irgendeinem Vorwand zurück, und als die Severina mit der Clari-Marie in die Nebenstube gegangen war, die sie an Stelle des Ziegler-Chrysostomus und seines Weibes gemeinsam innehatten, setzte sie sich noch einmal an den Tisch und nahm ganz in Gedanken die Näharbeit wieder zur Hand. Auch als sie nachher nach ihrer Kammer stieg, suchte sie nicht Ruhe. An ein Packen ging sie, eine Kiste holte sie vom Estrich und legte Kleider hinein; und als die Kiste voll war, setzte sie sich auf eine Stabelle davor. Sie sann, wie sie es der Clari-Marie sagen sollte. Niedergedrückt saß sie da, vornübergebeugt, der Schein der Kerze fiel auf ihr hageres Gesicht und leuchtete in jeden herben Strich, den die Jahre und die Bitterkeit hineingezeichnet hatten. Sie hatte

ein schlimmeres Herzweh, als sie in ihrem Leben, das nicht leicht gewesen war, je gehabt hatte. Es war nicht leicht, aus den vier Wänden zu gehen, in denen sie dieses ganze Leben gelebt! Scheu war sie geworden, und ihre Scheu paßte in die stillen Stuben des Zieglerhauses, aber nicht hinaus. Nur — mit dem Jaun war ein Teil ihres Selbst fortgezogen; nun ging es nicht anders, als daß sie ihm folgte. Und dann, war er nicht allein, der Jaun, der Bub, und brauchte eines, das zu ihm hielt?

Eine Stunde nach Mitternacht legte sich die Cille. Als der Morgen, noch selber kaum wach, durch ihre Fenster sah, erhob sie sich wieder. Sie war immer die erste im Haus; so früh wie heute war sie nie gewesen. Dennoch begann sie unten Stube und Küche aufzuräumen. Als es vollends Tag war, kamen die Männer. Sie nahmen in der Küche ihr Morgenbrot, das die Cille unterdessen bereitet hatte. Dann gingen sie, noch ehe die Clari-Marie aus ihrer Kammer kam, der Hansi ins Holz, der alte Töni nach der Werkstatt hinüber. Als die Cille nachher in die Stube trat, saß die Clari-Marie am Tisch und rechnete wieder in dem Buche, das sie am Abend vorher in Händen gehabt hatte. Die Cille stellte die heiße Milch auf den Tisch, rückte die Tassen und Brot hinzu.

„Du bist früh gewesen heute," sagte die Clari-Marie.

Die Severina schlief noch; die stand spät auf, war nicht nur in ihrem Aeußern, sondern auch in ihrer Gesundheit eine Feine und Müde; die Zieglerschwestern verhätschelten sie wortlos und unbewußt.

„Früh?“ sagte die Cille — „ja, es ist wahr.“ Sie stand zwischen Tisch und Tür, lang, dürr. Das kohlschwarze Haar streifte fast die Diele, obwohl der Kopf vornübergebeugt war. Ihr Gesicht war aschig, und aus dem fahlen Gesicht sahen die düsteren, schwarzüberbrauten Augen die Clari-Marie von hinten an. „Ich gehe dann fort, Clari-Marie,“ sagte sie plötzlich.

Die Clari-Marie wendete sich langsam nach ihr um, zog die Brille, die sie zum Schreiben brauchte, von der Nase und fragte: „Was meinst?“

„Fort muß ich heute, zum Jaun muß ich hinüber,“ sagte die Cille, stand steif an derselben Stelle; nur die langen Arme hob sie und legte sie leicht übereinander.

„Das brauchst doch mir nicht zu sagen,“ entgegnete die andre herb. „Wirst schon manchmal bei ihm gewesen sein — heimlich.“

„Aber — aber — ich bleibe — jetzt bei ihm,“ stieß die Cille hervor.

Da drehte sich die Schwester noch mehr ihr zu. „Du?“ fragte sie. Langsam krampften sich ihre Finger auf ihrem Schoß zusammen und zitterten.

Der Cille lohte jetzt das heiße Rot im eben noch bleichen Gesicht.

Die Clari-Marie beugte sich vor. „Zu dem willst? Zu dem? Weißt auch, was er ist! Das Dorf verrät er, wo er daheim gewesen ist! Mit den Fremden hält er es, selber ein Fremder ist er geworden! Das Gericht hat er ins Dorf gerufen! Das fremde Volk holt er herein, immer mehr, immer mehr! Nie etwas Rechtes hat können werden

aus dem, von seinem Vater her nicht! Und jetzt willst dem nachlaufen!"

Die Cille rührte sich nicht.

„Willst?" fragte die Clari-Marie wieder. „Sag noch einmal, ob es dir wirklich Ernst ist."

„Ich muß doch," sagte da die Hagere, „er . . ."

„Cilli — Cilli —" fuhr die Clari-Marie keuchend fort; sie stand auf dabei. „Besinn dich, hinausgehen kannst, zurückkommen kannst nicht mehr."

„Ich weiß schon!"

„Und gehst doch!"

„Ich muß ja, er hat ja niemand, der Bub!"

„Bah, niemand! Im Tal hat er auch niemand gehabt." Die Clari-Marie lachte mißtönend. Dann trat sie dicht an die Schwester heran. „Geh nur, geh," sagte sie außer Atem, „meinst, es reut dich nicht einmal? Haha! Bist doch eine aus dem Isengrund, eine lang Eingesessene und passest nicht zu dem fremden Volk, du mit deiner Scheuheit, die keinen recht ansehen darf! Meinst, du bekommst nicht Heimweh nach deinem Winkel, wo du immer gesessen bist, du?"

„Wohl, wohl, das weiß ich alles!"

„Und doch gehst?"

Da hob die Cille den Kopf, die Augen standen ihr voll Tränen. „Weil es doch *mein* Bub ist, geh' ich," sagte sie plötzlich. Dann brach ein Schluchzen von ihr, fast wie ein Schrei. Es war, als zerreiße sie eine Kette mit dem Wort, aus ihrem Tiefinnersten brach es herauf. Als sie es gesagt hatte, wußte sie nichts weiter zu sagen. Sie wendete sich nur ab, suchte in den Taschen un-

beholfen nach dem Sacktuch, fand es und wischte sich die Augen. So ging sie hinaus.

Die Clari-Marie war auf einmal ganz still. Als die Tür hinter der Cille zufiel, drehte sie sich sinnend dem Tisch zu, setzte sich wieder daran, nahm auch den Bleistift wieder auf, als ob sie rechnen wollte. Aber sie sah über ihr Buch hinaus ins Leere. Es war ihr, als erdbebnete es — nicht in der Natur — in ihrem eignen Leben, und sie wußte selber nicht, warum ihr so war. Da ging die Nebenkammertür, die Severina kam herein, nur halb angezogen, mit einem erschreckten Gesicht. „Habt Ihr geschimpft mit ihr," sagte sie zitternd; in ihrem kindlich schmalen Gesicht zuckte es. „Warum seid Ihr immer so streng, Base Clari-Marie!"

In diesem Augenblick wurde auch die Stubentür wieder geöffnet. Die Cille trat ein, zum Weggehen gerüstet. „Der Töni wird mir die Kiste hinüberschaffen können?" fragte sie.

„Ja," sagte die Clari-Marie.

„So, ade," sagte die andre, trat heran und reichte der Schwester und dann der Severina, die ganz starr und bleich war, die Hand. „So, ade."

Dann ging sie hinaus.

Die Severina weinte leise. Der Clari-Marie festes, bleiches Gesicht war dem Boden zugewendet, mit den klaren Augen starrte sie auf einen Punkt. „Willst nicht auch gehen, du?" fragte sie auf einmal die Severina. Es klang spröde, trocken. Und doch ging es der Severina ins Herz wie ein Stich. Sie kam zu der Truttmannin herüber, legte die nackten Arme ihr um den Hals und schmiegte die

heiße Wange an ihre kühle, farblose. „Ihr müßt nur nicht so streng sein, Base Clari-Marie, so fürchterlich streng.“

Da kamen die glasigen Hände der Clari-Marie zu den ihren herauf und packten und drückten sie, als wollten sie sie festhalten, aber sie sagte kein Wort dazu und sah die Severina nicht an. Gleich darauf stand sie auf. „Jetzt geh dich anziehen,“ sagte sie, „nachher essen wir zusammen.“

Zwanzigstes Kapitel

Nun war es Sommer! Einige der Dörfler im Isengrund machten vergnügte Gesichter. „Was für ein Leben ist jetzt bei uns!“ sagten sie. Das waren die, die von den Fremden Verdienst hatten, kleine Händler, Führer, Träger. Andre hatten finstere Mienen. „Uns selber finden wir nicht mehr zurecht daheim,“ murrten sie, „jeder zweite Mensch, den man antrifft, ist ein Fremder!“ Das waren die, denen der „Löwe“ und seine Gäste nichts eintrugen. Der Löwenwirt lachte mit dem ganzen Gesicht. Seine Stuben waren voll. An allen Hängen kletterten seine Gäste herum, der Jacki und andre Führer hatten kaum einen Tag Ruhe. Nur die Klubbisten von St. Felix stiegen ins Rottal hinauf und nahmen den Kehle-Gisler mit, den Lätz.

Jaun, der Doktor, hatte Arbeit. Die Fremden, die herkamen, hatten ihn nicht ungern. „Haben Sie den Doktor konsultiert, den Ziegler?“ fragte wohl manchmal einer den andern, und dann lachten

beide Sprechenden. „Ein sonderbarer Mensch, ein unbeholfener, aber einer, der herauf paßt in die Bergeinöde, einer, dem man anmerkt, daß er daraus kommt und darin heimisch ist, und einer, der etwas kann!“

Von den Bauern kam keiner zu dem Jaun, die schwuren noch immer auf die Clari-Marie. Diese ging still ihrer Wege. Wo eine Frau ihre schwere Stunde hatte, war sie zur Hand, und ihre Hilfe war noch dieselbe, den Schwächsten und Verzagtesten Mut einflößende, aber stiller war sie als früher, und in keinem Hause ging sie länger aus und ein, als die Pflicht von ihr forderte. Denn sie hatte eine Art Trauer an sich, ein Gefühl, über das sie sich selber kaum klar war, als — als erdbebnete es in ihrem Leben.

Die Cille war nun schon lange fort. Die Severina lief fleißig hinüber zu ihr; die zwei Schwestern selber sahen sich kaum je. Die Clari-Marie versuchte mit der Viktorine, der Pfarrmagd, wieder Freundschaft zu halten, denn der Pfarrherr zeigte sich eifriger als je, und die Viktorine fehlte nie in seiner Predigt; die Clari-Marie aber war lange gewohnt, Menschenwert nach Frömmigkeit zu messen. Eines Tages kam der Töni, der gebrechliche, dem das Tagewerk nicht mehr leicht von Handen ging, und für den sie, die Clari-Marie, die schwerste Arbeit selber tun mußte, heim und erzählte: „Habt Ihr's gehört wieder, das vom Pfarrherrn von gestern?“

„Was?“ fragte die Clari-Marie arglos.

„Nichts gemacht ist ein solches Leben,“ schalt

der Töni, „frei und offen sage ich's, nichts gemacht ist es für einen Pfarrherrn. Beim Truttmann, beim Wirt unten, haben sie ihn in der Straße gefunden! Sein Geburtstag sei gewesen, haben sie erzählt!"

Die Clari-Marie fror. Das war der Gottesdiener, von dem sie das sagten!

Der Töni, der mit den Jahren noch geschwätziger und eifriger geworden war, fügte hinzu: „Wie der Herr, ist die Magd! Das wissen alle im Dorf."

Die bleiche Frau schüttelte sich; ein Ekel kam sie an. Sie konnte dem Knecht nicht nein sagen! Wortlos ging sie aus der Werkstatt in die Stube, aus der Stube in die Kammer. Dort setzte sie sich nieder und legte die Hände in den Schoß. Es erdbebnete in ihrem Leben! Immer mehr wurde es ihr bewußt. Jetzt — jetzt war ihr die Kirche verloren gegangen.

Seit dem Tage sahen die vom Isengrund die nie mehr in der Predigt, die früher die Fleißigste gewesen war. Sie wunderten sich und tuschelten, fragten hin und fragten her. Es erriet keiner, daß sie fernblieb, weil in der Kirche ein Unwürdiger zwischen ihr und dem Herrgott stand!

Dafür geschah es, daß sie manchmal am Abend nach der Rottalhütte hinaufstieg. Dort wußte sie den Furrer und sein Weib über der Bibel sitzen. Sie setzte sich zu ihnen und hielt Andacht, glaubte an die Inbrunst, mit der die beiden beteten, und wunderte sich darüber, wie neben dem Laster der beiden, dem Geiz, die fast leidenschaftliche Frömmigkeit Raum hatte.

So glühte der Sommer. Als die Sonnenglut am höchsten gestiegen und im Gasthaus im Isengrund kein freier Platz mehr war, weil so viele aus dem heißen Tal in die freiere, kühlere Bergluft hinaufstrebten, geschah das, was wie ein Blitzschlag aus dem heiteren Himmel fuhr und Fremde und Einheimische aus ihrer Ruhe rüttelte.

Bald nach Tagesanbruch trieb an einem Montag der Geißbub vom Isengrund, ein lebendiges und gesundhirniges Bürschlein, seine Tiere haldan und talein. Nach Verlauf einer Stunde, während welcher, wer im Isengrund gehorcht hätte, das Jodeln des Buben ferner und ferner, aber immer gleichkeck hätte herabklingen hören, kam dieser, im Gesicht weiß wie der Winterschnee, zurückgestoben, warf in der Gasse beide Arme aus wie ein Verzweifelter und stieß gellende Rufe aus: „Jesses! Jesses!"

Die Weiber schossen aus ihren Türen hervor und auf den Buben ein, aber auch Männer traten herzu, und zwei Engländer, die früh aus den Federn waren, stellten sich mit in die Taschen gesteckten Händen breitspurig in den Kreis, der sich um den Buben bildete, und besahen sich diesen und sein absonderliches Gebaren.

„Was ist?" „Was hast?" plagten die vom Isengrund den Geißbuben. Eine Ueberneugierige packte ihn am Arm und schüttelte ihn, als könnte sie die Antwort aus ihm herausschütteln. Aber eine ganze Weile brachte er nur ein „Jesses" ums andre über die farblosen Lippen. Endlich, als der Pfarrherr zufällig des Weges kam, seine ganze Würde

zusammennahm und den Erregten salbungsvoll zur Ruhe mahnte, zog dieser den Atem an, sah mit erschreckten Augen um sich und erzählte in abgerissenen Sätzen. „Am Weißbachwald oben, wo der Weg nach dem Wildgletscher geht — liegt — liegt der Jacki-Werner tot!“

„Jesses!“

Jetzt waren es die Weiber, die kreischten. Die Gesichter verfärbten sich. Nur die beiden Engländer, die nichts verstanden, sogen gleichgültig an ihren kurzen Pfeifen, die ihnen im Munde steckten.

„Er — liegt mit dem Gesicht dem Boden zugekehrt!“ stammelte der Bub.

„Und den Hut unter der Brust!“ schrie eine Frau auf.

„Und den Hut unter der Brust, wie der Scharfegghüttler gelegen hat,“ bestätigte der Bub.

Die Weiber ächzten. Ein paar Männer drehten sich wortlos und auf der Stelle. Sie stiegen den Weg hinauf, über den herab der Geißbub gekommen war. Der Pfarrherr, der zitterte und so weiß war wie sein Chorhemd, wenn die Viktorine es frisch gewaschen hatte, meinte: „Zum alten Jacki muß einer laufen zuerst! Der wird Bescheid wissen. Der würde doch wohl etwas haben verlauten lassen, wenn der Werner über Nacht gefehlt hätte daheim.“

Da gaben zwei, drei aus der sich schnell mehrenden Menge Bescheid: „Fort ist der Jakob, der Jacki, schon gestern ist er aus, über den Morgenhorngrat ins Oberland hinüber mit einem Fremden! Heute abend will er zurück sein!“

Dann lief und rannte, was Beine hatte, bergan die einen, den Männern nach, die vorausgestiegen waren, in die Häuser die andern, von Haus zu Haus: „Jesses, und denket, jetzt ist der Jacki-Werner auch erschlagen worden!“

In den „Löwen“, dessen Tür sonst vornehm alles fernhielt, was das „Herrenvolk“, das innen wohnte, belästigen konnte, sprang die Nachricht, laut, kreischend, just wie in jedes andre Haus. „Jetzt ist schon wieder einer ums Leben gebracht worden!“ Auch das andre fehlte nicht, was im Dorf von Lippe zu Lippe ging: „Den Schuldigen werden sie auch diesmal nicht finden, auch diesmal nicht! Auf dem Gesicht hat der Werner gelegen, und den Hut unter der Brust!“

Der Huber, der Löwenwirt, bekam einen roten Kopf. Er hätte die Nachricht gerne hinausgejagt, aber sie läutete schon in den Ohren aller seiner Gäste; und hinter der Menge der Dörfler, die jetzt nach dem Weißbachwald hinaufeilte, stiegen eine Anzahl Fremde. Um ein weniges vor ihnen schritt der Jaun, der Doktor, allein, bleich, mit gesenktem Kopf.

Irgendwie geschah es, daß das Schreckliche in das Zieglerhaus fast zuletzt drang. Ein Weib aus der Schar derjenigen, die noch immer in den Gassen standen, zuckte plötzlich auf. „Ist jemand bei der Clari-Marie gewesen? Weiß sie es schon, die Clari-Marie?“

Der ganze Haufe trollte sich darauf dem Rothornweg zu. In der Werkstatt fanden sie die Clari-Marie und den schwerhörigen Töni bei emsiger

Arbeit. Beide sahen verwundert auf, als die Tür den Haufen Weiber einließ. Die kamen nicht weit herein; über die Schwelle traten die vordersten, dann hielten sie inne in jener Scheu, die sie immer in der Nähe der Clari-Marie befiel; hinter ihnen streckten und reckten die andern die Hälse: „Hast — hast es gehört, Clari-Marie?" fragten gleich zwei, drei auf einmal.

„Was?" sagte die Truttmannin. „Was ist denn?" fragte sie dann rascher und legte die Säge zur Seite, die sie geführt hatte.

„Der Werner Jacki ist erschlagen!"

Da strich sich die Clari-Marie mit beiden Händen das wirr gewordene Haar zurecht und trat vollends hinter dem Werktisch hervor und unter die Weiber. Unwillkürlich gaben sie ihr den Weg frei. „Was? Wo?" fragte sie erschreckt. „Das ist ja nicht möglich," fügte sie hinzu.

Die Weiber sprachen von allen Seiten erklärend auf sie ein. Alle miteinander traten vor die Werkstatt hinaus; zuhinterst kam der schwerhörige Töni und ließ sich von einer Frau erzählen, was geschehen war. Die Clari-Marie sah sich um, es war etwas Hilfloses in ihrem Blick, halb zu sich selbst stammelte sie: „Was — was ist denn mit unserm Dorf auf einmal!"

Von den Weibern wich keine vom Fleck; es war, als warteten sie, daß die Clari-Marie einen Rat, eine Erklärung gebe. Auf einmal schallte ein schrilles Lachen über die Köpfe der Beieinanderstehenden hin. Die Spottlaute trafen diese so plötzlich, daß sie in neuem Schrecken aufzuckten. Ein

Stück weit höher am Weg stieg der Kehle-Gisler, der Lätz, über den Holzhag einer Matte in den Weg hinein. Er hatte einen leeren Korb am Rücken hängen. Die Pelzkappe saß tief im spärlichen gelbgrauen Haar, der lange, dünne Bart wehte im Wind, die mächtigen gelben, hervorstehenden Zähne blinkten. Jetzt lachte er wieder. Es war wie das Meckern einer Ziege, und wie eine Ziege hatte der Gisler ein Gesicht. „Weiber, Weiber, nichts als Weiber," spottete er. Dann sang er dazwischen und lachte wieder. „Weiber, Weiber, wie die Raben ums Aas stehen sie um den einen Fleck!" Er verfiel in neues Singen, tat ein paar Sprünge und hob an, wegan davonzusteigen.

„Ganz verrückt ist er bald," sagte eine der Frauen. Einen Augenblick sahen sie ihm nach. Dann kam ihnen die Erinnerung an das, was sie hergeführt hatte, zurück; die Gruppen schlossen sich. „Was — was ist das mit uns hier oben auf einmal?" stammelte die Clari-Marie wieder. Die andern Weiber faßte ein Eifer. Ihre Unterhaltung wurde lauter. „Es kommt nicht aus, wer es getan hat," sagte eine.

„Seines Lebens kann man nicht mehr froh sein, solang es nicht auskommt," meinte eine zweite. Eine andre fuhr auf. „Der Herrgott wird es doch endlich an den Tag kommen lassen, wer so grunderdenschlecht ist," zeterte sie.

„Am Ende ist es doch der vom Rottal — am Ende," ließ sich plötzlich eine vierte vernehmen.

Das Wort erreichte die Clari-Marie. Langsam, wie noch immer sinnend, wendete sie sich nach der

Sprechenden um. „Was redest jetzt, du dort, Seppe?" fragte sie. „Kannst dich dann mehr in acht nehmen, wenn du redest."

Die andre, eine etwa vierzigjährige starke Frau mit offener Stirn, trat der Clari-Marie näher. „Er ist dein Schwager," sagte sie, „aber vor dir darf ich deswegen doch frei und offen reden. Er hat dem Werner den Lohn versprochen, der Furrer, weißt noch, weil er ihm das vom Gewehr ausgebracht hat beim letzten Gericht."

Die Clari-Marie starrte vor sich nieder. Selbst die langsamen Weiber errieten, wie hinter ihrer geraden, eckigen Stirn die Gedanken sich jagten. Plötzlich warf sie jäh beide Arme fast leidenschaftlich aus. „Wer kann sagen: Der ist's und der! Wer kann sagen, der vom Rottal ist's! Kann es nicht ein andrer sein! Kann es nicht ebensogut der Halbverrückte sein, der Lätz, da oben, der an nichts glaubt!"

„Der Lätz?" echoten die Weiber. Es war, als leuchte ein Licht in ihnen auf. Die Mäuler regten sich aufs neue und emsiger. Der Lätz! — Geradeso gut der Lätz könnte es sein. Ein Gottesleugner war er, der Lätz! Sein konnte der's sicher! Aber — aber auch der andre . . .

Die Clari-Marie sah aus, als friere sie innerlich, ihr Gesicht war fast ohne Leben. Ein Weib fragte sie: „Willst ihnen entgegengehen, den Männern?" Da antwortete sie: „Was nutzt's? Geht ihr, wenn's euch darum ist. Ich will dann nachher hören, was weiter wird! Wenn sie ihn gebracht haben, den Werner."

Damit machte sie sich langsam von ihnen los.

Als sie sahen, daß die Truttmannin unter die Haustüre trat, trollten sich die Weiber wieder ins Dorf hinab. Zuletzt stand der Töni, der Gesell, allein in der Gasse und staunte zerfahren um sich.

Die Clari-Marie war ins Haus gegangen. Drinnen in der Stube saß sie auf einem Stuhl, schwer und gebeugt und doch stark. — Dem Furrer trauten sie die Untat zu, dem Schwager! War es möglich? Menschenmöglich? Alles fiel ihr wieder ein, das mit dem Schaf, mit dem getöteten, der Geiz der beiden vom Rottal, das mit dem Gewehr, dessen Besitz der Furrer geleugnet, und die Drohung, die der Furrer gegen den Werner ausgestoßen hatte! Aber eine andre Erinnerung erhob sich dagegen. Saßen sie nicht allabendlich über ihrer Bibel, der Schwager und die Schwester, wußten sich nicht genugzutun mit Beten! Und zwei dermaßen Fromme sollten eine Schuld auf sich haben, eine solche Schuld! Die Clari-Marie schüttelte den Kopf, die Wangen wurden ihr heiß. Es bäumte sich etwas auf in ihr; es war, als rede etwas in ihr: Die gibst nicht auch noch her, den Schwager und die Schwester! Du bist nicht mehr so reich in deinem Leben, Clari-Marie, daß die auch noch hergeben kannst! Dann fühlte sie, daß sie sich wieder mit aller Macht dagegenstemmen würde, wenn sie die vom Rottal vor Gericht ziehen wollten.

Da klang aus der Ferne ein dumpfes Murmeln vieler Stimmen. Jetzt schlug die Kirchenglocke an,

die kleine, mit der sie ins End läuteten! Sie brachten den Werner heim, den Erschlagenen!

Die Clari-Marie stand auf. Unwillkürlich trat sie ans Fenster, obschon sie wußte, daß sie nichts sehen würde. Sie schlug das Kreuz und betete.

Einundzwanzigstes Kapitel

Das Gericht säumte diesmal nicht. Am nächsten Tag führten die Landjäger den Furrer und sein Weib wieder nach Altstadt hinab. Der Furrer tobte und fluchte. „Gott verdamm' mich, muß ich es denn allemal gewesen sein, wenn etwas geschieht!" Sein Weib ging mit spitzen, bleichen Zügen teilnahmlos neben ihm.

Mit finsteren Mienen standen die vom Isengrund in den Gassen. „Er ist es! Sicher ist er's!" murrte da einer und dort einer. Dagegen lehnten sich andre wenige auf. „Erwiesen ist es nicht, daß er's ist, noch lange nicht! Sie haben ihm auch nichts nachweisen können das letztemal!" Ein Weib ließ verlauten: „Bei dem Lätz könnten sie auch einmal anklopfen, das könnten sie; es ist dann noch lange nicht gewiß, ob der nicht etwas weiß davon!"

Plötzlich fanden sich einige, die das Wort weitertrugen. Ein Feuerlein war es noch kaum, dann wurde es zur Lohe. Der Kehle-Gisler hatte zu lange ganz außer allem dem gelebt, was des Dorfes Alltag war. Einige waren im Isengrund, die an dem blutarmen Menschen noch immer etwas

zu beneiden fanden. Die stach die Mißgunst, daß er ohne sie auskam, allein seiner Wege ging; sie waren die ersten, zu schreien: „Warum soll der's nicht sein, der Halbwilde! Der so gut wie der Furrer!“

Das Geschrei war laut genug, daß es zu den Ohren der Behörden im Tal kam. Beamte kamen wieder nach dem Isengrund, horchten da und dort hin, fragten da und dort aus. Ein und der andre Bauer zuckte die Achseln, wenn sie ihn fragten: „Warum soll es der nicht sein können, der Lätz? Er ist halb verdreht im Kopf!“

Einer der Beamten kam zur Clari-Marie. Was sie halte von dem Kehle-Gisler, fragte er. Ihr Gesicht blieb unbeweglich. „Keinen Glauben hat er, der Lätz,“ sagte sie kurz. „Wer keinen Glauben hat, hat keine Furcht vor dem ewigen Gericht! Jetzt könnt Ihr's ausrechnen, ob ich es für möglich halte, daß der Lätz schuld hat.“

Ein paar Tage vergingen. Die Zeit für den neuen Prozeß wurde festgesetzt. Am Tag, bevor dieser begann, fingen zwei Landjäger den Kehle-Gisler im Wald und brachten ihn dorthin, wo der Furrer und sein Weib schon saßen.

„Jetzt haben sie den Lätz geholt,“ erzählten die vom Isengrund. Das Volk war aus Rand und Band. Niemand arbeitete mehr. Unter den Türen und auf der Straße standen sie beieinander, erregt, wild, dabei heimlich dahin und dorthin horchend, als könnte jeder Augenblick Neues bringen. Im „Löwen“ reisten sechs Damen ab, die den ganzen Sommer hatten bleiben wollen. „In dem Nest,

wo Totschlag an der Tagesordnung sei, blieben sie nicht länger!" Der Huber, der Wirt, trat zum Doktor, zum Jaun, als er die sechs verabschiedet hatte. Er war bleich vor Zorn.

„Das Geschäft verdirbt es mir, das Unglück," schalt er.

„Das ganze Dorf wird es treffen," sagte der Jaun still. Dann blickte er durch die Tür, an der sie standen, ins Freie. Die Sonne schien, alles lag still und leuchtend und groß. „Heimat, schöne," fuhr es dem Jaun durch den Sinn, „auftun haben sie dich wollen, daß viele sehen, wie schön du bist, und zu geht die Tür. Es wird bald stiller sein da oben, als es je gewesen ist!" Und dem Jaun war, als kämen Wolken vor die Sonne und es würde dunkel im Tal und nächtig und tot.

Am Abend dieses Tages kam Hansi, der Taglöhner, von der Arbeit heim, die ihn weit ins Tal hinein, fast an den Fuß des Wildifirns geführt hatte. Dort ließ ein Bauer einen Wildbach verbauen, und der Hansi tat die schwere Arbeit allein. Der Bub war gesucht am Ort, Arme wie er hatte keiner, und keiner so zähe Freude am Schaffen. Den Rock über der Schulter, den kleinen Blechkessel in der Linken, in dem er das Essen mitnahm, kam der Hansi ins Dorf gegangen. Er stieg daher wie einer, der, die Waffe geschultert, aus sieghaftem Streit kommt. Immer hatte er ein solch freies, mannhaftes Schreiten, den Kopf trug er gerade, daß der helle Blick der Augen frei ausflog, jedem recht und ehrlich ins Gesicht, der des Wegs entgegenkam.

Bei den ersten Häusern des Dorfes hörte der Hansi die Neuigkeit: „Den Lätz haben sie geholt! Weißt es schon?“ Da zündete eine Blutlohe dem Bub übers Gesicht. „Und das —“ fing er einen Satz an; dem Claudi, dem Mädchen, hatte er nachfragen wollen. Dann reute es ihn, und er ging mit großen, zornigen Schritten hinweg, die stehen lassend, die ihn mit „Hast gehört?“ und „Weißt schon?“ noch festhalten wollten. Mit denselben großen Schritten ging er bis ans Zieglerhaus. Dessen Tür aber tat er bedächtig auf, so, als überfiele ihn plötzlich ein grübelndes Sinnen. Als er in den halbdunkeln Flur trat, hing er gedankenlos den Rock an einen Nagel, stellte das Blechkesselchen in die Küche und grüßte just so gedankenlos die Severina, die dort hantierte. In der Stube saß der Töni allein in einer Ecke und sog an der Pfeife. „Guten Abend!“ sagte der Hansi und ließ sich am Tisch nieder; schwer, als sei er müde, saß er ab, saß zusammengebückt und vor sich hinblickend da, sagte ein Ja oder Nein, wenn der Töni etwas fragte, und sagte es halb in sich hinein, so daß der Schwerhörige nicht wußte, was er gesagt hatte.

„Wo ist die Base Clari-Marie?“ fragte Hansi auf einmal den Knecht, laut diesmal.

Weggerufen sei sie worden zu einer, die in den Wochen lag, berichtete der Töni.

„Den Kehle-Gisler haben sie geholt, scheint's?“ fragte der Bub wieder.

Die Severina trat just unter die Tür, als er dies sagte. „Ja, ja,“ sagte sie und war weiß über

das ganze, schmale Gesicht. „Jesus, meinst, kann es der sein, Hansi?"

„Der nicht! Der sicher nicht!" fuhr der Hansi auf. „Eine Schande ist es und ein Spott, den einzusperren."

Die Severina kam näher zu ihm. Ihre großen Augen glitzerten seltsam aus dem zarten Rund des Gesichts. Sie zitterte. „Und der Vater und die Mutter!" stieß sie hervor. „Nicht auf die Straße mag ich mehr gehen!"

Der Hansi sah verstaunt zu Boden.

„Ist es dir nicht auch so, du?" fuhr die Severina in abgebrochenen Sätzen weiter. „Der Vater und die Mutter vor Gericht — schon zum zweitenmal! Jesses, die Schande! Die Schande!"

Sie legte hilflos die Hand über die Augen; sie wurde ihr naß von Tränen. Der Hansi sprach noch immer kein Wort. Die Severina stand jetzt dicht bei ihm, sah mit den erschreckten Augen zuerst ihn an und dann den Töni und stotterte: „Etwas ist — alleweil — muß ich es denken — heute und gestern und — alle die Tage her: wenn sie stürben, der Vater und die Mutter, ich könnte nicht einmal flennen! Mir ist — Sünde ist es vielleicht —, es ist immer, als hätten wir keine andre Mutter als die Base Clari-Marie."

Der Töni, der aufmerksam die Pfeife aus dem Munde genommen hatte und aufgestanden war, trat näher. „Bist auch länger um die Clari-Marie herum als um deine Leute, du," sagte er, „und gut ist es, daß das bist." Das letzte brummte er in seinen dünnen, kurzen, schneeweißen Bart.

Der Hansi hatte beide Ellbogen auf seine festen Knie gestemmt; er ballte die Fäuste, vielleicht im Spiel, aber es war dennoch, als arbeite etwas in ihm, das er mühsam in sich selbst zerdrücke. Jetzt stand er auf und sah durchs Fenster. „Bald Nacht ist es," sagte er. Unruhe trieb ihn dann hin und her, jetzt in den Flur und vor die Haustür, jetzt in die Stube zurück. Zum Essen, das die Severina auftrug, setzte er sich nicht. „Ich kann jetzt nicht essen," gab er zurück.

Eben da kam die Clari-Marie von ihrem Gang zurück. Sie hatte einen Zug der Ermattung im Gesicht; es war, als furchten sich allmählich tiefere Striche in ihr volles, festes Gesicht. Als sie das Tuch abnahm und es nahe der Stelle, wo der Töni saß, an die Wand hing, sagte sie zu dem: „Das ist kein Spaß mit dem Gerig seiner Frau, mit der Tilde. Immer so schwer hat es die." Als sie sich niedersetzte, seufzte sie: „Es geht mir auch nicht mehr so leicht wie früher, auch älter wird man und spürt es mehr selber, was andre durchmachen müssen."

Der Hansi stand an einer Wand und sah auf sie nieder. Er war rot im Gesicht, zweimal setzte er zum Sprechen an. Die Severina, die am Tisch saß, sah ihn an. „Warum issest nicht? So komm doch!" wandte sie sich an ihn. Da griff er nach seinem Filz, den er auf den Ofen gelegt hatte. „Ich gehe dann fort, die Nacht," sagte er; halb drehte er sich nach der Clari-Marie um dabei.

Diese richtete sich ein wenig auf, arglos. „Was?" sagte sie, „fort? — Wohin fort?"

„Das geht ja eigentlich keinen etwas an," trotzte der Hansi und zerknüllte den Filz in der Hand. Erst der zornige Ton seiner Stimme weckte die Clari-Marie.

„Was kommt dich an, Bub?" fragte sie; im Augenblick war ihr alle Stärke wiedergegeben.

Dem Hansi färbten sich die Backen noch höher. „Meint Ihr, ich lasse jetzt das arme Mädchen allein oben im Wald, das Claudi, das nicht weiß, was sie mit dem Vater anfangen, das keinen hat, zu dem es laufen kann: ‚Komm, rat mir! Komm, hilf mir!'" Er beugte den starken Oberkörper ein wenig vor; ein sonderbares Gemisch von Scheu und Herausforderung lag in seiner Haltung.

„Tu den Hut weg! Komm und iß!" sagte die Clari-Marie barsch. Sie stand auf, rückte die Stühle zum Tisch und setzte sich selber vor ihren Teller, als sei ein Widerspruch nicht möglich gegen das, was sie gesagt hatte.

„Warum habt Ihr ihn einstecken lassen, den Gisler?" brach der Hansi los. Er stand hinter ihr und ballte die Fäuste im Zorn. „Ihr seid schuld, Ihr — Ihr könnt ja was Ihr wollt da oben im Isengrund, Ihr seid schuld, daß sie den Gisler geholt haben!"

Die Clari-Marie griff nach der Schüssel. „Recht hast, ich bin mit schuld daran," sagte sie gleichgültig. Es schien noch immer, als glaube sie nicht an des Buben Ernst.

„Was hat er Euch zuleid getan?" fuhr der Hansi wieder auf.

Da blickte sie über die Schulter zurück, ruhig,

fast lächelnd. „Du — komm jetzt essen, gelt?“ sagte sie mit leisem Spott.

Er trat vor, so daß er ihr ins Gesicht sah, und stülpte den Hut auf. „Ade!“ sagte er, jetzt weiß vor Erregung. „Ihr werdet nicht glauben, daß ich nur spaße.“ Damit drehte er sich ab und ging der Tür zu.

„Hansi!“ riefen die Clari-Marie und die Severina in einem Atem, nur daß die Stimme des Mädchens wie ein kurzes Läuten war, und das Wort der Truttmannin kurz, fast keuchend von ihren Lippen brach. Der Hansi drehte sich in der Tür. Da stand die Clari-Marie auf, langsam; fest und breit und würdig stand sie da. In ihrem Blick lag Kraft, in jedem Wort lag Kraft; das war immer dieselbe Clari-Marie, die so manchem über die schwerste Stunde, selbst über die Sterbestunde half. „So weit bist mit dem Mädchen?“ sagte sie streng.

„Weit?“ entgegnete er, „wie weit? Mit dem Gisler bin ich gut Freund, das ist wahr. Und mit der Claudi auch, wenn Ihr wollt. Manchmal ist sie bei mir gewesen, wenn ich geholzt habe in der Nähe. Aber — sie ist fast noch ein Kind, ist sie, die Claudi, und — bah —“

Er brach ab. Seine Augen leuchteten hell und gerade in die der Clari-Marie. Die sah, daß er ihr nichts verbarg. „Ade,“ sagte er noch einmal und faßte die Klinke, aber er wendete sich noch und bot ihr die Hand hin. „Es ist mir leid,“ sagte er mit rauher Herzlichkeit. „Ich weiß nicht, warum ich mit allen Streit haben muß. Mit dem Vater und der Mutter zuerst, und jetzt mit Euch! Und mit Euch habe ich nicht gern Streit!“

Seine Stimme klang weich. Die Clari-Marie sah auf seine Hand nieder und nahm sie nicht. Jetzt ging er wirklich. Da trat sie einen Schritt vor. „Bub!" stieß sie heraus. Aber er war schon im Flur und verließ das Haus. Die Severina glitt an der Clari-Marie vorüber und eilte ihm nach. Die Truttmannin wendete sich in die Stube zurück. Ihr Gesicht war unverändert, es konnte keiner lesen, was in ihr vorging, nie konnte einer darin lesen. Der Töni saß noch am Tisch, den Löffel in der Hand. „Meinst, läuft er wirklich da hinauf, der Bub?" sagte er.

Die Clari-Marie gab keinen Bescheid. Sie setzte sich, aß still und langsam ihre Mahlzeit, sie aß nie viel, aß auch jetzt nicht weniger. Und doch schrie es in ihr: Merkst es, Clari-Marie, wieder ist einer gegangen, immer ärmer wirst — du — immer ärmer!

Die Severina kam nach einer Weile zurück. Sie hatte nasse Augen. „Er ist gegangen," sagte sie.

Die Clari-Marie sah sie, wie schon einmal, mit jenem sonderbaren Blick an, als wollte sie sagen: Willst nicht auch gehen, du? Da kam es wie ein Sturm über das Mädchen. Es ließ sich auf die Fensterbank fallen, der Clari-Marie gegenüber. Die schlanken Arme warf es über den Tisch und streckte die Hände halb hilflos, halb wiederum wie mitleidig nach jener hin. „Base," schluchzte es. „Base!"

Halb widerstrebend kam die eine glasige Hand der Frau ihr entgegen, sie legte sich um die hageren Finger der Severina; aber die Clari-Marie sprach nicht. Die Severina flennte. Durch die Tränen, die ihr über die Wangen rollten, blickten die schönen

Augen erschreckt und verwirrt. „Ich weiß nicht, Base,“ stammelte sie unter dem Schluchzen, das ihre ganze schmächtige Gestalt erschütterte. „Es geht so viel jetzt, so viel allerlei. Es ist so schwere Zeit jetzt.“ Sie bückte sich vollends über ihre Arme und weinte heißer. Die Clari-Marie sah über sie hin, wortlos, nur voll Sinnens, sie vergaß die Hand zu lösen, die die Severina mit ihren Tränen netzte.

Der Töni saß wieder in seiner Ecke. Er hatte mit halb schläfrigen Augen zugesehen, dann die Pfeife gestopft. Nun rauchte er, blinzelte und nickte dazwischen. Bald kam ihn der Schlaf an.

*

Der Hansi stieg den Rottalweg hinan. Anfangs war er mühsam und schwer ausgeschritten; es war, als hielten ihn Arme fest, solange er noch die Nähe des Dorfes spürte. Nun standen die Häuser und Hütten schon tief im dunkeln Grund. Wo er jetzt anhielt und zurückblickte, war es hell. Der Mond kam im Osten herauf, weiß und herrlich stand er dort über den schwarzen Bergen. Die Felsrippen unter ihm und die Tannen, die mit dunkeln Aesten in seine Lichtflut hinauflangten, hatten silberne Säume. Das alles war fern. Der See, den man nicht sah, lag breit dazwischen; über dem Tale, in dessen Tiefe er ruhte, spann ein durchsichtiger Glast geheimnisvoll; dem Hansi war, als sähe er eine Brücke aus Silberfäden hangen von den jenseitigen Bergen herüber zum Isengrundfels, auf dem die Kirche stand.

Die Kirche stand auch im Licht. Sie schimmerte weiß herauf und still und schien dem Hansi schöner

und heiliger von außen als inwendig, wo die Isengrunder auf den Knien rutschten und die Frömmsten sein wollten. Er war nicht wohl zu sprechen auf die vom Isengrund! Jetzt wendete er sich ab und stieg mit freien Schritten weiter. Es war hell und kühl, und er hatte nichts zu tragen, nichts auf den Schultern, nichts im Herzen; was in dem weh getan hatte, zwang die Jugend nieder. Der Sinn war ihm zu hell zum Trauern. Der Gaden des Vaters stand jetzt über ihm; drüben, dunkel und düster, stand die Rottalhütte. Er sah hinüber und faltete die Stirn. Wie die Schrunde zwischen Hütte und Gaden war ein Riß zwischen Vater und Mutter und ihm selber. Gar nicht hinsehen mochte er! Nichts zu tun mehr hatte er mit dem Haus dort, nichts mehr mit — mit den zweien, denen es gehörte!

Als er den Gaden hinter sich hatte, warf der Wald seinen Schatten auf seinen Weg herab. Ueber den Wipfeln der Tannen lag jetzt das Mondlicht. Es zündete hinan und hinan, wie über ein Meer, das sich leise rührte. Neigen und Steigen! Der Wind wehte in der Höhe, der Wald rauschte. Das war, als wüchse das Meer und schlüge an die mächtige Felswand, die höher oben aus dem Walde aufragte. Etwas wie Andacht überkam den Hansi, als er in den Wald hineinging. Der war schön und feierlich, schöner noch und feierlicher als vorhin die leuchtende Kirche im Grund. Er mußte fast den Hut vom Kopfe nehmen. So feierlich war der Wald!

Dann wurde es wieder hell. Er war am Hang talein geklettert. Jetzt trat er in die „Kehle“, wo

oben dem Gisler sein Unterschlupf stand. Erst im Hinaustreten fiel es ihm ein: Ja, was willst jetzt eigentlich? Recht und gut war es: die Claudi saß gottserdenallein da oben in der armseligen Heimstatt! Recht und gut war es ferner, daß er da hinaufwollte, damit das Buckeli, das arme Ding, einen hatte, einen einzigen Menschen, der zu ihm stand! Aber Augen würde sie doch machen, die Claudi, wenn er daherkam in aller Nacht! Sie hatten immer Freundschaft gehalten, sie beide! Wie hatten sie zusammen da oben im Wald manchmal gelacht und einander herumgejagt und dann wieder still gesessen beieinander, friedlich, wie er mit der Schwester, der Severina, nie saß. Aber — da heraufzukommen in der Nacht und zu sagen: Du, bei dir bleiben will ich jetzt, weil er fort ist, der Vater! Dazu hatte er eigentlich kein Recht!

Er blieb stehen, sah die „Kehle“ an und spürte unter der Weste ein Klopfen: Willst umkehren? fiel es ihm ein. Das war ein törichter Gedanke, nun zog es ihn erst recht wie mit Seilen hinauf! Das Herzklopfen ließ nicht nach, aber er stieg höher durch die „Kehle“ hinauf. Schon sah er das Fensterchen leuchten, mit dem die Kehlehütte zum Himmel aufsah und in das der Mond sein ganzes weißes, blendendes Feuer warf. Er erstieg den Rand der Schrunde und stand neben der Hütte in der vollen Mondhelle; nun sah er auch einen roten Schein in die weiße Klarheit fließen; es war, als mündete ein trübes Bächlein in einen lauteren, stillen See. Durch die Spalten an der Hüttentür floß der Lichtschein heraus.

Der Hansi schlich näher. Die Lottertür lehnte vor dem Eingang, aber wenn er sich bückte, konnte er durch eine Spalte sehen, die so breit war, seinen Kopf durchzulassen. Richtig! Da saß die Claudi an dem wackligen Tisch, hatte ein Petrollicht vor sich und sah in ein Büchlein; wie ein Gebetbüchlein sah das aus. Das Licht war nicht stark genug, den höhlenartigen Raum hell zu machen, aber auf den braunen Scheitel der Claudi zündete es, auf die am Hinterkopfe aufgesteckten Zöpfe; es leuchtete auf den Hals, der so braun war wie ehemals beim Kinde, und nun sie aufsah, warf es seinen roten Schein in das just so braune Gesicht mit der zierlichen Nase und dem kleinen, fröhlichen Munde.

Die Claudi sah jetzt um sich, in alle Ecken blickte sie, auch nach der Tür, und als der Hansi die tiefliegenden klugen Augen auf diese gerichtet sah, war ihm, sie müsse ihn sehen, wie er durch den Spalt guckte. Angst stand in den Augen; es war deutlich zu sehen, daß sie sich fürchtete. Sie seufzte tief auf, preßte dann plötzlich beide Hände an die Ohren, wie um etwas nicht hören zu müssen, was sie erschreckte; dann neigte sie sich wieder tiefer über das Buch, die kleine Gestalt in fadenscheinigem schwarzem Gewand mit dem hohen, krummen Rücken duckte sich zusammen, als gäbe das Sichkleinmachen ihr mehr Sicherheit.

Dem Hansi tat draußen vor Mitleid das Herz weh; aber er wagte noch immer nicht hineinzugehen, weil er meinte, die Claudi müßte aufschreien vor Schrecken. Endlich hob er das Türbrett weg; die Schnüre, die es sonst hielten, waren nicht einmal

eingelegt. So geräuschlos hob er es weg, daß die Claudi erst aufblickte, als seine Gestalt zwischen den Türpfosten stand.

„Jesses, mein Gott!" stammelte sie da, fuhr vom Stuhl auf und wurde ganz weiß. Die Augen glänzten und waren groß vor Furcht. Mit der einen festen, braunen, kleinen Hand hielt sie sich am Stuhl.

„Erschrick nicht," sagte der Hansi. „Ich bin es nur."

„Jesses, mein Gott, ich bin erschrocken," sagte die Claudi, lächelte und schnaufte tief; über die gesunden Backen liefen zwei Tränen.

„Guten Abend," sagte der Hansi, wendete sich und befestigte die Tür. „Frisch hast es bei Gott da herinnen, du," sagte er, näher tretend, „du hättest die Tür besser zumachen sollen."

Die Claudi setzte sich wieder dorthin, wo sie vorher gesessen hatte; die Knie zitterten ihr noch. „Ich habe mich halt nicht getraut," gab sie zur Antwort. Dazu lachte sie. Der Hansi setzte sich ihr gegenüber an den Tisch.

„Ich bin doch schon manchmal allein gewesen," fuhr sie fort. „Aber heute, weil der Vater — im — im Zuchthaus ist, weil ihm alle bös wollen, mein Gott — ich habe so Angst gehabt." Ihr Gesicht wurde wieder ernst, trüb dann, das Weinen zuckte noch immer um die Mundwinkel.

„Ich bleibe jetzt schon da," sagte der Hansi, legte dabei den schweren Arm breit über den Tisch und nahm der Claudi Hand in die seine; es war gerade, als ob ein großes Tier eine Maus verschluckte, als

die runde Hand des Mädchens in der Arbeitstatze des Hansi unterging. Einen Augenblick blieb es ganz still. Sie hörten den Wind an der Hütte pfeifen. Das Mondfensterlein glitzerte auf sie nieder.

„Gelt — gelt — jetzt haben sie das dem Vater auch noch zuleid getan," sagte da die Claudi leise.

„Ja," gab er zurück.

„Sein Leben lang haben sie ihm nichts als zuleid gelebt da oben," klagte sie weiter.

„Die Kaiben," fluchte der Hansi.

„Weil — weil — sie meinen immer, daß er nicht recht sei im Kopf! Er tut halt so! Schon manchmal habe ich ihm zugeredet. Er ist deswegen doch gescheiter als mancher andre unten im Dorf."

„Natürlich ist er," bestätigte der Hansi. So sprachen sie eine Weile zusammen, eines ein Wort, dann das andre wieder eines. So der Hansi: „Meine Alten sitzen auch unten." Das sprach er verbissen, knurrig. Die Claudi nickte gedankenvoll. Nach einer Weile sah sie auf und sagte leise: „Mein Vater ist es nicht gewesen!"

„Das weiß ich," gab der Hansi zurück. Dann wurde er blutrot; ihn würgte etwas. Jetzt solltest auch sagen, der deine sei es nicht, durchfuhr es ihn. Und um die Welt brachte er das Wort nicht heraus.

„Meinst wohl, wann lassen sie ihn wieder los, den Vater?" fragte die Claudi. Er fuhr fast zusammen. „Ja," sagte er, „nicht so bald, denke ich. Es geht immer lang — so ein Prozeß."

Sie sah mit trüben Augen auf den Tisch nieder. Ein Schauer durchlief ihre Gestalt.

„Frierst?" fragte der Hansi. Er legte auch die

andre Hand auf den Tisch und streichelte die der Claudi, die noch immer in der seinen lag. „Frierst?" fragte er noch einmal; die Stimme zitterte ihm und klang sorglich und mitleidig.

„Nein," sagte das Mädchen, sah ihn an und wurde rot und sah schnell wieder auf den Tisch hinab. Was brauchte der Hansi ihr die Hand so zu drücken! Da kam er um den Tisch herum zu ihr.

„Komm, wir setzen uns an den Herd hinüber," sagte er. Sie stand willig auf und ging mit ihm in den Stubenhintergrund, der wie ein Schlupfwinkel war. Dort ließen sie sich auf den Strohsack nieder, der in der Wärme des Herdes lag, hockten ein paar Minuten nahe beieinander und schnauften nicht recht frei. Endlich legte der Bub den Arm um die Schulter der Claudi. „Komm, kannst da schlafen." So zog er sie an sich, daß ihr Kopf an seine Brust zu liegen kam. Sie sperrte sich ein wenig, aber weil sie in seinen Armen so verloren war, wie vorhin ihre Hand in seiner Tatze, gab sie nach und lag mausestill. Beide blickten durchs Mondfenster hinaus, lange und zufrieden. Weiß der Himmel, kein Wunsch war in ihnen.

„Ich bleibe jetzt immer da," sagte einmal ganz ruhig und aus seiner großen Zufriedenheit heraus der Hansi. Die Claudi mußte ihn dafür ansehen. Sie nestelte sich an ihn; mit der Wange kam sie an seine zu liegen. „O du," sagte sie nur und ganz leise.

„Ich will dich heiraten," sagte der Hansi.

Da kam ihr Arm langsam um seinen Hals geschlichen. „Du bist ein Lieber," sagte sie ihm ins Ohr.

Eng beieinander saßen sie jetzt. „Auf dem Taglohn verdiene ich ganz schön,“ sagte der Hansi. Und später: „In Bauen drüben heiraten wir, im Isengrund will ich nicht.“

Die Claudi sagte nichts mehr und fragte nichts mehr. Sie saß nur nahe bei dem, der auf einmal ihr gehörte, und machte die Augen zu: Welt, jetzt fall ein! Der, der Hansi, der trägt Sorge zu mir!

Zweiundzwanzigstes Kapitel

Der Werner Jacki lag seit Wochen begraben. Unten im Tal saßen der Furrer und sein Weib und neben ihnen der Kehle-Gisler noch in Untersuchungshaft. Die Nachforschungen nahmen indessen ihren Fortgang. Gerichtspersonen kamen, nahmen Augenschein von der Mordstelle, auch von der ehemaligen wieder, wo sie den Scharfegghüttler gefunden hatten; und der Jakob Jacki, der Führer, ging zwischen dem Isengrund und Altstadt hin und her mit schweren, entschlossenen Schritten, wahr machen, was er geschworen, als er, von einer Bergfahrt heimkommend, den Bub tot gefunden hatte: „Heraus muß es, wer das getan hat, beim Eid muß es heraus!“

Die vom Gericht und die vom Isengrund, der Jacki selber, der aufrechte alte Mensch mit dem strengen Willen, fanden aber alle zusammen nicht alles, was sie suchten. Die vom Isengrund mußten in Altstadt zeugen wie ehemals. Sie zogen nicht in geschlossenen Haufen aus wie das erstemal. Wie Freundschaft und Verwandtschaft sie zusammenband,

reisten sie, in Gruppen geteilt, und mißtrauisch schauten die einen auf die andern. Es war just kein Unfriede unter ihnen, aber auf allen lastete eine dumpfe Schwere. Jeder sann bei sich: Was wird der aussagen und der, zu wem wird der und jener stehen? Der Nachbar traute der Meinung des Nachbars nicht mehr. Seit der Jacki unter ihnen umhergegangen war, mit seinen blauen Augen aus eckigen Lidern sie angeblitzt und geherrscht hatte: „Hätten wir das erstemal den Mut gehabt zu sagen, daß wir es ihnen zutrauten, denen vom Rottal, die Mordtat, so lebte er jetzt noch, mein Bub!"

Eine ging allein ins Tal, sah keinen an, der sie überholte, während sie schwerfällig des Weges stieg, trug das schwarze Tuch überm Arm und den weißgrau gewordenen Scheitel dem Wind offen. Als sie vom Zeugenzimmer nach dem Gerichtssaal gerufen wurde, tuschelten ein paar Isengrunder zusammen: „Die hilft ihnen heraus, denen vom Rottal, auch diesmal, die Clari-Marie!"

Allein, wie sie gegangen war, kam die Clari-Marie zurück. Jetzt hatte sie ihr Tuch umgenommen; denn es war Abend und kühl. Sie hielt es mit der Hand vor der Brust zusammen; zuweilen, während sie die Isengrunder Straße hinaufstieg, hielt sie inne und verschnaufte; das Steigen wurde ihr nicht mehr leicht. Darum kam sie auch den übrigen Dörflern nicht aus, deren Stimmen laut und in wirrem Durcheinander in ihrem Rücken allmählich näher klangen. Auf dem Heimweg hatten sich alle zusammengefunden, die vorher eine bange Erwartung nicht hatte zueinander reden lassen. Es

war jetzt keiner und keine, die ihre Stimmen nicht in das Durcheinander des Gesprächs warfen. Was zu besprechen war, war zu wichtig, zu erwartet und doch zu überraschend.

„Habe ich's nicht gesagt: Nie kommt es aus, nie," tönte eine schrille Weiberstimme aus dem Haufen. „Auf der Brust liegend haben sie die Leiche gefunden."

Da stand der Jacki still, der inmitten eines Haufens von Männern ging. „Welche redet wieder so daher?" sagte er. Die Stimme klang ihm rauh und voll tief aus dem Innersten heraufgeholten Grolls. Mit den schweren Armen schaffte er sich unwillkürlich Raum, sein ganzes knochiges Gesicht war rot vor Entrüstung. „Und wenn sie sie jetzt auch wieder freigesprochen haben," sagte er, „sie sind es doch gewesen, die vom Rottal."

„Sicher! Und sicher!" murrten ihm die Nächststehenden nach. Langsam hoben sie an, weiterzugehen. Ueber ihnen erblickten sie jetzt die Clari-Marie.

„Wenn *sie* nicht hätte wollen — die Clari-Marie —" murmelte einer vom Rat.

„Ihr Zeugnis hat es diesmal nicht getan," widersprach der Präses und erklärte: „Aus Mangel an Beweisen sind sie freigesprochen, der Furrer und die Trini. Beweisen hat man ihnen nichts können! Gewesen sein können sie es doch! Darum haben sie auch keine Entschädigung zugesprochen erhalten!"

„Aber den Lätz entschädigen sie," warf einer ein, dem die Mißgunst aus den Augen sah.

„Und recht ist es," fuhr der Jacki aus einem

schweren Schweigen auf. „Den hätten sie nicht einstecken sollen, den Halbnarr! Das hätte ich ihnen gleich sagen können, daß es der nicht ist!“

Darauf begann sich eine Gruppe darum zu streiten, ob der Lätz verdächtig gewesen sei oder nicht. Zwei waren darunter, die ehemals geschrien hatten: „Natürlich kann er's sein, der Halbheide!“ Jetzt gaben sie klein bei; über kurzem waren sie mit den andern einig: „Die vom Rottal mußten die Schuld haben, keiner sonst!“

So hatte während der Verhandlungen der Wind sich gedreht. Keiner war mehr, der widersprach: Die vom Rottal mußten es gewesen sein! An der Meinungsänderung mochte der Jacki schuld sein mit seinem: „Hätten sie sie das erstemal im Zuchthaus behalten, so lebte er noch, mein Bub!“

Den Jacki sahen sie jetzt plötzlich große Schritte machen. Er schritt aus den Reihen der übrigen heraus und stampfte mit einer Art Hast fürbaß, bis er die Clari-Marie erreichte, die noch eine Straßenwindung vor dem nachstolpernden Volk voraushatte. Sie sah sich um, als er herankam. Er trat ohne einen Gruß neben sie und hielt mit ihr Schritt; nicht wie ehemals rückte er den Hut. „Dir kann ich nicht danken, Clari-Marie,“ sagte er mit immer demselben Groll in der Stimme, nur daß jetzt, wo er leiser sprach, es fast ächzend klang.

„Warum?“ fragte sie und sah ihn ruhig an; ihr Gesicht war gelb, und ihre Augen hatten Ringe. Dem Jacki zuckte es in den Zügen. Er schluckte mächtig. Der Gedanke an seinen einzigen Buben, der tot war, mochte ihn just schmerzhaft stechen.

„Weißt,“ preßte er heraus, „du bist auch mit schuld, daß er tot ist, der Bub.“

„So?“ fragte sie, beugte den Kopf und ging weiter; sie war wie eine, die geschlagen worden ist und Schlag um Schlag ruhig hinnimmt, den Schmerz verbeißend.

„Hättest ihnen nicht geholfen, denen vom Rottal, das erstemal,“ brach der Jacki heraus, „so lebte er jetzt noch, der Werner.“

Sie waren langsamer gegangen. Jetzt kamen die andern über sie; die hatten die letzten Worte noch aufgefangen. Auf einmal war es, daß die Clari-Marie und der Jacki wie unter der Bewachung der andern schritten. Vorn, zuseiten und hinten gingen die vom Isengrund. Im Weiterschreiten fuhr da und dort eine kurze Bemerkung auf, plötzlich, wie Flammenzungen aus schwarzem Meiler zucken.

„Sie sind es doch gewesen, die vom Rottal, Clari-Marie.“

„Schon lang hätte man sich darauf besinnen können. Ein roher Mensch ist er immer gewesen, der Furrer!“

„Wie er nur manchmal mit dem Vieh umgegangen ist.“

„Und der Geiz! Verhungert fast sind sie vor Geiz.“

Immer wieder kam ein Wort, immer wieder. Die Clari-Marie schwieg jetzt fast ganz.

„Ja — ja — redet jetzt — so,“ sagte sie nur einmal, die harten Lippen teilten sich kaum zu dem herben Hohnwort. Und dennoch fühlte sie die Worte der andern gleich Marterzangen. Es würgte sie

etwas, das sie sagen wollte: „Sie sind es nicht gewesen, fromm sind sie gewesen, ihrer Lebtag, der Schwager und die Schwester." Aber sie brachte das Wort nicht heraus. Zum erstenmal war ihr, als sei es keine Verteidigung. Und je weiter die andern sprachen und der Jacki mit seiner dumpfen Stimme Vorwurf auf Vorwurf häufte, war ihr, als rissen sie vor ihren Augen etwas nieder und rissen sie etwas von ihr weg! Die vom Rottal, die frommen zwei, an die sie geglaubt hatte und — und an die sie — nicht — nicht mehr glaubte, obwohl das Gericht sie freigesprochen hatte, die gingen ihr verloren!

Langsam kamen sie höher hinauf, immer hörte die Clari-Marie noch die Reden der Bauern und ihrer Weiber, kurz, schwerfällig und hart wie ihre Schritte, bald hier, bald dort, bald hinten, bald vorn. Im Dorfe erst zerteilte sich die Schar; Haus um Haus bröckelten einer, zwei und mehr hinweg.

Die Clari-Marie war als eine der ersten aus der Schar getreten und ohne zu grüßen gegen ihr Haus hinaufgestiegen. Die meisten gingen so hinweg, ohne zu grüßen; sie hatten alle die Gedanken noch an dem hängen, was vor Gericht geschehen war.

Das hing von da an wie eine Wolke über dem Isengrund, daß die zwei Morde ungesühnt blieben. „Auf den Gesichtern haben sie gelegen, die Toten," flüsterten die Abergläubischen, „alleweil haben wir es gesagt, daß es nicht auskommen wird." Dann ging wieder stürmisch wie ein durch die Dorfgasse fegender Windstoß das Gerede: „Die vom Rottal sind es gewesen, sicher kein andrer!" Und dann

kam furchtsam und doch wieder bedeutsam von einem und dem andern Mund ein: „Man weiß es nicht!“

Die Furrerschen wagten nicht nach dem Isengrund zurückzukommen. Bei Verwandten im Schwyzerbiet drüben wohnten sie, hieß es. Freilich ein paar, wie der alte Jacki, waren im Isengrund, die vielleicht in der Gasse gestanden haben würden, wenn die vom Rottal zurückgekommen wären, und die vielleicht, finster blickend, ein schweres Wort gesagt haben würden: „Selber strafen wir, wenn die vom Gericht keine Gerechtigkeit wissen!“

Der Lätz kam heim, der freilich. Er lachte nicht, als er ins Dorf trat. Keine Laune zu singen oder närrisch zu tun kam ihn an, als er zwischen den Häusern hindurchschritt und in den Rothornweg einbog. Seine Lippen saßen fest aufeinander, und er sah mit ernsten Augen um sich; fast schien es, als wäre sein Blick feucht; er hatte etwas Ehrwürdiges an sich, der alte, zerlumpte Mann, und daneben, wenn da und dort einer ihm begegnete, stand es wie eine Frage in seinem Gesicht: „Was wird das nächste sein, ihr da im Dorf, das ihr mir antut?“

Die Clari-Marie sah aus der Tür ihrer Werkstatt, als er vorbeiging. Ihre Blicke trafen sich flüchtig; dann wandte die Truttmannin das Gesicht. Sie wußte, daß der fast einen Sieg davongetragen hatte, der Kehle-Gisler. Entschädigt hatten sie den noch! Aber — und ihr Mund wurde schmal in einem Ausdruck der Mißachtung — das blieb er doch, was er war, ein Halbheide, einer, der — der — Und so wohl konnte er der Tat fähig sein, wie die

zwei andern, der Schwager und die Schwester, auf die sie jetzt alle Schuld warfen!

Die Clari-Marie, während der Kehle-Gisler vorüberstieg, hatte keinen Gedanken, daß sie ihm unrecht getan haben könnte!

*

Wie eine Wolke hing es über dem Isengrund. Zwei Morde waren geschehen, und den Täter kannte keiner, keiner mit Sicherheit. Es war, wie wenn es im Dorfe immer gewitterig wäre, schwül, keine freie Luft mehr.

„Herrgott, Herrgott!“ seufzte der Huber, der Löwenwirt, und schwitzte. Tag um Tag verminderte sich die Zahl seiner Gäste, und die leergewordenen Stuben wollten sich nicht mehr füllen. Zu dem verdrehten Volk da oben will keiner mehr hinauf, hieß es im Tal. Es schien so. So plötzlich, wie sie das neu entdeckte Bergtal bevölkert hatten, blieben die Fremden weg. Mitten im Sommer stand der große Gasthof plötzlich leer.

„Wißt ihr? Jetzt ist keiner mehr da, im Löwen,“ raunte es durchs Dorf. Der Huber reiste ins Tal, um neue Gäste zu werben, seine Geschäftsempfehlung stand in allen Zeitungen. Es nutzte nicht viel. Ein paar Menschen kamen wohl. Nach ein paar Tagen gingen sie wieder. Zum Sterben still sei es da oben. Da blieben sie nicht! So kam kein Leben mehr in die Sache.

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen,“ sagte Huber, als er sah, daß es mit seinem Geschäft nichts mehr werden wollte. Er machte ein trübes Gesicht

dazu. Zu Jaun, dem Doktor, mit dem er gut stand, ließ er sich vernehmen: „Wenn's nicht will, das nächste Jahr, zu lange mühe ich mich da oben nicht ab, und alles will ich nicht aufs Spiel setzen."

„Ein Jahr muß man vorbeigehen lassen," sprachen die vom Isengrund ihm nach. Aber zufrieden waren auch sie nicht. Nur die Clari-Marie hörten ein paar Weiber äußern: „Laßt sie wieder fort, den Huber und seine Fremden! Wäre es immer still gewesen im Dorf und wir eigner Meister wie sonst, es wäre nie so unfriedlich geworden, wie es jetzt ist!"

„Ja, ja," stimmten jene Weiber bei. Aber eine Anzahl derer, die vom „Löwen" Verdienst hatten, fuhren auf. „Was? Schweigen soll sie, die Clari-Marie! Mitgeholfen hat sie, dem Löwenwirt Steine in den Weg zu legen. Mitgeholfen hat sie, wenn wieder die Armut Trumpf ist im Isengrund!"

Allmählich kam der Winter, der die große Stille brachte, die nicht ungewohnt war und gegen die sich keiner auflehnte.

Als der erste schwere Schneefall über das Tal gegangen war, stand der zittrige Töni, der Schreiner, eines frühen Morgens in der Wohnstube der Clari-Marie, hielt sich an einem Stuhle fest und war fahl im zusammengeschnurrten Gesicht. „Beim Eid, Frau," sagte er mit unsicherer Stimme zur Clari-Marie, die mit ihm beim Morgenbrot gesessen hatte, „heute kann ich nicht hinüber in die Werkstatt, in den Knien habe ich es so und im Kopf, ganz wirr ist mir." Dabei schob er den uralten Filz vom Kopf, als ob ihm heiß sei.

„Es wird der Uebergang sein," sagte die Clari-Marie, „weil es Winter wird jetzt. Setz dich an den Ofen oder geh wieder ins Bett. Es wird schon besser werden bis morgen." Aber als ihr Blick bei den Worten zufällig den Alten streifte, wunderte sie sich schier. Sie hatte noch nie beobachtet, daß dem Töni sein Haar schon so weiß war wie der Schnee, der jetzt in die Fenster leuchtete.

Der Alte saß nachher den ganzen Tag fröstelnd am Ofen. Am Abend — er war immer ein Frommer gewesen — meinte er zur Clari-Marie: „Mit dem Pfarrer möchte ich reden einmal; es ist mir doch nicht so recht."

Die Clari-Marie horchte auf, sah ihn scharf an und erschrak. Der Töni war manchmal ein Brummiger gewesen, hatte auch ein paarmal, früher besonders, vom Fortgehen gesprochen, aber er gehörte doch fest zum Haus; und nun war es, als sei er auf der Abreise, auf einer langen, die keinen Rückweg hatte. Die Clari-Marie sah scharf, Zeichen standen in des Tönis Gesicht!

„Geh, hol den Pfarrer," befahl sie der Severina draußen im Hausflur. Der Pfarrer betrat ihr Haus sonst nicht mehr, weil er wußte, daß er nicht willkommen war. Mochte er heute kommen!

Als er nach einer Stunde kam, ließ sich die Clari-Marie nicht sehen. „Für den Töni kommt er, nicht zu mir," sagte sie zur Severina, als diese zu rufen kam. Der Töni war inzwischen vom Ofenstuhl weg und ins Bett gekrochen. Sein klein gewordener Kopf sah wie ein Puppenschädel aus den buntbezogenen Kissen. „Ihr hättet das heilige Oel

mitbringen sollen, Pfarrherr," stammelte er, als der Hochwürdige zu ihm trat.

So kam der Pfarrherr nach einer Stunde noch einmal zurück, im Ornat diesmal und mit dem Sigristen zusammen, der ihm das Rauchfaß trug. Wieder war die Clari-Marie nicht da, obwohl sie bis kurz vorher an des Tönis Bett gesessen hatte. Die schlanke Severina stand dem Pfarrherrn Rede.

Der Töni war schläfrig, so schläfrig, daß er unsäglich mühsam die Augendeckel aufriß, als der Pfarrherr eintrat, wie im Traum nachstammelte, was der ihm vorbetete, und über dem Stammeln selber einschlief.

„Nur Schlaf hat er," sagte der Pfarrherr nachher im Weggehen zur Severina, „am Sterben ist er noch lange nicht, wenn ich recht sehe."

Die Clari-Marie wußte es anders. Die stand in der Werkstatt und wählte schöne weiße Bretter aus und maß und kerbte ein und legte sich Werkzeug zurecht. Als der Pfarrherr fort war, ging sie zum Töni zurück. Der lag und schlief und atmete so leis wie ein Neugeborenes.

Als Schlafensstunde war, hieß die Clari-Marie die Severina sich legen. Sie selber ging mit langsamer Geschäftigkeit im Hause herum; jeder Gang endete in des Tönis Kammer. Bis über Mitternacht hinaus war darin, wenn einer scharf lauschte, der Kinderatem des alten Menschen zu hören. Als der neue Tag begonnen hatte, war das kleine Auf und Ab des Atems still.

Die Clari-Marie kam wieder durch die Tür herein, gerade hin zum Bett. Sie lauschte nicht,

sie sah nur das weiße, spitze Alteleutgesicht an und fuhr zweimal über des Tönis Augen. Dann ging sie hinüber nach der Werkstatt. Was sie da tat, schien ihr wie das erste Pflichtgebot, schien ihr der fürnehmste Liebesdienst, den sie dem alten Knecht schuldete. Sie begann den Sarg zu zimmern.

Und da, während die Säge pfeifend ins Holz schnitt, schnitt ihr selber etwas ins Herz: „Der auch ist weniger, Clari-Marie, der auch noch!“ Und plötzlich mußte sie die Arbeit lassen und ins Haus hinübergehen und in die Kammer der Severina hinein. Dort stand die hartsinnige Frau an der Tür, durch die sie leise eingetreten war, und sah die schlafende Severina an und zwang sich, still zu sein und stehenzubleiben, obwohl eine Gier sie hinriß ans Bett, daß sie sich darüberwerfe und der dort, dem Kind, dem letzten im Hause, sage: „Du, lieb bist mir! Alle sind mir lieb gewesen, nur sagen kann ich's nicht. Es ist nicht in mir, daß ich es sage! Aber lieb bist mir du — du — und bei mir mußt bleiben, du — weil — weil — es ist ja sonst keiner mehr da!“

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Sein ganzes Leben hindurch hatte der Töni nicht in einem so schönen Hause gewohnt, wie das war, in dem er die letzte Reise tat. Die Clari-Marie hatte es ganz allein gezimmert, es weiß ausgeschlagen und ein weißes Kissen hineingelegt. Sie verstand das Handwerk; ohne Gesellen wurde sie fertig, und

dieselben Hände, die das Haus genau gefügt, daß Brett an Brett sich scharf und glatt legte, faßten den Toten sicher mit knappem Griff und betteten ihn ein. Es fielen keine Tränen in den Sarg, kein rührsames Jammern war an des Alten Leiche, aber das aufrechte Weib, das ihm die letzten Wohltaten tat, hatte in all seinem kurzen, entschlossenen Wesen eine Art Feierlichkeit, so daß dem Töni Ehre geschah, wie kaum je einem im Isengrund geschehen war. Zur Stunde, da der fertige Sarg aus der Werkstatt in die Stube hinüber genommen wurde, schloß die Clari-Marie die Werkstattür ab und verwahrte den Schlüssel in ihrer Schlafstube. Einen Buben, der wenige Tage nach des Tönis Begräbnis ihr Arbeit brachte, wies sie an den Zurfluh-Felix, einen jungen Schreiner, der seit einem Jahre im Dorfe saß. „Ich lasse es gelten jetzt, mit der Schreinerei."

Nachher ging es wie ein Lauffeuer durchs Dorf: „Die Clari-Marie gibt die Werkstatt auf."

Der Russi, ein achtzigjähriger Bauer, den sie am gleichen Tage an der Straße traf, hielt sie an und meinte: „Nicht mehr schreinern willst, scheint's, du, Clari-Marie?"

„Ja," gab sie zurück, „es wird mir zuviel allein, und mit einem neuen Gesellen will ich mich nicht plagen."

„Hm, hm," brummte der andre, „das ist mir jetzt nicht recht, das ist es mir! Die Frau und die Kinder hast mir in die Särge getan, jetzt — jetzt — für mich hättest ihn wohl auch noch machen können!"

Da ging durch das Gesicht der Clari-Marie

wieder der Schein, der für ein Lächeln gelten konnte: „Für dich mache ich ihn dann, den Sarg, schon weil du mir ein so guter Kunde hast sein müssen."

Aber der Russi war zäh und noch lange nicht am Tode. So blieb die Werkstatt geschlossen, und die vom Isengrund gewöhnten sich daran, zum Zurfluh zu laufen, wenn sie eines Schreiners bedurften.

Der Winter war schwer auf dem Land. Er begrub das Dorf unterm Schnee, daß alles gleich war, Felsen und Matten und Steintrümmer, Häge, Bäche und Hütten, alles weiß, und daß alles still war, das Wasserrauschen und das Hin und Her der Dörfler, das Gerede von den zwei Erschlagenen und das Jammern und Schimpfen des Löwenwirts, der noch den ganzen Herbst hindurch Hoffnung auf Gäste gehabt hatte. Wie die Maulwürfe auf den Feldern gruben sich die vom Isengrund wieder aus dem Schnee ans Tageslicht, stampften die Wege zurecht und lebten den kargen Winter nach alter Gewohnheit.

Im Zieglerhaus saßen die Clari-Marie und die Severina. Die Clari-Marie hatte hier und da einen Gang zu tun; manchmal war eine oder einer krank, zweimal ging Blust auf, der an keine Jahreszeit gebunden ist, Menschenblust, und mußte die Clari-Marie einem Weibe helfen, einen Menschen schmerzhaft zum schmerzhaften Leben zu bringen. Aber der Präses, der habliche Bauer, dem die Tochter krank wurde, holte den Jaun, den Doktor, zu ihr und nicht die Clari-Marie. Es war das erstemal, daß ein Einheimischer ihr untreu wurde. Sie setzte

die Lippen eng aufeinander, als sie es hörte, aber sie sagte kein Wort.

Die Severina besorgte das Haus, wie es ehemals die Cille getan hatte. Aber die Cille hatte die Einsamkeit liebgehabt und war sie gewohnt; der Severina aber war es zu still im Haus. Sie saß eines Abends, als draußen wieder die schweren Flocken fielen, dicht und langsam, Schnee auf Schnee an den Fensterrahmen wachsend, als sollte ein Vorhang über die kleinen Scheiben gesponnen werden, am Ofen und hatte die Hände müßig im Schoß liegen. Sie war nie träge gewesen, obwohl sie nicht stark war mit ihrer engen Brust, den Gliedern, die wie aus feinem und fremdem Holz geschnitzt waren, und dem schmalen Gesichtlein, aber heute war ihr die Arbeit leid, weil das Herz ihr weh tat. Zu still war es im Hause, zum Erschrecken still. Die Clari-Marie war fort, im Dorf bei einem Kinde, das krank war; seit kurzer Zeit waren viele Kinder krank im Isengrund! Wenn die Clari-Marie fehlte, war es wie tot im Haus. Und selbst wenn sie hier war — zu still war es doch! Der Hansi war fort und kam nie mehr! Der lebte jetzt oben beim Kehle-Gisler, beim Lätz, in der gleichen baufälligen Hütte mit dem Alten; von seinem Taglohn lebte er, der Hansi, mit seiner Frau zusammen, der Claudi. In Bauen drüben hatten sie geheiratet. Das ganze Dorf war in Aufruhr gewesen, als sie auf einmal im Amtsblatt gestanden hatten! Jetzt hausten sie schon ein paar Wochen zusammen. Aber heim kam der Hansi nicht mehr, wegen der Base nicht. Die vergab ihm nicht, daß er das halbwilde Mädchen,

dem Ungläubigen, dem Gisler seines genommen hatte! Hatte er so unrecht, der Hansi? Die Severina faltete die Hände am Knie und staunte vor sich hin. So unrecht hatte der Hansi nicht! Sie konnte sich die Claudi vorstellen, das braune zierliche Ding mit dem Kopf tief zwischen den Schultern und den klugen und warmen Augen. Sie war immer schon in der Schule eine zum Gernhaben gewesen. So war es nichts Verwunderliches, wenn der Hansi und die Claudi nun beisammen da oben in der Hütte saßen und einander gern hatten. Schön war es gar; überall, wo viel Liebe war, war es schön! — Darum war auch drüben, wo der Jaun und die Cille hausten, gut sein. Die Base Cille wußte nicht, was alles sie anfangen sollte, dem Jaun die Stube traulich und das Leben recht zu machen. Dafür sah er sie mit dem zerfahrenen Blick manchmal andächtig an und sagte: „Ihr seid doch eine Gute, Mutter." Der Jaun war ein Spaßiger! Manchmal stieß er auf allen Seiten mit den Ellbogen an, so ungelenk war er, und wenn er sprach, tat er es in abgehackten Sätzen, als müßte er immer wieder irgendwohin tief hinuntersteigen, um ein Wort heraufzuholen. Rot wurde er auch immer beim Reden. Bah, und manchmal nahm er einen bei der Hand und tätschelte einen, ganz in Gedanken, und hielt in Gedanken die Hand fest, weiß Gott wie lang! Aber viel mußte der Jaun im Kopfe haben! Er lernte auch noch immer. Aber — aber — er verdiente nicht viel, jetzt im Winter. „Mußt denn hausen, Mutter," hatte er jüngst einmal zur Base Cille gesagt und hatte ganz ängstlich dabei ausgesehen.

Und dennoch war es heimelig drüben bei den beiden, und froh war sie, die Severina, daß sie jetzt und jetzt hinübergehen konnte! — Weil — weil es so still war im Haus, und die Base Clari-Marie so weit von einem weg war, selbst wenn sie in der Stube bei einem saß! Gut war die Base Clari-Marie, eine wundersame Frau, fast zu hoch für andre — fast zum Fürchten, und doch wieder gut und doch wieder fremd! Es war nicht zum Heimisch-werden bei ihr. Und sie, die Severina, war allein noch da bei ihr! — — Wie lange war das nur schon, daß sie da war! Unzählige Jahre fast! Sie erinnerte sich kaum, daß sie einmal oben im Rottal gewohnt hatte! Bei den — bei Vater und Mutter! — — Ja, die waren auch immer fort, Vater und Mutter! — Nicht heim durften sie! Sie wohnten noch immer im Schwyzerbiet! Der Jacki ließ sie nicht heimkommen, der alte, und andre nicht! „Sie sollen sich gewahren und fortbleiben," sagten die vom Isengrund je und je. — Sie kamen wohl nicht mehr, der Vater und die Mutter!

Die Severina saß lange an dem einen Fleck. Es war so über sie gekommen, daß sie mit offenen Augen träumte. Immer, wenn ein Gedanke sie verließ, kam ein andrer, und ein Bild schob immer das andre hinweg. Es dämmerte in der Stube und wurde dunkel. Sie hatte dessen kaum acht. Endlich wurden ihr in der Dunkelheit die Augen schwer, die Bilder verschwammen, der Kopf kam ins Nicken. Nun schlief sie schon fast. Da kam die Clari-Marie heim. Die Haustür knarrte laut genug, und der Flurboden schrie unter ihren Tritten.

Die Severina fuhr auf. Es war ihr ganz wirr zumut. Sie schüttelte mühsam die Schwere ab, die ihr in den Gliedern lag, tappte nach den Zündhölzchen und stand an der Lampe, als die Clari-Marie eintrat.

„Hast nicht einmal Licht?“ fragte diese im Hereinkommen.

„Ich zünde just an,“ sagte die Severina entschuldigend. Der Clari-Marie schien nicht aufzufallen, daß sie müßig gewesen war. Sie nahm ihr Tuch ab und ging aus und ein hernach. Dabei sprach sie wenig. Nach dem Abendbrot saßen die zwei Frauen beisammen; aber die Clari-Marie war noch immer wortkarg. Einmal sprach sie davon, daß es den Anschein habe, als wolle an die Kinder im Isengrund eine erbliche Krankheit kommen. Sechs schon seien krank, und bei allen fänden sich dieselben Erscheinungen. Die Severina war hierauf voller Neugier und wollte das wissen und jenes. Aber die Clari-Marie schien mit den Gedanken plötzlich weit weg zu sein; sie antwortete kaum, langte dann das Heft hervor, in dem sie die Unkosten ihres kleinen Haushalts aufschrieb, setzte sich davor wie so oft und staunte hinein. Ein paarmal versuchte die Severina noch von dem und jenem zu sprechen, aber die Truttmannin hörte nicht. Dann fiel das Schweigen wieder zwischen beide, das oft und oft über ihren Abenden lag. Die Severina hatte eine Arbeit zur Hand; anfangs stichelte sie tapfer, aber dann bedrängte sie die Stille wieder, das Heimweh packte sie nach denen, die fort waren. Die Tränen traten ihr in die Augen; immer mehr füllten sich diese.

Nun hingen große Tropfen an ihren Wimpern. Die Clari-Marie sah es ganz zufällig, als sie einmal hinüberblickte.

„Was hast?" fragte sie und klappte das Heft zu.

„Nichts," gab die Severina zurück; aber sie schluchzte leise auf, während sie die Tränen abwischte. Die Clari-Marie legte die festen Arme auf den Tisch und sah das Mädchen an. „Sag's doch," sagte sie ganz ruhig, „es ist dir langweilig bei mir."

Die Severina schwieg. Die Clarie-Marie strich mit der Hand sinnend über die Tischplatte. Jetzt sprach das Mädchen. „So still ist es — seit — seit sie alle fort sind!"

„Ja, ja, es ist still," sprach die Clari-Marie ihr nach. „Geh halt auch zur Cille hinüber!" sagte sie dann. Das letzte klang noch immer ganz ruhig. Aber die Severina mußte die Clari-Marie ansehen, als sie es gesagt hatte; es hatte geklungen, als gebe sie ihr ein Geschenk: Nimm das noch, weiter kann ich dir nichts mehr geben! Da nahm sie sich zusammen. „Nein, nein," sagte sie fast heiter. „Fortgehen will ich doch nicht, was denkt Ihr auch?"

Die Clari-Marie stand jetzt auf. Sie ging hinaus und kam wieder. Die Severina wurde indessen ihres Trübsinns Herr. „Ihr — Base," sagte sie jetzt und lachte: „Was das für ein Spaßiger ist, der Jaun! Ansehen tut er mich manchmal, als ob er Hunger nach mir hätte."

Die Clari-Marie wendete sich scharf um. „So?" sagte sie, und dann: „Du wirst es wissen, Severina, beide kannst du nicht haben — entweder den Jaun oder mich. Das mußt schon im Sinn behalten!"

Die Severina erschrak. Die Clari-Marie hatte ein ganz krankes Gesicht, als sie das sagte, und ging jetzt aus der Stube und kam lange nicht wieder. Aber dem Mädchen wurde ein Rätsel klar. Entweder den Jaun oder mich! hatte die Base gesagt. Den Jaun haben! Zum Mann haben, hieß das! Mein Gott, an so etwas hatte sie nie gedacht. Und — und — sie mußte beinahe lachen. Den Jaun! Gern hatte sie ihn, aber zum Manne?

Sie lächelte wirklich vor sich hin; und das Herz war ihr ganz leicht. So wenig hatte es sie bisher gekümmert und kümmerte es sie jetzt, das mit dem Jaun! Der war wie ein Bruder! — Doch — halt — nein — das, wie er sie manchmal anschaute!

‚Hat — hat er dich gern, der Jaun?' sann die Severina.

*

Das kam nun wirklich, was die Clari-Marie gefürchtet hatte, das Kindersterben. „Was ist es denn, was sie haben?" fragte eine Frau, die keine Kinder hatte, die Nachbarin: „Was weiß ich," gab diese zurück; „die Clari-Marie selber weiß nicht, was für einen Namen die Krankheit hat."

„Und der Jaun?"

„Der? Ein Wort weiß der schon dafür, aber eines lateinisch oder griechisch oder weiß Gott wie, aussprechen kann es kein Mensch."

Die Clari-Marie ruhte nicht Tag und Nacht. Seit vier Tagen hatte sie keine Stunde Schlaf gehabt. Wenn sie durch die Gassen ging, sahen sie aus allen Häusern ihr nach. „Wo geht sie jetzt

hin?“ Und die, die ein Kleines oder gar mehrere krank liegen hatten, reckten die Hälse und hatten sehnsüchtige Blicke. Wird sie jetzt zu dir kommen? „Eine wie ein Engel ist die,“ tönte es wieder im Rücken der Clari-Marie wie früher schon. Die sagten es, die noch ihre Hoffnung auf sie setzten, und die andern sagten es, denen die Hoffnung schon zu Scheiter gegangen, deren Kindern die Clari-Marie hatte sterben helfen.

„So — so — so,“ tröstete die Clari-Marie, wenn die kranken Kinder schrien. Das sagten andre Weiber auch. Aber diese da! Sie sang nicht, ihre Stimme war nicht einmal weich und zärtlich, sie klang fast stark, aber — lag es im Wort — im Ton — — weiß Gott worin, wie starker, kühler Friede wehte es einen an. „So — und jetzt beten wir,“ sagte sie dann; und sie ließ die Kranken die Hände falten und betete mit ihnen, die eignen festen Hände um die schwachen andern gelegt. Es war, als fließe Kraft aus ihrem Leibe in den der Kinder über, und Glaube aus ihrem Glauben ergieße sich in der Kinder Seele. Die Augen der Kleinen begannen zu leuchten, ein Rot der Freude huschte auf ihre Wangen, wie ein Sonnenfunken auf eine weiße Blume fliegt. Und mitten im Beten, mitten in einer plötzlich erwachten Freude sank manches zurück und war tot und hatte um den Mund noch ein Lächeln! So leicht hatte die Clari-Marie ihm das Sterben gemacht!

Selbst die ganz Kleinen, die noch nichts wußten und doch schon unbewußt sich gegen den Tod wehrten, wußte sie zum Schweigen zu bringen und

einzuwiegen, daß sie Schlaf fanden, während sie sonst bei der Mutter bis zur Erschöpfung schrien.

„So — so — so!" Wenn die Clari-Marie in eine Stube trat, in der der kranke Säugling schrie, sprach sie das schon unter der Tür. Es war, als kennte sie jedes. Das Weinen wurde schwächer; es ging in Wimmern über, wenn sie das Kind aufnahm und es an sich hielt. Dann begann sie auf und ab zu schreiten. Manchmal hockten Bauer und Bäuerin und ein Haufen größerer Kinder am Tisch und in den Stubenecken und rührten sich nicht, sahen nur der Clari-Marie zu, wie sie mit dem Kleinsten auf und ab schritt, die breite, plumpe Gestalt, nichts Großes in der Erscheinung, nichts an sich, was anders war als an andern Weibern! Das schwarze, schlichte Gewand, das bleiche, starke Gesicht dagegen schimmernd, die schwarzen Brauen und das silberige Haar und gerade ausfliegend, ruhig und scharf der Blick der grauen Augen! Stark war sie, die Clari-Marie, wie ein Turm war sie, wenn in der Stube das Elend saß. An ihr emporblickend bekam der Bauer wieder den steifen Nacken, der zum Lasttragen not tut, und die Bäuerin richtete sich an ihr auf! Wenn sie das schlafende Kind endlich ins Korbbett zurücklegte, fragten sie alle zaghaft: „Gehst schon?" Und wenn sie wirklich ging: „Was meinst, wird es leben?" und „Gelt, du kommst bald wieder?"

Ob sie leben würden, vermochte die Clari-Marie von den Kleinen nicht zu sagen. Ihre Kunst versagte, und sie wußte es. Aber von allen im Isengrund ahnte keines, daß mit jedemmal, da wieder ein Totes in einem Hause lag, die Clari-Marie wie

ein Messer im Herzen trug: ‚Wieder hast nicht helfen können! Wieder nicht! Ja, kannst du denn nichts mehr?‘

Da ging auf einmal ein Gerede durchs Dorf. Von des Präses Haus ging es aus. Dem war ein zehnjähriger Bub krank geworden, und er hatte wieder den Jaun, den Doktor, geholt. Jetzt, vier Tage später, lag der Bub, den vorher die Fieber geschüttelt hatten, in ruhigem Schlaf. „Er wird gesund,“ hatte der Jaun gesagt, „gutstehen will ich Euch, daß er gesund wird!“

Darauf der Präses: „Ja, und getraust du dich, jedes gesund zu machen von den Kindern, die jetzt an der Krankheit liegen?“

„Wenn ich rechtzeitig gerufen werde, ja!“

„Der Jaun, der Doktor, kann es. Helfen kann er!“ Vom Dorfende kam das Wort und fuhr wie ein Sturm durchs Dorf. Jetzt liefen alle zum Jaun, zum Doktor, nicht offen, nicht auffällig. Hinten herum schlichen sie. „Könntest auch zu mir kommen, Jaun!“ sagten sie, „das Kind ist krank; aber könntest schon kommen, wenn es dunkel ist, daß die Clari-Marie nicht davon hört. Sie hat es nicht gern, die Clari-Marie, und wir sind ihr Dank schuldig — wir —“

„Schon recht,“ sagte der Jaun und kam im Dunkeln. Es starben noch zwei Kinder im Dorf nachher, zu denen er zu spät gekommen war.

Aber die Clari-Marie hörte es doch und erfuhr es doch. Sie stand am Fenster ihrer Kammer, wo sie allein war, und riß das Fenster auf, daß der eiskalte Winterwind hereinfuhr und mit rauhem

Schlag ihr Stirn und Wangen traf. Sie stand aufrecht und sah sich um. Die Häuser standen fest und die Berglehnen und die Felsen! Es war nichts mit dem Wanken, das sie empfand! Und sie nahm sich zusammen und sagte sich's vor, fest, tapfer: 'Das Wanken! Das ist nur in deinem Leben — das Beben! Und jetzt — diesmal — jetzt mußt wissen: Mit deiner Kunst ist es nichts! Du kannst nichts, Clari-Marie. Es ist jetzt einer im Isengrund, der mehr kann als du!'

Vierundzwanzigstes Kapitel

Das jüngste Kind einer Welschen war krank, eines armen Weibes, das zehn Kinder zur Welt gebracht und erfahren hatte, welche Hilfe die Clari-Marie für ein Bettelweib wie sie war. Die schickte nicht zum Doktor, als ihr vierjähriger Bub sich an dem Uebel legte, das im Dorf war und nicht weichen wollte; zur Clari-Marie rannte sie: „Komm, Frau, hilf!"

Die Clari-Marie ging hin; sie hatte schmale Lippen, als sie in die dumpfe, fürchterliche Stube trat, in der die andern Kinder mit dem kranken zusammengesperrt waren; auf der Zunge lag ihr ein: „Schickt zum Doktor, Frau; der gilt jetzt im Dorf, nicht mehr ich."

Aber als sie das Elend wieder sah, das sie zehnmal hatte kennen lernen können, brachte sie es nicht anders über sich und war es ihr, als könnte hier kein andrer, als müßte sie helfen. Sie mühte

sich um das Kranke, ordnete die Stube, lüftete und sah doch, daß die Geschwister des erkrankten Kindes da nicht bleiben konnten, sollte das Uebel nicht auch an sie kommen. Sie brachte die älteren nach vielem Bitten und Betteln bei Nachbarn unter, drei nahm sie selber nach Hause. „Da, Kind, hast Gesellschaft und kannst abwarten," sagte sie zur Severina. Die war froh wie kaum je, räumte zwei Kammern zurecht und verzog von der Clari-Marie, damit sie nachts in der Nähe des welschen Kleinvolks sei, über die Treppe hinauf in eine der beiden Dachstuben.

Am nächsten Tage schon waren die Kinder heimisch, und die Severina ging mit leichten Schritten im Hause umher, hatte glänzige Augen und lachte mit dem Kleinvolk um die Wette. Jetzt war Leben im Haus!

Eines Tages kam die Clari-Marie zurück, blickte nicht so bitterlich streng und verschlossen wie sonst, hatte fast ein leises Rot der Freude auf den Wangen. „Jetzt wird er gesund, der Welschen ihr Bub," sagte sie. Die Nacht war sie fortgeblieben und hatte bei dem kranken Kind gewacht. Wunder, Wunder, jetzt wurde es gesund, ihr wurde es gesund!

Die Severina, die ihr in den Flur entgegengegangen war, sah bleich aus. „Aber," sagte sie hastig, „mit der Maria, dem Mädchen, ist es nicht recht. Es liegt noch oben im Bett. Die ganze Nacht hat es gefroren, mit nichts habe ich es erwärmen können. Zu mir habe ich es genommen, und doch hat es geschüttelt vor Frost."

Die Clari-Marie blieb mit einem Ruck auf dem

Weg in die Stube stehen. „Oben liegt es, das Kind?“ fragte sie.

Die Severina nickte. Da trat die Clari-Marie auf die Treppe, die ins obere Stockwerk führte. Aber sie wendete sich plötzlich wieder: „Zu dir hast es genommen?“ fragte sie hastig und mit kurzem Atem. Und kopfschüttelnd ging sie hinauf zu dem Mädchen.

Am Ende war es: Das Mädchen der Welschen, die Marie, wurde krank im Hause der Clari-Marie, während der Bub daheim bei der Mutter rasch genas. Da ließ die Clari-Marie die zwei gesunden Kinder in ihre eigne Stube bringen und verbot ihnen, die kranke Schwester zu sehen; sie selber trat oben bei dieser die Wacht an. Die Severina hieß sie auf die gesunden achten. „Daß du mir nicht mehr zu der Maria hinaufgehst,“ schmälte sie.

Aber die Severina hatte für das Kranke mehr Liebe und Mitleid als für die Gesunden, stand manchmal plötzlich hinter der Base, wenn diese um das fiebernde Kind sorgte, und lieh ihr Hand; und die Frau war so versunken und eifrig in der Pflege, daß ihr oft nicht auffiel, wie die Severina ihr eignes Gebot übertrat. Plötzlich freilich pflegte sie dann zu erwachen, schob das Mädchen mit unwirscher Eile aus der Kammer, sagte ein: „Jetzt kommst mir nicht mehr, hörst,“ aber ihr Drängen war nicht so streng wie sonst; da sie zu wohl unterschied, wie das warme Herz die Severina zum Helfen trieb, und sie darum nicht schelten mochte.

Dann geschah auch das Große und Freudige noch, daß dieses zweite Kind genas. Es kam der

Tag, an dem die Clari-Marie die Kinder wieder heimbrachte zu deren Mutter. Mit festem, raschem Griff tat sie bei der Welschen die Tür auf. „So," sagte sie im Eintreten mit ihrer klaren, starken Stimme, „jetzt ist wieder einmal Sonntag, Frau! Jetzt kannst deine der Reihe nach ansehen; es ist keines mehr mehlfarbig wie auch schon."

So ließ sie dem Weibe die Gesundheit in der Stube zurück und einen kleinen Reichtum, die Tage neu anzufangen; ein Laib Brot lag auf dem Tisch, ein paar Franken daneben, und drei der Kinder gingen in neuem Gewand von dem starken Tuch, wie die Clari-Marie es selber aus Schafwolle spann.

Die Krankheit wich nicht nur aus der Elendstube der Welschen; sie verließ auch das Dorf. Da hatte der Jaun sie vertrieben. „Das ist denn schon ein Geschickter," sagten die vom Isengrund.

Der Winter ging zu Ende. Es wurde wärmer im Tal. Schmutzige Eiskrusten lagen noch über den Wegen, aber über die Mittagsstunden rannen Bäche daraus und die Dachtraufen liefen, und oben am Rotstock kam die große Laue, die immer den Frühling ansagt.

„Brauchst auch nicht mehr so einzuheizen jetzt," sagte die Clari-Marie zur Severina. Sie saß über eine rauhe Näharbeit gebeugt und öffnete jetzt das Kleid am Halse. „Jesses, wie heiß!" stöhnte sie.

„Es ist doch noch kalt," gab die Severina zurück. Da sah die Clari-Marie erst, daß sie am Ofen stand und sich wärmte.

„Ja, frierst denn, du?" fragte sie staunend. „Gestern und heute friere ich immer," antwortete

die Severina. Jetzt sah die Clari-Marie das andre noch, das, daß das Mädchen wundersam aussah, wie ein Wachsbild, Nase, Stirn, Wangen und Lippen, alles weiß, aber scheinig, wie mit unsagbar feinem Werkzeug geschnitten und geglänzt, das Gesicht schmal, von großem Ebenmaß. Der Clari-Marie fuhr es wie ein Stich ins Herz: Wie ein Engel ist sie, das Kind!

Sie erhob sich langsam, legte die Arbeit weg, schüttelte den Kopf. „Was hast denn? Was ist denn mit dir?“ Mit diesen bedächtigen Reden kam sie langsam an die Severina heran, die lächeln wollte und doch einen ängstlichen Ausdruck in den Augen hatte. Die Clari-Marie nahm sie bei der Hand, aus ihrer Stimme klang eine leise Unruhe. „Zeig her — hast — hast Fieber?“ Sie griff dem Mädchen den Puls; einen Augenblick stand sie still, die weiche Hand der Severina war wie Samt an ihren glasigen Fingern. Jetzt ging ein Schauder durch des Mädchens Gestalt.

„Leg dich nieder,“ sagte die Clari-Marie. Sie schob die Severina selber vom Ofen hinweg und in die Schlafkammer hinüber. „Hast dir am Ende doch etwas geholt bei dem Kind, der Maria,“ schalt sie, während jene sich entkleidete, und zweimal schritt sie die große Kammer auf und ab, als litte es sie nicht an einer und derselben Stelle. Nachher maß sie das Fieber, murmelte etwas in sich hinein und kramte dann in einem Schrank nach Kräutern und Tränken. Lange stand sie davor, wählte und legte wieder zurück, besann sich, kam zum Bett und ging wieder zum Schrank. Endlich schien sie

gefunden zu haben, was sie suchte, aber in der Stube draußen, in die sie jetzt trat, hielt sie plötzlich inne, atmete zitternd und kurz, als ob ihr eng sei, und besann sich wieder — lange. „Jesus, mein Gott," sagte sie, als sie nachher in die Küche ging, einen Trank für die Severina zu richten.

Die Clari-Marie war tags ihres Lebens keine zaghafte Frau gewesen. Ihren Weg war sie gegangen, wie es ihr recht dünkte, gefragt hatte sie keinen um sein Gefallen. Die Weiber vom Isengrund rühmten ihre sichere Hand, die Männer ihren Mut, der immer noch aushielt, wenn selbst dem Mann sich ein: „Herrgott, mach ein Ende!" auf die Lippen drängte. Und jetzt zitterte die Clari-Marie.

Es sah es ihr keiner an. Nach außen war sie dieselbe, bleich, ruhig, von klarem Blick und scharfer Rede. Nur sie wußte, daß das Zittern in ihr war. Sie konnte nicht essen und nicht schlafen.

Die Severina bat: „Leg dich doch, Base." Aber sie wies sie an: „Schlaf jetzt und kümmere dich um mich nicht, zuerst mußt jetzt du gesund sein, nachher kommt das andre." Dann ging sie hin und her zwischen Kammer, Stube und Küche, immer und nicht weiter, keinen andern Weg, nur zwischen Kammer, Stube und Küche.

Am Morgen des zweiten Tages, da die Severina lag, kam ein Bauer gelaufen: „Jesses, komm schnell, Clari-Marie, meine Frau — jetzt liegt sie in Krämpfen, du weißt ja."

„Ich kommen?" fragte sie und sah ihn mit zornigen Augen an. „Das und das und das kannst ihr geben der Frau, hast gehört?"

„Aber komm doch selber," drängte der, „sie will auch nicht sein ohne dich."

„Um kein Geld kann ich kommen jetzt! Das Kind ist krank, die Severina, keinen Schritt komme ich fort jetzt."

Im Flur ließ sie den Bauer stehen, die Mittel in Händen, die sie ihm gegeben hatte. Er wollte sie rufen, lief ihr nach in die Stube, aber sie trat eben in die Nebenkammer und kam nicht zurück; so ging er endlich seufzend und war der erste, der die Truttmannin umsonst um Hilfe gebeten hatte.

An diesem Abend wuchs das Fieber der Severina. Sie lag in den buntbedruckten Kissen des großen Bettes und hatte jetzt zwei Farben im Gesicht: das Weiß noch immer, nur gedämpft wie Seerosenblässe, wenn der Mond sie durchleuchtet, und daneben auf beiden Wangen ein heißes, fliegendes Rot; zwei Rosenfarben hatte die Severina. Die Clari-Marie stand in einer Kammerecke und sah sie an, während jene irre sprach, und mußte fast ein „Jesus, wie schön!" stammeln. Dann aber trat sie wieder zum Bett, legte nasse Tücher auf und kämpfte gegen das Fieber, das nicht weichen wollte. Die ganze Nacht währte der zähe, stumme Streit. Die Säcke unter den Augen der Clari-Marie waren von dunkeln Ringen umspannt. Manchmal hatte sie da im Isengrund um Leben und Tod gestritten; so bitterlich ernst war es noch keinmal gegangen! Gegen Morgen erhob sie sich von einem Stuhl, auf dem sie am Bett gesessen hatte, sah die Kranke an und ging zur Tür; aber auf der Schwelle kehrte sie um und setzte sich wieder. Es war ein seltsames

Tun, das sie von da an wieder und wieder begann, als streite sie mit sich selber, als reiße sie etwas hin und her. Einmal, als sie eben wieder neue Kompressen aufgelegt hatte und die Severina zu schlummern schien, fuhr sie jäh auf, ging hastig in die Stube hinaus, nahm ein Tuch um, als müßte sie hinwegeilen. Und doch legte sie auch das Tuch wieder von sich, kam langsam zurück und setzte sich wieder ans Bett.

Dann kam der Morgen, der mit fahlem Licht durch das Fenster zündete. Langsam wandelte sich überall das Nachtschwarz in Grau, an der Diele, den Wänden, den weißen Bodenbrettern und am Bett der Severina, nur der ihr Gesicht war jetzt wieder bleich und bleicher als der fahle Tag. Sie schlief. Da stand die Clari-Marie doch auf, wankte, als sie vom Stuhl hinwegschritt, nahm sich aber zusammen, glättete die Haare am grauen Scheitel und ging aus Stube und Haus, ging raschen, ruhigen Schrittes gaßab und straßüber an die Haustür klopfen, wo der Jaun, der Doktor, wohnte.

Zwei Köpfe fuhren aus den Fenstern, oben der des Bauern, bei dem der Jaun wohnte, unten der der Cille.

„Was ist? — Ja — ja — du?" fragte diese.

„Der Jaun soll kommen! Herauf zu mir, jetzt gleich! Die Severina ist krank!" Das war kurz und rauh hervorgestoßen. Die Clari-Marie wartete nicht; mit denselben sicheren Schritten ging sie zurück, mit denen sie gekommen war. Nur als sie beim Zieglerhaus wieder hineintrat, würgte sie etwas. Herrgott, Herrgott! Einen solchen Gang hast noch keinen tun müssen wie der so schwer!

Der Jaun ließ nicht auf sich warten. Er kam, wie er zu jedem Kranken ging, in seinen städtischen und doch ungeschickt geschneiderten schwarzen Kleidern, die Hosen kurz, die Aermel lang, auf dem Kopf einen steifen runden Filz, wie ihn seiner Lebtag kein Bauer auf hatte. In der Hand brachte er eine kleine Ledertasche, in der er immer seine Utensilien trug. Just so unbeholfen wie in jede fremde Stube trat er in die wieder, wo er so lange daheim gewesen war; über die Schwelle stolperte er, so daß ihm der Hut ins Gesicht rückte. Darum sah er nicht gleich, daß die Stube leer war. Nachher legte er Hut und Tasche ab und strich sich mit der Hand über die Stirn, auf der ihm der Schweiß stand, obwohl er nicht zu rasch gelaufen war. Er sah scheu nach der Kammer hinüber, deren Tür angelehnt war und wo er die Clari-Marie und die Severina erriet. Da kam die Cille, die ihm nachgegangen war, bleich, den langen Oberkörper ein wenig mehr noch als früher vornüberhängend, das volle Haar auch schon grau, herein. „Wo sind sie?" fragte sie leise auf der Schwelle.

Der Jaun nickte gegen die Tür hin und war so leichenblaß im Gesicht, daß die hochbogigen schwarzen Bräuen wie Farbstriche schienen und die scheu blickenden Augen wie Kugeln. Dann ging er zur Nebenkammertür, die die Clari-Marie just da von innen aufzog. Auch über diese Schwelle stolperte der Jaun, und vor der Clari-Marie nickte er in Gedanken, als ob ihn ein vornehmer Kunde gerufen hätte, dem er besondere Höflichkeit schulde. Aber als er die Severina angeblickt hatte, fuhr ihm

eine rote Flamme so jäh ins Gesicht, daß die Clari-Marie ihn staunend ansah; dann rückte er einen Stuhl zum Bett, setzte sich und faßte nach des Mädchens Hand. Jetzt war seine Art sicher und rasch. Die Severina, die noch immer geschlafen hatte, erwachte. Sie war noch sehr matt, nichts verriet, daß sie aufwachte, als daß die Lider sich hoben und in dem schmalen Gesichtlein wieder die schimmernden Augen standen. Plötzlich sagte sie: „Jesses, der Jaun!“ und lächelte dazu.

Der Jaun hielt ihre Hand und sah auf die Uhr, ließ die Hand fallen und legte die seine auf die Stirn der Severina, nahm sie weg und brachte sein Ohr an ihre Brust. Zuerst war er ganz ruhig und seine Art die gemessene des klugen Arztes. Aber als die Untersuchung weiterschritt, war es auf einmal, als gehe sein Atem rascher. Die Cille stand an der Tür und sah auf ihn, und die Clari-Marie hatte sich zu Füßen des Bettes aufgestellt und wandte kein Auge von ihm.

Jetzt hob sich auf einmal Jauns ganze Gestalt und schütterte unter stoßweisem Atem.

„Was hast, Jaun, du zitterst ganz?“ sagte leise die Severina. Da ließ er mit einem Ruck von ihr. „Eis — holt Eis, Mutter, beim Löwenwirt bekommt Ihr,“ sagte er zur Cille mit kurzer Stimme, die keinen Klang hatte. Er selber stand auf und ging der Tür zu. „Ich muß — eine Medizin will ich holen,“ stieß er heraus. Als er in der Stube war und die Tür hinter ihm zuging, entfuhr ihm ein Aechzen, als risse etwas in ihm entzwei, und dann sah er die Cille nicht mehr an, die ihn etwas fragte, und rannte hinaus.

Die Clari-Marie war allein bei der Severina. „Habt Ihr den Jaun gerufen, Base?“ fragte diese. Sie lächelte wieder und blickte ganz froh. „Ganz lang bin ich jetzt nicht mehr drüben gewesen,“ sprach sie weiter.

„Ja, ja,“ gab die Clari-Marie zurück, ging hinaus und kam wieder. „Der Pfarrherr wird auch kommen nachher,“ sagte sie jetzt.

Da sah die Severina einen Augenblick vor sich hin auf die Decke. Ihre Lippen zuckten. „Muß — muß ich sterben, Base?“ fragte sie. In ihre Augen sprang das Wasser, und dann schluchzte sie so bitterlich, daß die starke Clari-Marie die Zähne verbiß, auf daß sie nicht flenne, sie nicht, die Clari-Marie, die in ihrem Leben nie geflennt hatte.

„Der Jaun holt die Medizin,“ sagte sie dann, „sie sagen, er sei geschickt, der Jaun.“ Ihre Stimme war schon wieder fest. Aber die Severina fuhr auf: „Aber Ihr, Base — wenn Ihr nichts mehr wisset für mich! Und Ihr wisset —“

Die Clari-Marie kniete ans Bett nieder, schwer, gemach, mit beiden festen Armen griff sie übers Lager und faßte die Hände der Severina, daß sie sie falten mußte. „Vater unser,“ begann sie und betete weiter und hob wieder an: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!“ Das war die Art, die sie hatte, den Leidenden und Sterbenden Hilfe zu bringen; lag es in ihrer Stimme oder im Griff ihrer Hände oder in ihrer Nähe nur, wie sie schwer, stark und ruhig kniete — die Severina, die ein Staunen fassen wollte, konnte nicht anders, sie schluchzte die Worte nach, die die Clari-Marie

sprach, und ihre Stimme erstarkte an der der andern, sie selber wurde ruhig, und es war ihr, als wehe eine Kühle sie an, die wohl tat, und würde ihr das Herz weit und groß. Jetzt betete sie, sehnsüchtig, inbrünstig, mit weitem, klopfendem Herzen: „Vater unser, der du bist in den Himmeln."

Der Jaun kam zurück. Sie hörten ihn keuchend durch den Flur kommen; in der Stube aber trat er sacht auf, und in die Kammer kam er leise herein.

„Gebt mir Wasser," sagte der Jaun zur Clari-Marie. Die brachte das Verlangte. Dann gab er der Severina ein Pulver. Indessen brachte die Cille das Eis. Der Jaun legte die Umschläge an. Die Severina lag ganz still und sah auf seine Hände, die immer zitterten. „Jetzt wirst dann schlafen können," sagte er.

Die Severina lächelte wieder. „Meinst, kannst mir helfen, Jaun?" fragte sie, still aus den Kissen blickend.

„Ja — ja —" stammelte er, und sein Gesicht war heiß. Da strich sie mit der Hand über die seine. „So schlaf' ich jetzt," sagte sie.

Er nickte nur und ging in die Stube. Die Clari-Marie kam hinter ihm her. Die Cille setzte sich zu der Severina.

Draußen war der Jaun ans Fenster getreten. „Ich will zum Pfarrer schicken," sagte die Clari-Marie leise, die die Schlafkammertür hinter sich zugemacht hatte.

„Ja," gab er zurück; er schien kaum zu wissen, zu was er ja sagte. Er legte die Hand an den Kopf und sann und ließ die Hand wieder sinken.

„Dem Hansi will ich auch berichten," sagte die Clari-Marie wieder. Diesmal klang es wie eine Frage, und sie stand hinter ihm, als müßte er sich umwenden und ihr das sagen, was sie nicht fragen wollte: Hast — hast also auch keine Hoffnung wie ich?

Er wendete sich wohl kurz um, aber nur um gleich wieder aus dem Fenster zu blicken, die Hand an der Stirn, grübelnd. „Ja," sagte er wie vorher, der Clari-Marie zur Antwort. Die ging zur Tür.

Als sie hinaus war, trat der Jaun vom Fenster weg, maß zweimal die Stube und stand wieder still, immer grübelnd. Hast nichts gelernt, was noch helfen könnte! schrie es in ihm; und dann war ihm, als müßte er fortstürzen, irgendwohin, laufen, bis der Atem versagte! So drängte die Qual in ihm. Dann nahm er sich gewaltig zusammen und ging wieder zitternd hinein zu der Severina, zu sehen, ob sie schliefe.

Der Pfarrherr kam im Ornat, den Sigrist im Begleit. „Gerade oft muß ich jetzt daher kommen," sagte er unter der Tür zur Clari-Marie, die nicht vor ihm, aber vor dem Allerheiligsten das Knie bog. Dann amtete er in der Kammer der Severina, und die Clari-Marie wohnte bei.

Als der Pfarrherr sich wieder entfernt hatte, blieben die drei mit der Severina allein. Die hatte geschlafen, aber je mehr der Tag sich dem Abend zuneigte, desto höher stieg das Fieber, bald war sie nicht mehr bei Sinnen und redete irr. Vom Hansi redete sie, der in der Kehlehütte sitze, in dem warmen Nest mit der Claudi zusammen.

Sie phantasierte noch von dem Hansi seinem Glück, als der mit den Abendschatten selber ins Haus kam. Er trug einen Feiertagsanzug, ein rauhes, stattliches Gewand; in dem hatte er vor Monaten Hochzeit gehalten. Die Cille war die erste, auf die er traf. Sie war auf dem Weg zum „Löwen“, neues Eis zu holen. „Was ist? Ist sie denn schon lange krank, die Severina? Ist es schlimm mit ihr?“ fragte er hastig. Sein Gesicht war heiß vom raschen Lauf, sein dichtes braunes Haar feucht.

„Es geht nicht gut,“ sagte die Cille. Ohne Anhalten ging sie an ihm vorüber. Nachher war es ihm, als hätte er ein kurzes Schluchzen gehört. Er trat in die Wohnstube, die schon ganz dämmerig war. Der Jaun und die Clari-Marie saßen da, der Jaun am Tisch, die Clari-Marie am Ofen, beide müßig. Beide blickten auf, als er eintrat.

„Still, sie schläft wieder,“ sagte die Clari-Marie leise. Sie war aufgestanden, trat an den Tisch, wo der Jaun saß, rückte dem Hansi einen Stuhl hin und setzte sich zu ihnen auf die Fensterbank.

„Ich bin auf dem Taglohn gewesen,“ flüsterte der Hansi. „Erst jetzt hat sie mir's sagen können, die Claudi, ich bin so schnell gekommen, als ich konnte.“ Er neigte den breiten Oberleib weit über den Tisch, damit sie sein leises Sprechen verstünden. Die andern taten es ihm unwillkürlich nach. Sie waren eine sonderbare Gruppe, drei Köpfe, der wohlgeformte braune des Hansi, der schmale kohlschwarze des Jaun, dessen Gesicht so weiß war, daß

es durch das Dämmern der Stube leuchtete, und der graue, eckige der Clari-Marie.

„Ist — ist sie am Sterben?" fragte jetzt der Hansi wieder. Er sah die Clari-Marie an dabei. Die wendete das Gesicht dem Jaun zu; sie würgte an etwas.

„Kannst helfen?" fragte sie plötzlich; es klang rauh, obwohl sie ihre Stimme dämpfte wie die andern.

Leicht war das Wort nicht gekommen. Der Jaun fuhr wie aus einem Traum auf. Sein zerfahrener Blick ging über den Tisch hin; wieder zitterten ihm die Hände und die Lippen und die ganze Gestalt. „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" sagte er; das war fast gestöhnt, er biß die Zähne zusammen nachher, sie hörten das Knirschen.

Die Clari-Marie zog die Arme weg. „Das — das sagst mir zuleid," sagte sie zornig.

„Euch — Euch zuleid," stammelte er, „meint Ihr — ich — ich denke an Euch jetzt!?"

Das Elend sah ihm aus dem Gesicht. Er hatte die Worte im Aufstehen gesagt, beide Fäuste ein wenig gehoben, wie um den Worten Nachdruck zu geben.

Die Clari-Marie fror; mit unsicherer Handbewegung strich sie etwas am Kleide zurecht. Dem — dem da, dem Jaun, ging das Leben entzwei mit der da drinnen, mit der Severina, das sah einer ohne Reden! Und — und — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" hatte er gesagt.

Sie hielt sich am Tisch. Es erdbebnete! Fest-

stehen, Clari-Marie, es geht in Stücke — alles — alles — feststehen, Clari-Marie!

„Willst — soll man's ihnen zu wissen tun, deinem Vater und deiner Mutter?" fragte sie plötzlich den Hansi; sie stand jetzt aufrecht, nur die Hand noch am Tisch, ganz leise bebte ihr die Stimme.

„Denen?" sagte der starke Hansi laut. „Denen beim Eid nicht!"

Er stand jetzt auch auf. Alle drei gingen sie leise in die Kammer hinüber. Die Severina fing an im Fieber zu sprechen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Das war eine Föhnnacht, die neunte, die die Severina krank war. Am Abend schon hatte der Wind in den Gassen gemurrt und sein sonderbares Wesen getrieben, bei dem den Bauern in den Hütten ist, als husche einer draußen gespenstisch dahin und dorthin, von Haus zu Haus, blitzschnell, jetzt am Dorfende stöhnend, jetzt am Dorfeingang fauchend und jetzt hornend aus einer weit entlegenen Kluft. Nun war er wild. Sausend strich er durchs Kamin des Zieglerhauses, auf dem Dache klapperten die Schindeln. Plötzlich schwieg er. Wenn der Föhn schweigt, ist es, als hielte das ganze Tal mit einem „Mein Gott, was will jetzt kommen?" den Atem an. Bald kam er wieder — von fernher; ein Laut wie Rauschen schwerer Flügel kündete ihn an. Dann war er da. Sssssss! heran an das Haus mit einem Stoß, Brust gegen Brust, und die Mauer

stöhnt und die Fenster zittern; in der Diele krachen die Balken!

„Das ist ein Wind," sagte die Severina. Sie war seit einer Stunde wach und hatte kein Fieber. Müde war sie und lag in den Kissen, die Arme zu beiden Seiten aufs Bett gelegt, als sollte das heißen: nur nicht rühren, wenn ich mich muß! Ihr Gesicht war noch immer gleich still und gleich weiß und gleich schön. Hatte schon einmal einer ein so heiliges Gesichtlein gesehen wie das der Severina!

Die drei waren noch immer bei ihr, die letztlich keinen Tag und keine Stunde von ihr gegangen waren, der Jaun, die Cille und die Clari-Marie. „Heut ist der Tag," hatte der Jaun am Morgen gesagt, als sie in der Stube gemeinsam eine kurze Mahlzeit genommen hatten.

„Heute," nickte die Clari-Marie, die die Worte sparte wie in ihrem Leben noch nie und doch nie redselig gewesen war. Am Nachmittag kam der Hansi, zu sehen, wie es ginge. Nach einer Stunde stieg er wieder zu Berg. Nun ging der Tag schon zu Ende, und sie saßen bei der Severina, der Jaun ganz nahe am Bett, die Cille drüben an der Wand auf einem Stuhl, die Clari-Marie am Fenster, durch die Scheibe starrend, durch die sie nichts sah als dunkeln Himmel und ein paar unruhig flackernde Sterne. Die sahen aus, als müßten sie im Sturm erlöschen.

Die Cille hatte verweinte Augen. Der Jaun hatte die Unruhe noch immer an sich, die ihn nirgends litt; er stand auch jetzt wieder vom Bett auf und trat hinaus in die Stube, und als die Cille

ihm nachkam und flüsterte: „Gerade gut scheint sie jetzt, die Severina," sah er sie mit einem Blick an, als stieße sie ihm ein Messer ins Herz, und sagte: „Kein Fieber — das — weiß ich schon — wie das ist!"

Das Gesicht der Clari-Marie war reglos, kein Zittern war darin, kein Seufzer brach von ihr; wie aus Stein war sie eine; so war sie nun, seit der Jaun das gesagt hatte, das: „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?"

Als der Jaun und die Cille zurückkamen, hatte sie des Doktors Platz am Bett eingenommen. Sie und die Severina sprachen leise zusammen. „Gerade habe ich es gesagt zu der Base," begann die Severina lauter, „so leicht ist mir jetzt — so — so anders." Und sie lächelte.

Der Jaun ging zum Fenster hinüber, wo die Clari-Marie gesessen hatte. Er hatte genickt, als die Severina gesprochen hatte, schlenkerte mit den Armen unter ihrem Blick, unbeholfen wie ein Schulbub; jetzt sagte er: „Ja — ja — schlaf' jetzt nur wieder, wenn du kannst."

Die Cille setzte sich an ihren alten Platz.

Die Lampe, die auf dem Tisch mit der weißen Decke und den zwei Waschbecken brannte, warf einen roten Schein auf das Bett, die zarte Severina und die dunkle, schwere, breite Clari-Marie.

„Am Ende," wandte sich die Severina wieder an den Jaun, „wird es doch besser jetzt."

„Ja, ja," gab er zurück. Er durfte sie nicht ansehen dabei; so flog sein Blick zerfahren über Diele und Wände.

Da hob sich das Mädchen plötzlich im Bett: „Jesus, was ist jetzt das!“ schrie sie auf, der junge Leib bäumte sich im Krampf auf: „Jesus, Base!“ schrie sie noch einmal.

Die Clari-Marie stand jetzt neben ihr, beugte sich über sie und legte die Arme um sie. Alles an ihr war stark und aufrecht. Sie stützte die Severina mit ihren festen Armen und gab ihrem Kopf die Brust zur Stütze. Dann begann sie: „Vater unser, der du bist in den Himmeln!“

Die Severina lehnte sich an sie. „Base, Base,“ ächzte sie, aber es klang immer friedlicher, leiser, ergebener.

Die Clari-Marie stand wie eine Säule. So stützte sie die Weiber, die in Schmerzen sich wanden, so die, die nicht sterben konnten. Ihre Stimme klang klar und ruhig; das gab ihr eine seltsame Macht, jetzt, wo alles Kampf und Qual und Unruhe war.

„Base,“ seufzte die Severina. Ihre Kraft schwand; aber noch immer dauerte das Ringen zwischen Leben und Tod. Und die Clari-Marie hatte inmitten dieses Ringens ein Gefühl, das ihr Wohltat war: dein ist sie jetzt, die Severina, dich braucht sie, dich allein! Die schmächtige Gestalt zitterte und zagte in ihren Armen. ‚Dich braucht sie!‘ schrie es in ihr.

Plötzlich litt es den Jaun nicht länger, der leichenfahl, die Züge verzerrt, mit schlenkernden Armen drüben an der Wand gelehnt hatte. Die Cille hatte einen Blick auf ihn getan, und so schrecklich sah er aus, daß sie zu ihm trat. „Jaun, Bub,“ mahnte sie mit unsicherem Ton.

„Jetzt — jetzt — stirbt sie," keuchte er. Dann warf er sich auf die Knie wie von Sinnen und kroch zum Bett. „Stirb jetzt nicht — stirb nicht!" bettelte er. „Severini!"

Da war es in einem letzten Aufflackern, daß die Severina die Augen auftat und in sein Gesicht sah, das über den Bettrand heraufblickte. „Jaun, lieber Jaun," sagte sie. Es war wie ein kleines, glückliches Aufjauchzen, als ginge ihr just eine Erkenntnis auf, etwas, woran sie bisher nicht gedacht hatte, etwas Freudiges, Großes! Als sie es gesagt hatte, sank der Kopf an der Brust der Clari-Marie seitwärts. Den Lippen entfuhr ein kurzer, unverständlicher Laut; dann verließ den Oberkörper die Kraft. Die Clari-Marie ließ ihn in die Kissen gleiten.

Der Jaun lag am Bett, flennend und willenlos. Die Cille begann schon das eintönige Totengebet zu sprechen. Aber die Clari-Marie stand aufrecht und stumm neben der Toten. So wie sie da stand, so ging sie nachher hinaus in die Wohnstube. In ihrem Kopf arbeitete es. Hast gemerkt, wie du sie verloren hast, die Severina, im letzten Augenblick? Meinst jetzt noch, dir hat sie gehört? Hast gesehen, wie sie ihn angeschaut hat, den Jaun, und meinst noch, daß sie zuletzt an dich gedacht hat, du, du? Verloren hast sie, die Severina, an — an den Jaun zuerst, dem hat sie der Tod genommen!

In der ruhigen, umständlichen, schweren Art ging sie nachher an das, was für die Tote zu tun war. Sie hatte eine Empfindung, als sei sie in langsamem Sinken auf eine Stelle geraten, von der es nicht tiefer ging. Einmal oben in einer Kammer,

wo sie etwas zu holen hatte und wo es ganz still war, sagte sie laut vor sich hin: „So — jetzt hast nichts mehr, du!“ Dabei regte sich nichts mehr in ihr, weder Liebe noch Leid, weder Hoffnung noch irgendein Gedanke an den nächsten Tag und an die, die nachher kamen.

Als sie in die Wohnstube zurückging, fand sie die Cille dort. „Zum Hansi hinauf, meine ich, sollte man schicken,“ sagte die und sah sie zaghaft von der Seite an.

„Ja, schick nur,“ gab die Clari-Marie zurück.

„Die Totenbeterinnen will —“ hob die Cille wieder an; aber die andre fiel ihr in die Rede: „Ich will sie bestellen nachher.“

Als sie beide schwiegen, hörten sie den Jaun in der Nebenkammer flennen. „Nimm ihn mit,“ sagte die Clari-Marie, „er soll heimgehen; er kann wiederkommen, später, morgen! Jetzt — ein Mannsvolk braucht nicht so zu flennen. Verbeißen soll einer können, wenn er ein Doktor sein will.“

Die Cille sah die Schwester halb scheu, halb demütig an wie zu der Zeit, als sie noch mit ihr gehaust hatte. Dann ging sie gehorsam zum Jaun hinein, und man hörte, wie sie ihm zuredete. Nach einer Weile kamen sie beide heraus. Der bleiche Jaun sah die Clari-Marie nicht an, er nahm seinen Hut von der Wand und ging hinaus, das Grüßen vergaß er.

„Ich komme bald wieder,“ sagte die Cille zur Schwester, die ihr den Rücken wendete, und folgte dem Jaun.

Als beide hinaus waren, atmete die Clari-Marie tief auf: Gott sei Dank, daß keines mehr da ist!

Sie setzte sich an den Tisch, den einen Arm daraufgestützt. Nachdenken mußte sie; es war etwas nicht klar in ihr, und sie war gewohnt, klar zu sein mit ihren kleinen Lebensdingen. Geerdbebnet hat es in deinem Leben, lange schon, Stück um Stück bröckelnd, bis alles am Boden lag! Früh, in der Jugend hat es begonnen, die Brüder gingen verloren, dann das bißchen Liebe zum — zum Mann, der selber, Vater und Mutter dann und der Jaun dann, der Bub, der ein Fremder geworden war!

Geerdbebnet hat es wieder! Das mit dem Hochwürdigen geschah und mit der Schwester, daß du die Achtung vor ihnen verlorst! Die vom Rottal fehlten dir! Die Cille ging und der Hansi und der Töni und — jetzt die Severina! Halt — und das war nicht alles! Weiß Gott, immer das Rechte hast wollen, Clari-Marie! Der Herrgott mag's bezeugen, wie es dir im Herzen gewesen ist! Die Kirche und den Glauben hast hochgehalten und irr hast werden müssen an der Kirche und am Glauben und an denen, die am frömmsten geschienen haben! Das mit dem Gericht — der Herrgott mag's sehen — das Vertrauen zu denen im Rottal hat dich geheißen, für sie zu tun, was du getan hast, und — und am Ende sind sie doch die Schuldigen! Der Eifer wider den Ungläubigen hat dich dem Gisler feind sein lassen! Und — und am Ende hat der unschuldig leiden müssen, deinetwegen! Und — und etwas zu wissen hast gemeint, etwas zu kennen von den Bresten, wie sie an die Menschen kommen können! Jetzt — was — „Warum habt Ihr mich nicht früher geholt?" hat der Jaun gesagt! Der

also — wenn er früher gekommen wäre, hätte die Severina heilen können, der, von dem du gesagt hast, daß er nichts wisse!

Die Clari-Marie hustete kurz und trocken; es saß ihr etwas auf der Brust, das nicht weggehen wollte. Dann sann sie weiter.

Alles ist mißraten in deinem Leben, du! Jetzt stehst du da und bist alt und nutzlos und hast keinen mehr und bist so oft verirrt in deinem Leben, daß du dich nicht weitertraust!

Sie stützte sich schwerer auf den festen, lang über den Tisch gelegten Arm, die Hand umklammerte die Kante. Es quoll in ihr auf wie eine Welle, wild, mit fürchterlicher Gewalt: Schrei doch! Arm bist! Schrei, wie's dir weh tut, schrei! Aber der Schrei kam nicht auf. Schwerer stützte sie sich auf den Arm, hob sich wie in Schmerzen ein klein wenig auf und stieß ein einziges Wort heraus: „Herrgott!"

Im Flur gingen Schritte. Es kamen die Totenbeterinnen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel

Der Winter war nun auch zu Ende. Die Clari-Marie saß an dem Fenster, das auf die am „Löwen" vorbei und der Kirche zu führende Straße Ausblick hatte. Sie saß da nun den lieben langen Tag und arbeitete; nur wenn sie zu einer Frau geholt wurde, ging sie aus dem Hause. Aber im Isengrund hieß es, sie wolle ihr Amt abgeben, sobald die vom Rat eine Jüngere gefunden hätten.

Mit dem neuen Frühjahr ging die Hoffnung des Löwenwirts, einigermaßen die Hoffnung der ganzen Isengrunder, auf wie das Gras an den Lehnen. Jetzt mußten die fetten Zeiten wiederkommen, wo das Fremdenvolk ins Tal kam und Verdienst brachte! Im Mai stand in einer großen Zeitung ein Artikel, ein Stimmungsbild aus dem Isengrund. Da mußte irgendein Zeitungsschreiber im Dorf herumgekundschaftet haben.

„Auf dem schönen Alporte," schrieb er, „liegt ein schwerer Schatten; die zwei dort geschehenen Morde sind unaufgeklärt; der, den die Stimme des Volkes als Mörder bezeichnet, wohnt noch immer im Tal und wagt sich nicht in seine Hütte zurück, im Dorf selbst aber herrscht eine schwere, lastende Stille, als könnten sie da nicht mehr fröhlich werden, bis die Taten ihre Sühne gefunden."

Der Zeitungsmann hatte sich nicht die Mühe genommen, zu erforschen, daß die Stille im Dorfe von der Trauer herrührte, die seit dem Winter an vielen neuen Gräbern auf dem Friedhof weinte.

Es mochte an dem Zeitungsbericht liegen, an mancher andern Ursache auch, die Gäste, die der Löwenwirt und die vom Isengrund erwarteten, kamen nicht. Die Clari-Marie sah von ihrem Fenster aus zuweilen einen Fremden, auch zwei, eine kleine Schar dorfein schreiten. Am nächsten Tag konnte sie sie wieder davonziehen sehen. Der Löwenwirt klagte nicht mehr; ein paarmal reiste er ins Tal; eines Tages kam er zurück und hatte sich einen Käufer für sein Gasthaus geholt, einen schlichten jungen Menschen, einen Bauern. Eine Bauernwirtschaft

wird er führen, wie der „Löwe“ vor Jahren gewesen ist, Fremde will er keine herziehen, hieß es im Dorf.

In diesen Tagen kam die Cille zur Clari-Marie, ein seltener Gast. Am Fenster saßen sie beieinander, die hagere Große und die schwerfällige Starke.

„Ja — und jetzt hat eben der Kirchhofer dem Jaun wieder geschrieben,“ hob die Cille an, als die ersten kurzen Alltagsreden zwischen ihnen hin und her gegangen waren. „Ein Doktor will seine Praxis abgeben unten in St. Felix. Der Jaun kann sie bekommen, wenn er will. Gerade ein Glücksfall ist es für den Jaun, so ist es.“

„So,“ sagte die Clari-Marie. „Und er will gehen?“ fügte sie hinzu.

„Ja, gehen will er,“ antwortete die andre. Dabei seufzte sie. „Hier vergißt er sie doch nicht, die Severina.“ Dann sah sie zum Fenster hinaus, sah das weite, leuchtende Tal, die Kirche, die blauen Himmel und Sonnengold zum Hintergrund hatte, und seufzte wieder. „Es wird mir schon schwer, das Fortgehen, Clari-Marie,“ sagte sie. Der hagere Kopf hing ihr vornüber, ihre Hände preßten im Schoß sich ineinander, ihre dünnen Lippen zitterten.

Die Clari-Marie sah auf und sah sie an. Vor Zeiten würde sie dareingeredet haben, jetzt nickte sie kaum sichtbar und schwieg. Nach einer Weile und nachdem abermals die kargen Alltagsreden ihr Gespräch beschlossen hatten, ging die Cille.

Noch zwei Wochen saß die Clari-Marie am Fenster, ehe sie von diesem aus die beiden, den Jaun und die Cille, für immer aus dem Isengrund

gehen sah. Es geschah noch das mit der Claudi vorher, daß mitten in der Nacht der Hansi am Zieglerhaus pochen kam.

Es war just nicht selten, daß einer die Clari-Marie herausklopfte. Als sie diesmal den Kopf aus dem Türfenster streckte, sah sie den Hansi draußen stehen, ungeduldig und noch keuchend vom raschen Gang, ohne Hut, auf dem braunen Kopf den Schein der mondklaren Nacht.

„Base," sagte er hastig, „die Claudi — ich habe es Euch ja gesagt — es wird Zeit mit ihr! Kommt schnell!"

Die Clari-Marie besann sich nicht. Vor Wochen würde sie ihn weggewiesen haben: Hast mich nicht gefragt, als du sie genommen hast, jetzt brauchst mich auch nicht! Nun rüstete sie sich ohne Zögern und ging mit ihm.

„Ich danke Euch, Base, daß Ihr kommt," sagte der Hansi, als sie vom Hause hinwegstiegen. Er atmete tief auf; das Fragen war ihm nicht leicht geworden.

„Hast nichts zu danken," gab sie zurück, „dafür bin ich jetzt noch da im Dorf."

Dann schwiegen sie lange und stiegen schnell über den mondfahlen Weg. Der Hansi, breitschultrig und hoch, in blauem Kattungewand, machte die mächtigeren Schritte; er mußte zuweilen anhalten, damit die Clari-Marie nachkomme; der wurde der Weg nicht mehr leicht. Einmal fragte er sie: „Gelt, Ihr seid dann schon recht mit — mit der Claudi?"

Das klang halb zaghaft, halb treuherzig; das Blut stand ihm dunkel in den Wangen dabei.

„Hab keine Angst,“ gab sie kurz zurück.

Bald darauf erreichten sie die Hütte, die der Hansi mit dem Gisler gemeinsam aus Gemeindenutzholz gezimmert hatte. Sie war nicht groß und stand in der Nähe des Fuchsbaus, wo der Gisler früher Unterschlupf gehabt hatte. Die weißtannenen Wände und das Schindeldach schimmerten im Mondlicht, und in den kleinen Scheiben lag der Glanz, daß sie wie Spiegel ihn zurückwarfen.

In der Schlafkammer im Unterbau neben der kleinen, fast geräteleeren Wohnstube lag die Claudi. Der kleine rote Schein einer Lampe und das große Mondleuchten stritten sich in der Kammer um die Herrschaft. Der Gisler kam aus ihrer Tür, als der Hansi und die Clari-Marie eintraten.

„Es ist recht, daß du kommst, Clari-Marie,“ sagte er, als sie schweigend an ihm vorüber in die Kammer trat. Der Hansi ging mit ihr hinein.

„Guten Abend,“ grüßte die Clari-Marie, ihr ruhiger Blick streifte das bleiche Gesicht der Claudi. Die tat ihre großen Augen weit auf, hatte einen Schimmer von Tränen darin und sah den Hansi an.

„Dank, daß Ihr kommt,“ sagte sie zur Clari-Marie, und dann mühsam lächelnd und die Worte mit Anstrengung formend: „Jetzt — jetzt soll er hinaus, der Hansi! Allein will ich sein mit Euch, Clari-Marie.“

Diese, die in einem mitgebrachten Körbchen stöberte, sah fast erstaunt auf, ihre Züge gewannen einen Schein von Milde. „Ja, geh,“ sagte sie zu dem Hansi.

Der packte eine der Hände der Claudi, drückte

sie. „Du, helf Gott," stammelte er erregt. Dann ging er.

Die Clari-Marie sorgte um die junge Frau; die wußte nicht, wie es kam, daß Kraft und Mut ihr wuchsen, seit die Truttmannin um sie war.

„Es wird bald dasein," sagte jetzt die Clari-Marie.

Da legte die Claudi die Hände zusammen, sah ernsthaft vor sich hin und sagte leise: „So will ich noch einmal beten vorher."

Die Clari-Marie fuhr jäh auf. „Beten?" fragte sie. Da bewegte die Claudi schon die Lippen und hatte den Blick an der Diele hängen. „Lieber Herrgott, hilf! Weißt, er hat auch Freude, der Hansi — und — wenn ich am Leben bleibe!"

Die Clari-Marie starrte das junge Ding an. Der da ihr Vater war ein Heide! Die war nie in die Kirche gegangen, und jetzt — jetzt betete sie doch. Und —

Als die Clari-Marie am Morgen von der Hütte des Hansi zum Isengrund hinunterstieg, ging sie in tiefem Sinnen. Gebetet hat sie, die Claudi! Und Heidenvolk, hast du gemeint, sind die da oben! Viel lernen mußt du, Clari-Marie, und — bist doch zu alt zum Lernen, viel zu alt!

Siebenundzwanzigstes Kapitel

Es war der Tag, da der Jaun und die Cille aus dem Isengrund gingen. Er war schon vorgerückt. Sie hatten frühzeitig gehen wollen, aber

immer hatte die Cille noch etwas vergessen, und noch immer hielt sie etwas zurück. Bei der Clari-Marie waren sie noch gewesen, „Behüt' dich Gott" zu sagen. Es war kein langer Abschied. Zwischen dem Jaun und ihr war eine Scheidewand ohne Tor. Ein trockenes „Ade!" war alles, was sie füreinander hatten. Auch als die beiden Schwestern die dürren, knochigen Hände zusammenlegten, war wenig Zärtlichkeit dabei; dergleichen tat sich da oben nicht; aber es klang doch sonderbar verhalten, dumpf und unsicher, als sie einander „Leb gesund!" sagten. Der Cille zuckte der Mund in verbissenem Flennen, und das spärliche Wasser blitzte in ihren Augen auf. Nun saß die Clari-Marie am Fenster und sah den beiden nach, wie sie dorfaus schritten.

Der Weg war feucht von Nebeln, die am Morgen am Himmel gehangen hatten, ein graues Licht lag über der Landschaft, der Himmel war fahlblau, ohne Wolken und ohne Sonne, etwas Müdes lag in der Helle des Tages. Drüben war der Hansi, der Taglöhner, mit den zwei Kisten auf dem Rücken, die einen Teil der Habseligkeiten der Abziehenden enthielten, auf der Straße zum See hinab verschwunden. Jetzt tauchten der Jaun und die Cille selber auf, zwei schwarzgekleidete hohe, hagere Gestalten, jener, den steifen Filzhut auf dem schwarzen Haar, ohne Umschauen gemach, aber stetig fürbaß schreitend, diese ein paar Schritte hinter ihm, bald hierseits, bald dortseits der Straße gehend. Die Cille hatte einen schleppenden Gang, so als löste der Schuh sich schwer von der Scholle, auf die er trat. Es brauchte keiner zu hören, daß der

Weg ihr nicht leicht wurde, in ihrem Schreiten allein lag es, daß sie Schritt um Schritt zäh und mühsam sich vom Heimatgrund losriß. Jetzt wendete sie sich noch einmal, sah einmal zur Linken an die Hänge, einmal zur Rechten und dann mit einem großen Blick über das ganze weite Tal, bis an den Wildifirn im Westen, der breit und in trübem Licht herniederschien. Dann senkte sie den Blick, bis er am Fenster hängen blieb, an dem die Clari-Marie saß, und da war es, als wolle sie die langen Arme zum Grüßen heben. Aber es schien nur so. Mit der umständlichen, mühsamen Art ihres Ganges drehte sie sich ab und folgte dem Jaun, dessen Kopf noch einmal sichtbar wurde, während er auf der Seestraße hinabstieg.

So sah die Clari-Marie von ihrem Fenster aus die hinweggehen, die noch zu ihr gehört hatten.

Es war still nachher. Aber der Clari-Marie war es, als sei die Stille nicht nur im Hause, sondern als läge sie über dem ganzen Dorfe. Und dem war so. Der Hausrat des Löwenwirts, des Huber, wurde fortgeschafft auf der Straße, die die Clari-Marie übersah. Er selber kam ihm nachgeschritten. Mit ihm ging der davon, der hatte Leben ins Bergland bringen wollen. Er konnte bei seinem Weggang den unvollendeten Straßenunterbau zu seiner Rechten liegen sehen, wo er im Anfang seiner Isengrunder Zeit die Taglöhner hatte arbeiten lassen und von welchem Werk er gesagt hatte: „Weit auftun will ich das Tal, daß sie hereinkommen, die Fremden!"

Als er fort war, zuckten die vom Isengrund

auf: „Hätten wir ihn nicht gehen lassen!" Dann gingen sie wochenlang faustend am Zieglerhaus vorbei: „Die da drin ist schuld, daß es wieder tot ist da oben bei uns, daß wir wie aus der Welt sind!" Allgemach fügten sie sich, und der alte Friede kam in die alte Stille hinein. Der Clari-Marie gaben sie eine Nachfolgerin. Und jene saß an ihrem Fenster, immer dieselbe feste, hartsinnige Frau, etwas ungelenker geworden, aber aufrecht und stark, und sah die kleinen Geschicke des Tals sich erfüllen, sah auch das sich ändern, daß das Dorf dem Kehle-Gisler, dem Lätz, Ehre antat, den sie sein Leben lang gelästert und geplagt hatten, dem toten Kehle-Gisler freilich.

Auf das Rothorn war ein junger Stadtherr gestiegen. Den Lätz hatte er als Führer mitgenommen. Das Wetter war unsicher; plötzlich fiel es ab, im höchsten Gebirge trat Nebel ein, dann Schnee. Der Stadtherr kam von der Rothornhütte zurück und stieg im „Löwen" ab; ihm sei das Wetter zu wenig vertrauenerweckend gewesen, umgekehrt sei er an der Hütte! Dann erzählte er weiter: Zwei andre Touristen, die er in der Hütte angetroffen, hätten sich nach dem Berg aufgemacht! Als er und der Gisler in der Hütte sich zum Abstieg rüsteten, hatten sie vom Berg her Hilferufe vernommen. Der Gisler stieg hinauf, die Wagehälse zu retten. Er selber wollte im „Löwen" die Rückkehr der Männer erwarten.

Die Erwarteten kamen nicht. Der Herr, der im „Löwen" wartete, ließ den Jacki, den Führer, rufen. Was er meine, fragte er den. Der Jacki,

der schwer grau gewordene, aber immer noch aufrechte Mann, sah an der Rothornlehne hinauf, soweit sie sichtbar war und nicht der zähe dichte Nebel sie verdeckte. „Der Gisler ist ihnen nach?" fragte er, und als der andre bejahte, gab er mit dürren Worten zu: „Wenn sie den Gisler bei sich haben, ist keine Gefahr. In der Rothornhütte werden sie jetzt sitzen und klar Wetter abwarten."

Dann reiste der Herr aus dem „Löwen" ab, nachkommen sollten die andern; er hätte nicht warten können. Sie kamen nach. Am Tag nachher schwankten sie mit schlotternden Knien und zerrissenen Kleidern bei Zunachten ins Dorf. Eine Schar Männer und Weiber sammelte sich um sie, denen die Todesangst noch aus den Augen sah und die anfänglich ganz verwirrte Reden führten. Endlich brachten sie ihre Geschichte heraus. Die Nebel und ein Schneesturm hätten sie auf der Höhe des Rothorns überfallen. Dennoch hätten sie den Abstieg versucht, sich aber verstiegen und an wegloser Wand um Hilfe gerufen. Gegenrufe hätten sie vernommen, bald auch die Stimme des Gisler, des Führers, erkannt; der aber habe sie nicht erreicht, wohl umgekehrt müsse er sein. Mit namenloser Mühe seien sie danach der Wand und dem Tode entronnen und —

„Nicht heimgekommen ist er, der Gisler," fiel der Jacki, der dabeistand, ihnen in die Rede. Die andern stutzten und sahen den Berg an. „Er — er wird sich wohl finden," stotterte der eine.

Da schoß dem alten Jacki das Blut zu Kopf. „Er ist ein alter Mann, der Gisler, Herren," murrte er. „Retten hat er euch wollen, obgleich er

hat wissen müssen, daß es auf Leben und Tod geht, und eher auf Tod als auf Leben. Hinauf müssen wir, ihn suchen."

Sein Blick sagte das Weitere: Ihr werdet mitgehen, Herren, das gehört sich nicht anders!

Die Fremden sahen wieder den Berg an, schüttelten sich, langten in die Taschen: Ja, ja, suchen sollten sie gehen, die vom Isengrund, auch einen kleinen Lohn wollten sie daranwagen; weil sie doch selber jetzt heim müßten, Eile hätten, heimzukommen, halt!

Sie kratzten ein paar Franken aus der Tasche bei den Worten; aber als sie die dem Jacki reichen wollten, spuckte er aus: „Pfui Teufel, mich zahlen lassen! Ich bin mit dem Lätz nicht Freund gewesen, aber —" und er spuckte zum andernmal. Aus der Art, wie er sich von ihnen abwendete, konnten die zwei merken, vor wem er ausspuckte. Sie zogen die Achseln hoch, setzten den Herrenstolz auf und traten ins Gasthaus.

Zehn Männer vom Isengrund stiegen mit dem Jacki zu Berg.

Die Clari-Marie saß an ihrem alten Platz, als sie drei Tage später mit einer Bahre, hinter der der Hansi und andre mit entblößten Köpfen schritten, der Kirche zu zogen. Die Glocken läuteten; für den läuteten sie jetzt, den sie keinmal im Leben hatten herrufen können. Es war ein ganz langer und ein ganz feierlicher Zug. Und die Clari-Marie, die um die Art wußte, wie der Lätz, den sie da vertrugen, gestorben war, richtete sich auf und sah dem Gräbtzug nach. Alleweil noch lernen mußt, Clari-Marie, alleweil noch lernen! Ein Unfrommer ist er gewesen,

der Kehle-Gisler, und ob einer Tat ist er gestorben, wie kein Frommer sie größer tun kann! Immer noch lernen solltest, Clari-Marie! Ihr Gesicht war herb und fahl.

*

Die Zeit ging und ging. Die junge Hebamme hatte im Isengrund Arbeit, wie die alte gehabt hatte, und um so viel Junges sie aufbrachte, um so viel Altes legte der Kolumban, der Totengräber, ins Erdruhebett. Die Viktorine, die Pfarrmagd, legte er hinein. „Der Pfarrherr wird auch bald den letzten Durst haben,“ sagten die vom Isengrund und gaben ihm einen Vikar, damit er es leichter habe.

Wieder ging die Zeit und ging. Aus dem Tal kam die Nachricht herauf: „Ausgewandert sind sie jetzt, der Furrer und seine Frau, nach Amerika sind sie.“

Da kam der Hansi abermals zur Clari-Marie. Mit fröhlichem Gruß trat er ein, ein gesunder, froher Mensch; immer mehr schoß ihm der reiche Lebenssaft in die Glieder.

„Ihr wißt, Base, es will uns ein zweiter Segen ins Haus kommen. Die Claudi will keine haben als Euch. Kommt Ihr?“

Sie sah ihn mit einem forschenden Blick ihrer grauen scharfen Augen an, die seit geraumer Zeit tiefer in den Höhlen lagen. Dann erhob sie sich langsam von ihrem Stuhl. „Geh nur,“ sagte sie, „ich will mich richten. Am Nachmittag komme ich.“

Als sie in der Kehlehütte war, ließen die zwei sie nicht mehr fort. „Der Weg ist zu weit für Euch anfangs und zu steil. Bleibt doch hier ein paar Tage!“

Zuerst wies sie sie kurz ab. Als sie mit Drängen

nicht nachließen, gab sie zögernd nach. „Ein paar Tage, bis die Claudi mich nicht mehr braucht, meinetwegen," sagte sie. Der Tobias, der kleine, dreijährige Bub, hing ihr in den Röcken, als sie das sagte. Er hatte seiner Mutter große braune, warme Augen und seines Vaters welliges braunes Haar. Selbst die weiße Locke darin hatte er geerbt. In dem Haar spielte die glasige Hand der Clari-Marie, als sie das sagte: „Ein paar Tage, meinetwegen."

Am letzten dieser Tage war es, daß die Clari-Marie aus der Hütte trat, wo sie zum letztenmal die Claudi besorgt hatte, die jetzt mitsamt ihrem Zweiten, einem Mädchen, schlief. Am Abend wollte sie nach dem Isengrund hinab, nur den Hansi wollte sie noch erwarten, der auf Taglohn aus war und daheim sein mußte, wenn sie ging.

Die Clari-Marie war aus der engen Stube getreten, weil eine Unruhe sie trieb, seit sie nun wieder heim sollte, in die Stille hinab. Ein Sturm fuhr durch das Tal heraus, der Himmel war grau, und schweres braunes Gewölk trieb vom Wildifirn her talauswärts. Der Wald über der Hütte rauschte, die Baumkronen bogen sich und schnellten wieder auf, immer mächtiger schwoll das Rauschen. Die Clari-Marie trat an die Kehle hinüber, wo ehedem das Obdach des Gisler gestanden, und legte den festen Arm auf den Fels. Der Wind kam gefahren und schlug ihr in die stoffreichen Röcke, das wehte und pfiff; das graue Haar löste sich ihr in Faden und wehte ihr in die Stirn und über die Augen. Aber sie stand fest und schaute aufs Dorf nieder. ‚Jetzt mußt wieder da hinab,' ging es ihr

durch den Sinn, und zum erstenmal seit langer Zeit war wieder ein Wunsch in ihr. Jetzt wärst doch gern noch dageblieben, bei dem Bub, dem Tobias, bei —

Plötzlich kam wieder die Bitterkeit über sie. Zu was bist du noch nutz, du, Clari-Marie! Alles ist dir fehlgegangen im Leben! Viel hast gewollt, und alles, was gewollt hast, ist falsch gewesen! Dich braucht keiner mehr! Uebrig bist lang!

„Du — du — Base," kam da ein kleiner Schrei mit dem Wind; und im Wind selber, halb gesprungen, halb hergeweht, kam der runde kleine Bub, der Tobias. Er warf sich an die Clari-Marie, hob das braune Gesichtlein. „Ich habe dich gesucht," plapperte er außer Atem. Die Augen strahlten ihm. „Gelt, gehst nicht fort, du?" fragte er dann.

Da sah die Clari-Marie auf ihn nieder. Ihr Gesicht war gelb und bleich und fest wie immer, die Augen lachten nicht unter den scharfen Brauen. Aber sie hob den Bub auf, und als sie ihn nahm, schlug ihr das Herz hoch, und sie hielt ihn fest an sich, wortlos, seine Wange an die ihre gepreßt. „Komm," sagte sie, „zu windig ist es; hinein mußt."

So trug sie ihn nach der Hütte, und das Herz schlug ihr hoch und war voll einer unbändigen Freude!

Vielleicht — vielleicht will die Zeit noch gut werden, Clari-Marie! Vielleicht nur! Es liegt Gold im Erdgrund, wo nie ein Gräber es findet, und es sind Menschen, stark und hart und verschlossen, deren Inneres sein Gold nicht geben kann, weil die Seele in einer Schale liegt, hart wie der Erde herber, unfruchtbarer Schoß!



Adolf Schmitthenner

der viel zu früh aus dem Leben geschiedene Heidelberger Stadtpfarrer, verbindet mit der schärfsten realistischen Darstellungskunst eine sichere Kenntnis der Geschichte jener Zeiten, der Kulturzustände, des Lebens in Stadt und Land, die er in seinen Erzählungen und in seinem Roman „Das deutsche Herz“ so überaus anschaulich schildert. Die Kritik stellt den Dichter neben Scheffel, Gottfried Keller, Fontane und Raabe.

Neuestes Werk: **Die sieben Wochentage und andere Erzählungen.** Geh. M 3.50, geb. M 4.50

Ein Band Erzählungen realistischen und märchenartigen Inhalts, die das Erzählertalent des verewigten Verfassers in hellstem Lichte erstrahlen lassen. Während in den Novellen „Die Frühglocke“ — „Ein rasches Ende“ — „Ein Wort“ — „Helene“ — „Der Besuch“ ein ernster Grundton vorwiegt, herrscht in „Der Pfarrkranz“ ein behaglicher, erquickender Humor vor. Den schönsten Ausklang bilden die beiden Märchen „Die vier Fichten“ und „Die sieben Wochentage“, von denen das letztere vielleicht als das Beste bezeichnet werden kann, was auf diesem Gebiete seit langem erschienen ist.

Das deutsche Herz. Roman. 6.—8. Tausend.
Geheftet M 4.—, gebunden M 5.—

Dr. Rud. Krauß im Berliner Tageblatt: „Alles in allem genommen, ist Adolf Schmitthenners poetisches Vermächtnis ein edles Volksbuch von kraftvoller Wirkung, an dem man seine helle Freude haben muß.“

Die christliche Welt, Marburg: „Ein wundervolles Buch. Geschrieben von einem Dichter, der erzählen kann, so daß man den Untergang des Hauses Hirschhorn durch alles Grauen und alle tiefe schöne Liebe miterlebt.“

